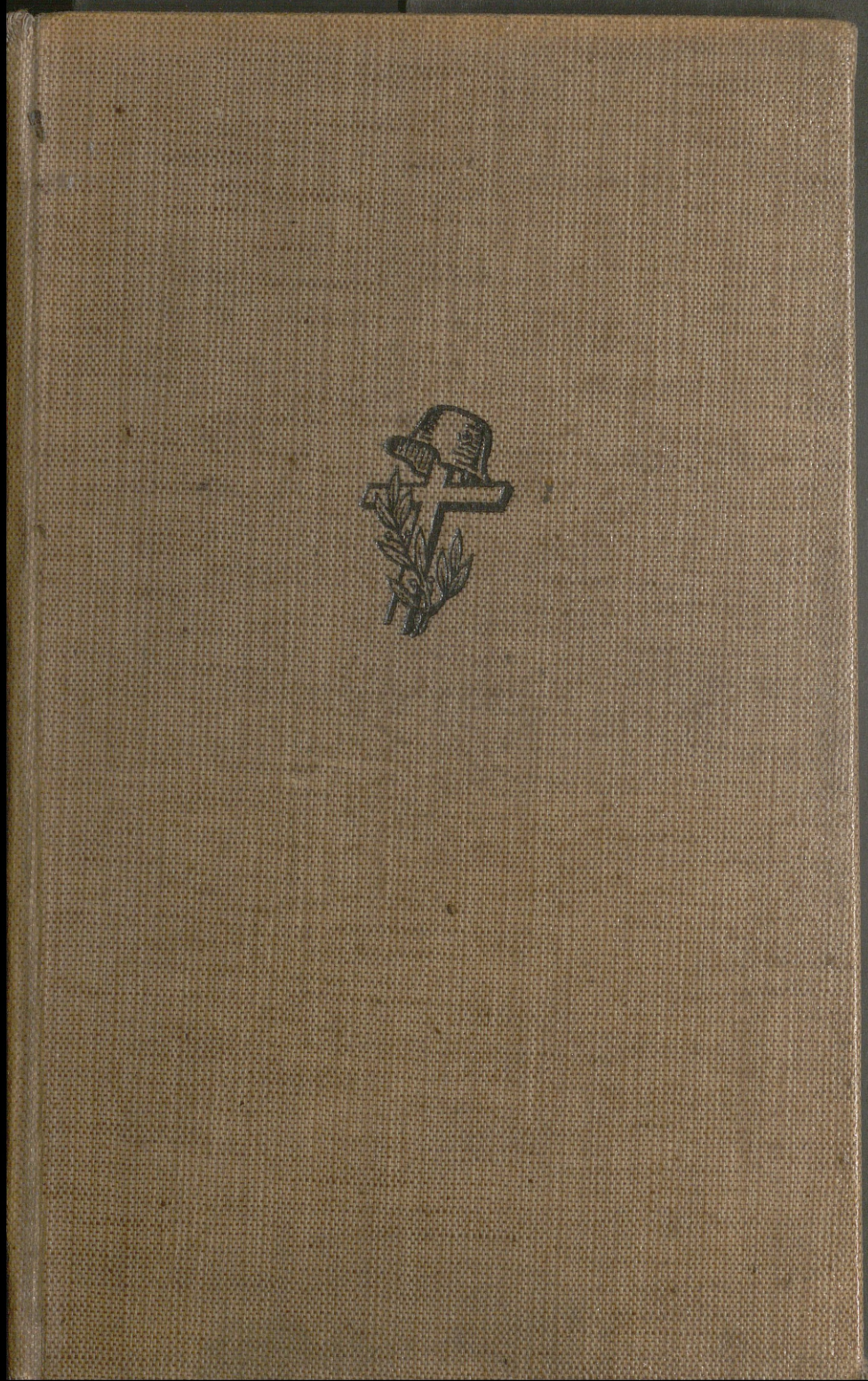


R G B WH GR BL Grey Scale #13 C M Y K
Part Code ST1316
DANES-PICTA.COM
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
Colour Chart #13
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Inches Centimetres



Die Pflichten des deutschen Soldaten:
„Die Ehre des Soldaten liegt im bedingungslosen Einsatz seiner Person für Volk und Vaterland bis zur Opferung seines Lebens. Höchste Soldatentugend ist der kämpferische Mut. Er fordert Härte und Entschlossenheit. Feigheit ist schimpflich, Zaudern unsoldatisch."

Rolf Bathe

Bis zum letzten Hauch . . .

Soldatische Studien 1914—1918

Mit einer Einleitung von
Reichsarchivrat, Major a. D. George Soldan

15 Skizzen

XXVIII. 9. 1 / 355. 44

3. Auflage

Alfred Protte Verlag Potsdam

Biblioteka Główna AŚG
im. gen. broni K.
24137

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung vorbehalten.
Copyright 1936 by Alfred Protte Verlag Potsdam.
Druck von Eduard Stichnote in Potsdam.
Textskizzen von Eleonore Bathe, Berlin.
Einbandvignette von Walter Bullert, Potsdam.

Inhalt:

Zum Geleit. Von Reichsarchivrat, Major a. D. George Soldan 7

Kluck vor Paris. Der 800 Kilometer-Gewaltmarsch der 1. Armee 11

Die Todesbataillone von Borowo. Der Opfergang der ostdeutschen Freiwilligen 57

Die Winterschlacht in Masuren. Ostpreußens zweite Befreiung 78

Loretto 1915. Das Drama von Carency 135

Das letzte Aufgebot. Der Freiheitskampf Tirols 1915 170

Brennende Champagne. Die erste Doppeloffensive an der Westfront 194

Stirb und werde. Untergang und Auferstehung der serbischen Armee 247

Quellennachweis 293

Anlage 15 Skizzen

Zum Geleit!

So oft ist das alte soldatische Losungswort „bis zum letzten Hauch von Mann und Roß" in schönen Friedenszeiten bei feierlichen Anlässen gesprochen und gelobt worden. Es klang dann leichthin als so selbstverständlich, und wer es sprach und bekräftigte war auch sehr stolz gerade auf diese Selbstverständlichkeit. Und trotzdem hat wohl niemand geglaubt, daß es in der Wirklichkeit des Krieges einmal so ganz buchstäblich genommen werden müsse. Hingabe bis zum äußersten, Opferwilligkeit bis zum letzten und gewiß auch ein Sterben und Leiden vieler, vieler ... Man ist darauf vorbereitet gewesen. Aber man sah es auf dem Höhepunkt eines Kampfes, beschränkt auf wohl nur wenige schwere Stunden, die über Sieg oder Niederlage die Entscheidung bringen mußten.

Im Weltkrieg sind aus Stunden Tage, sind aus Tagen Wochen, ja Monate geworden, die über Angriff und Verteidigung, unter Feuerkanonaden und Geschoßgarben, über Marschieren und Marschieren, über Kämpfen und Kämpfen, über Dulden und Entsagen, über Begeisterung und Verzweiflung, über Bluten und Sterben es buchstäblich in die Geschichte eingehen ließen: Bis zum letzten Hauch ...

Davon erzählt dieses Buch. Es zeigt Leistungen auf allen Kriegsschauplätzen auf, die selbst uns alte Frontsoldaten heute nach zwei Jahrzehnten oft fast sagenhaft anmuten könnten, wenn wir dies hier nicht selber durchgemacht hätten und jenes dort nicht aus den untrüglichen

Quellen der Kriegstagebücher und Feldzugsakten, aus Befehlen und Kampfberichten und nicht zuletzt aus allzu beredten Zahlen zu uns spräche.

Wir wissen heute selber nicht mehr, woher und woraus uns die Kraft erwuchs, jenen fast übermenschlichen Forderungen, die an Führung und Truppe gestellt worden sind, nicht zu erliegen. An Führung und Truppe! Es ist gut, daß in diesem Buche beides nebeneinander gestellt und in jene Wechselwirkung mit einander gebracht worden ist, aus der die wirkliche Größe des Ringens allein verständlich werden kann und hierüber in seiner ganzen Größe und Erhabenheit seine so sehr verdiente Krönung erfährt.

Gewiß haben auch unsere Gegner Lagen erlebt, in denen sie bis zum letzten Hauch kämpfen mußten — aber kein anderes Heer als das deutsche hat in einer fast endlosen Kette immer von neuem wieder das Letzte aus sich herausholen müssen, obwohl oft schon das Letzte ausgegeben schien. Und das Wunderbare, immer wieder Überraschende lag dann in der Erscheinung, daß das innere Gefüge der Truppe, die gewiß nicht nur aus Helden bestand, stets so stark blieb, daß alle fort- und mitgerissen opferwillig alles gaben bis zum letzten Hauch.

„Mir kommt nichts kleinlicher vor" — so hat Clausewitz einmal gesagt — „als wenn immer nur auf Fleisch und Blut, auf Pulver und Blei kalkuliert und auf die moralischen Größen gar keine Rücksicht genommen wird." Er hat in diesen moralischen Größen jene Keime gesehen, die, nachdem sie im Kriege entwickelt worden sind, im Frieden im Fortschreiten bleiben und sorgsam gehütet werden müssen, damit sie unter der Glut eines neuen Krieges schnell wieder zu üppiger Reife treiben können. Darin liegt die schwere Aufgabe der Friedens-

arbeit, der Erziehung des einzelnen Soldaten und der unlöslichen Zusammenschweißung der Truppe.

Nur ein Heer, dem in der Friedenserziehung und Ausbildung nichts geschenkt wird, kann im Kriege jene Härte zeigen, die allein zu Leistungen befähigt, von denen dieses Buch in so eindrucksvoller Form berichtet. Es mag auf seinem Wege durch deutsche Lande diese Erkenntnis verbreiten helfen, es möge sie in jene Kreise tragen, die nach den Weltkriegskämpfern einmal berufen sein werden, für Deutschlands Größe ihr Leben einzusetzen. Vor ihrem geistigen Auge sollen dann die Männer stehen, die in den glutheißen Tagen an der Marne, in den Eiswüsten Masurens, in den Kreidegräben der Champagne, auf der blutgetränkten Lorettohöhe, in den Weiten Serbiens oder wo es sonst gewesen ist, dieses eine Wort „nachgeben" nicht kennen wollten und darüber es wahr machten: Bis zum letzten Hauch ...

Ferch/Potsdam, im November 1935.

George Soldan.

Kluck vor Paris

Der 800 Kilometer-Gewaltmarsch der 1. Armee.

Kein Ereignis des Großen Krieges hat sich so stark im Bewußtsein des deutschen Volkes festgesetzt, wie die Marneschlacht. Kein Ereignis hat auch in der deutschen und ausländischen Kriegsliteratur ein so nachhaltiges Echo gefunden, wie diese auf einem Felde von 300 Kilometern Ausdehnung durchgeführte Entscheidungsschlacht, die als „Marnedrama" in die deutsche, und als „Marnewunder" in die französische Schriftsprache eingegangen ist.

In Deutschland hat bereits kurz nach dem Kriege eine hitzige Diskussion über die Frage: „Mußte es so kommen?" eingesetzt, und sie ist bis zum heutigen Tage noch nicht verstummt. Viele berufene Köpfe des deutschen militärischen Schrifttums, und leider auch viele Unberufene haben sich mit diesem Problem befaßt. Es wäre vermessen, heute noch zu dieser Frage: „Mußte es so kommen?" etwas Neues sagen zu wollen, nachdem die hierzu *berufensten Männer* im amtlichen deutschen Kriegswerk*) dieses Problem so weit durchleuchtet und geklärt haben, wie es auf Grund der vorhandenen Quellen überhaupt im Bereich menschlicher Möglichkeiten liegt.

Dagegen ist es eine *innere Verpflichtung*, die in der Kriegsgeschichte aller Zeiten beispiellosen Leistungen der Truppe, und zwar der am Entscheidungsflügel kämpfenden 1. Armee des Generaloberst von Kluck, in

*)Reichsarchiv: Der Weltkrieg 1914/1918 Bd. III. und IV.

einer geschlossenen Studie darzustellen, denn das, was die Mecklenburger und Holsteiner, die Brandenburger, die Pommern und die Söhne der Provinz Sachsen in diesen glutheißen Septembertagen 1914 vor Paris aus sich herausgeholt, wie sie gelitten und gestritten haben und schließlich auf dem grandiosen Höhepunkt dieser fünftägigen Schlacht über sich selbst hinausgewachsen sind, *das ist einmalig*.

Die Vergangenheit kannte diese Anforderungen, die Kluck an seine Regimenter stellen mußte, nicht, denn dazu waren die Dimensionen früherer Kriege zu klein. Der Krieg von morgen wird sie *in dieser Form* nicht mehr kennen lernen, denn die Motorisierung von heute schließt ununterbrochene infanteristische Gewaltmärsche über viele Hunderte von Kilometern aus. Mit diesen Feststellungen ist die Aufgabe dieser Studie fest umrissen. —

Der unaufhaltsame Vormarsch der 1. und 2. deutschen Armee über Mons — St. Quentin — Amiens auf Paris, und die Sprengung der Maasschranken zwischen Sedan und Verdun durch die Mitte des deutschen Westheeres (3., 4. und 5. Armee) hatte den französischen Oberbefehlshaber, General Joffre, in den letzten Augusttagen 1914 vor neue schwere Entschlüsse gestellt. Ungeachtet des demoralisierenden Eindruckes in Heer und Volk sah das Große Hauptquartier keinen anderen Ausweg, dem würgenden Druck des deutschen Umfassungsflügels zu entgehen, als mit den im Raume Verdun — Paris fechtenden französischen Armeen und dem britischen Expeditionskorps *den Rückzug bis zur Seine fortzusetzen*. Erst hinter diesem Schutzwall sah General Joffre die Möglichkeit, nach Neuordnung der Verbände und beträchtlicher Verstärkung des Ent-

scheidungsflügels im Norden*) zum Gegenangriff zu schreiten. Mit der Fortsetzung des allgemeinen Rückzuges zur Seine mußte die Festung Verdun sich selbst überlassen bleiben. Die Hauptstadt und Festung Paris wurde unter dem Oberbefehl des tatkräftigen Gouverneurs Galliéni der Verteidigung der 6. Armee Maunoury anvertraut. Zu gleicher Zeit schwächte Joffre rücksichtslos seine Ostfront auf dem lothringischen Kriegsschauplatz und rief fünf Infanterie- und zwei Kavallerie-Divisionen in beschleunigten Transporten an seinen Nordflügel, wo die Entscheidung fallen mußte. So war auf französischer Seite die Situation am 2. September 1914.

Auch die deutsche Oberste Heeresleitung hatte in diesen Tagen folgenschwere Entschlüsse gefaßt. In der Nacht vom 2./3. September war an die Armeen von Kluck und von Bülow am rechten deutschen Heeresflügel*) eine neue Weisung ergangen:

„Absicht Oberster Heeresleitung, Franzosen in südöstlicher Richtung von Paris abzudrängen. 1. Armee folgt gestaffelt der 2. Armee und übernimmt weiterhin den Flankenschutz des Heeres“**).

Der ursprüngliche Plan, mit dem rechten deutschen Heeresflügel westlich umfassend über Paris hinauszustoßen, wurde also mit diesem Befehl aufgegeben; vielmehr hatte jetzt Klucks 1. Armee, mit dem rechten Ärmel

*) Zur Klärung der Begriffe ist zu sagen, daß das französische militärische Schrifttum allgemein den linken Flügel der alliierten Armeen bei Paris als Nordflügel bezeichnet. Diesem französischen Nordflügel steht der rechte Flügel des deutschen Westheeres, — die Armeen von Kluck und von Bülow — gegenüber, dem in dem bekannten Schlieffen-Plan die entscheidende Rolle zugedacht war. (Schlieffen: „Macht mir den rechten Flügel stark.—“)

**) Reichsarchiv: Das Marnedrama 1914. Schlachten des Weltkrieges Bd. 22, S. 33.

die Fortlinie streifend, östlich an Paris vorbeizustoßen. Dementsprechend verschob sich die Gesamtrichtung des Vormarsches der 1.—5. deutschen Armee nach links.

Dem Gouverneur von Paris, Galliéni, der die Bewegungen Klucks mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte, war der Linksabmarsch der deutschen Flügelarmee nicht entgangen. Am 4. September sah Galliéni die ersten alarmierenden Fliegermeldungen vom vergangenen Tage voll und ganz bestätigt: Die Deutschen zogen östlich an Paris vorbei. Mit der ganzen Zielsicherheit, die Galliéni auszeichnete, setzte sich der General bei dem Oberbefehlshaber nachdrücklichst für einen sofortigen Gegenangriff aus Paris in Klucks offene Flanke ein. Joffre verweigerte zunächst seine Genehmigung. Der Zeitpunkt zur Offensive erschien ihm noch verfrüht, der Zustand seiner Armeen nicht gefestigt genug, um vor einer Neuordnung hinter der Seine den Verfolger im Gegenangriff anzufallen. Erst nach hartnäckigen und sehr bewegten telefonischen Verhandlungen gelang es Galliéni, den zögernden Joffre umzustimmen und am Abend des 4. September die sofortige Wiederaufnahme der allgemeinen Offensive mit dem Schwerpunkt gegen die Armee von Kluck durchzusetzen.

Noch an dem gleichen Abend gingen an die französischen Armeen zwischen Paris und Verdun die Befehle heraus, den Rückmarsch einzustellen und in den erreichten Linien Front zu machen. Am folgenden Tag, dem 5. September, wurden den Armeen die Bereitschaftsräume für den bevorstehenden Angriff zugewiesen. Der allgemeine Angriff wurde für den 6. September befohlen. —

Die Schwächung der fünf deutschen Vormarscharmeen durch den Abtransport von zwei Armeekorps nach Ostpreußen, die Abgabe von Belagerungstruppen für die

Festungen Antwerpen und Maubeuge und zur Einschließung von Verdun — es waren insgesamt 11 Divisionen in Stärke von etwa 180 000 Mann, die hierdurch den deutschen Armeen im Westen für die offene Feldschlacht entzogen waren — ließ Joffre mit einer beträchtlichen Übermacht im Felde erscheinen. Insgesamt verfügte der französische Generalissimus für die bevorstehende Schlacht über 56 Infanterie- und neun Kavalleriedivisionen, denen Moltke nur 44 Infanterie- und sieben Kavalleriedivisionen entgegenzustellen hatte*). Da es Joffre mit Hilfe des äußerst leistungsfähigen französischen Bahnnetzes gelungen war, die Truppenverschiebungen von der Lothringer Front nach Paris rechtzeitig zu beenden, konnte er sich am Entscheidungsflügel mit der geballten Kraft von 23 bis 24 Divisionen auf die nur 10 Divisionen starke Kluckesche Armee stürzen, während an der Kampffront der übrigen vier deutschen Armeen ein Gleichgewicht der Kräfte vorherrschte. Joffre hatte also am Vorabend der Schlacht seine gewaltige Übermacht auf den verwundbarsten Punkt der deutschen Front konzentrieren können. —

In der gleichen Nacht, in der an die französischen Armeen Joffres Befehl zur Einstellung des Rückmarsches erging, hatte auch die deutsche Oberste Heeresleitung auf Grund der Gesamtlage neue Entschlüsse gefaßt, die, ohne Kenntnis von den Zügen des Gegenspielers, den Operationen im Westen ein gänzlich verändertes Gesicht geben sollten. Aus der Erkenntnis heraus, daß die vorhandenen Kräfte nicht ausreichten, um den ursprünglichen Operationsplan zu verwirklichen, der, über Paris hinausgreifend, unter umfassendem Flügeldruck die Abdrängung der gesamten französischen Streitkräfte nach Südosten und

*) Amtl. französisches Kriegswerk, T. I. 3, S. 20.

ihre Einschnürung an der Schweizer Grenze vorsah, suchte die OHL.-Moltke eine Teilentscheidung durch doppelseitige Umfassung der französischen Armeen zwischen Maas und Mosel herbeizuführen. Die Deckung dieser Operation, deren Schwergewicht bei der 4. Armee (Albrecht von Württemberg) und 5. Armee (Deutscher Kronprinz) lag, hatte der rechte Heeresflügel zu übernehmen. So erhielten in der Nacht vom 4./5. September die Armeen v. Kluck und v. Bülow den folgenden Befehl: „1. und 2. Armee verbleiben gegenüber Ostfront von Paris. 1. Armee zwischen Oise und Marne, 2. Armee zwischen Marne und Seine." Dieser Weisung entsprechend sollte also der rechte Heeresflügel mit der Front nach Westen und Südwesten etwa die Linie Creil (Oise) —Senlis—Château Thierry—Nogent zur Seine besetzen und gegen Paris decken. Die Armee v. Kluck hatte danach also hinter Bülows rechtem Flügel rückwärts gestaffelt Aufstellung zu nehmen.

Da aber Kluck nach 25 Tagen schärfster Verfolgung den zurückgehenden Feind vor der Klinge behalten und die vor seiner Front befindlichen Engländer und Franzosen vor der befohlenen Schwenkung gegen Paris erst über die Seine zurückwerfen wollte, dagegen die benachbarte Armee v. Bülow den Weisungen der OHL. entsprechend ihre beiden an Kluck anschließenden Korps bereits angehalten hatte, um die Schwenkung nach Südwesten einzuleiten, so war unglücklicherweise in dem Augenblick, als Joffre mit gesammelter Kraft zum Gegenschlag ausholte, die Armee von Kluck in ihrem Drange nach vorwärts um einen vollen Tagesmarsch vorgeprallt, anstatt wie vorgesehen, rückwärts gestaffelt hinter der Armee von Bülow zu stehen. Der Beginn der bevorstehenden Entscheidungsschlacht sah also die Armee von Kluck nicht nur in einer ganz erheblichen

zahlenmäßigen Unterlegenheit sondern zugleich in einer denkbar ungünstigen Lage. —

Der 5. September.

Am 5. September, als die französischen Armeen sich bereits in ihren Bereitschaftsräumen versammelten, und die verstärkte Armee Maunoury, hinter der nördlichen Fortlinie von Paris vorquellend, sich bereits zum Vormarsch gegen den Ourcq in Klucks Flanke und Rücken anschickte, hatten die Hauptkräfte der 1. deutschen Armee ohne besondere Reibungen mit dem Gegner die Verfolgung zur Seine fortgesetzt. Nur das IV. Reservekorps unter General der Artillerie von Gronau, das rückwärts gestaffelt der Armee folgte und die Flanke gegen Paris deckte, hatte bereits am Vormittag den Befehl zur Einstellung des Vormarsches erhalten. Die vier übrigen Korps der 1. Armee ruhten am Abend dieses heißen Marschtages am Grand Morin zwischen Mortcerf — Coulomniers — Montceaux—Esternay hart östlich und zum Teil bereits *südöstlich von Paris*. Der Fortlinie am nächsten, nur etwa 30 Kilometer entfernt, ruhte das II. pommersche Korps (v. Linsingen), anschließend das IV. Magdeburger Armeekorps (Sixt v. Arnim), dann folgte das III. brandenburgische Korps (v. Lochow) und am linken Flügel der Armee bei Esternay das IX. holsteinische Korps (v. Quast).

Die Truppe war hart mitgenommen, aber in hervorragender Stimmung. Diese schwarzbraun gebrannten, hageren Soldaten der Kluckschen Armee befanden sich seit 25 Tagen im Vormarsch, der schon mehr *einem einzigen ununterbrochenen Gewaltmarsch* glich. Vom 11. August bis zum 5. September hatte es einen einzigen Ruhetag gegeben. 650 Kilometer hatte die

Infanterie in glühender Auguſtſonne mit ſchwerem Gepäck hinter ſich gebracht. Die Reitergeſchwader waren weit ausholend auf völlig abgetriebenen Pferden etwa 900 Kilometer geritten.

Dieſe ſtahlharten Truppen hatten die Belgier an der Gette über den Haufen gerannt, in blutigem Ringen bei Mons die kampferprobten britiſchen Söldner aus dem Stand geworfen, nach heftigſter Verfolgung Frenchs Expeditionsheer bei Le Cateau nochmals angepackt und in die Flucht gejagt; ſie hatten am Umfaſſungsflügel weit nach Weſten greifend, die Somme überſchritten und Maunourys neugebildete 6. franzöſiſche Armee im erſten Anprall auseinandergeſprengt. Ihr Marſchtritt hallte unter den weitgeſchwungenen Bogen der altehrwürdigen Kathedrale von Amiens, ſie hatten ſich, nach Süden gegen Paris einſchwenkend durch die Oiſe-Wälder gewunden, ſie hatten im Wald von Villers-Cotteret engliſche Nachhuten mit dem Bajonett angefallen und bei Senlis noch einmal Maunourys 6. Armee zu faſſen bekommen und in völliger Auflöſung gegen die Fortlinie von Paris zurückgeworfen.

Dieſe Regimenter waren marſchiert und marſchiert, mit wunden Sohlen und aufgeſcheuertem Rücken — ohne Ruh und ohne Raſt. Sie waren im Nachtmarſch in das von Roſengärten und Weinbergen umſäumte Marnetal hinabgeſtiegen, in dem der ſilberne Glanz des Mondes eine wunderſam friedliche Landſchaft hervorzauberte; über die ſteinernen Marnebrücken, die unter dem Rollen der Geſchützräder und unter Tauſenden von Pferdehufen erdröhnten, war ihr Marſch nach Süden weitergegangen. Vorwärts! Vorwärts! Gerüchte ſchwirrten durch die Reihen der Truppe: Die franzöſiſche Regierung aus Paris geflüchtet. Panikartige Flucht der Bevölkerung. Vorwärts! Vorwärts! — Die letzten Tage waren beſon-

ders hart gewesen. In Hochsommerhitze waren die Kolonnen vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht hinein marschiert, um den nach Süden entwichenen Gegner wieder fassen zu können. — Die Marschlisten des Regiments „Hamburg" (Inf.-Reg. 76*), die sich auf die ganze 1. Armee übertragen lassen, verzeichnen:

1. September 35 Kilometer
2. September 60 Kilometer
3. September 40 Kilometer
4. September 33 Kilometer
5. September 25 Kilometer (Gefechtstag).

Während die Regimenter nach den Anstrengungen der vergangenen Tage in ihren Quartieren am Grand Morin, einem beliebten Ausflugsziel der Pariser, in bleiernem Schlaf versunken liegen, sitzen im Hauptquartier des Generaloberst von Kluck die Generalstabsoffiziere über die Karten gebeugt. Nach Rücksprache mit Verbindungsoffizieren der Obersten Heeresleitung und dem AOK. II. von Bülow, in der die Truppenverschiebungen der Franzosen zur Sprache gekommen waren, hatten Kluck und sein Generalstabschef von Kuhl die drohende Gefahr, in der sich die weit vorgeprallte 1. Armee am äußersten Flügel befand, in ihrem ganzen Umfang erkannt. Die Befehle zur Einstellung des Vormarsches waren bereits herausgegeben, die Befehle für den 6. September zum staffelweisen Abmarsch über die Marne zurück nach Norden in die von der Obersten Heeresleitung befohlenen Räume waren in Vorbereitung, als mitten in die Arbeit eine alarmierende Meldung des IV. Reservekorps hineinplatzt: Das Korps war auf überlegenen Feind gestoßen und gegen Abend nach Einbruch der Dun-

*) W. Nau-Beiträge zur Geschichte des Regiments „Hamburg" Anlage II.

kelheit ... zurückgegangen. Diese Meldung enthüllte den ganzen Ernst der Lage*).

Was war geschehen? Das IV. Reservekorps des Generals der Artillerie von Gronau, das noch nördlich der Marne den Befehl zur Einstellung des Vormarsches erhalten hatte, war bereits am 5. September vormittags zur Ruhe übergegangen. Sie sollte nur von kurzer Dauer sein. Die dem Korps zugeteilte 4. Kavallerie-Division (Garnier) hatte zahlreiche Patrouillen gegen die Nordfront von Paris vorgetrieben, die sehr bald in den dichten Wäldern südlich von Senlis auf dichte feindliche Sperrketten stießen, die unter auffällig starkem Kräfteeinsatz jeden Einblick in das Hintergelände zu verwehren suchten. Dennoch war es mehreren kühnen Patrouillen gelungen, den dichten Gürtel der feindlichen Postierungen zu durchbrechen. Als der Franzose gegen eine Patrouille der Pasewalker Kürassiere sogar Artillerie einsetzte, als zahlreiche übereinstimmende Meldungen der Kavallerie die Stärke des bei Dammartin versammelten Gegners auf eine volle Division schätzten, als schließlich der Kommandeur der Kavalleriedivision in Erwartung eines feindlichen Angriffs Unterstützung durch die Infanterie erbat, horchte das Generalkommando auf.

Was verbarg sich hinter dem undurchdringlichen Gürtel der feindlichen Sicherungen? Hatten diese Kräfte nur die Deckung der Pariser Nordfront zur Aufgabe oder braute sich hinter diesem dichten Schleier von Kavallerie- und Infanteriepostierungen ein Ungewitter zusammen? Das Geheimnis, das die Nordfront von Paris umhüllte, mußte gelüftet werden. Klarheit konnte hier aber nur ein Angriff bringen.

General von Gronau wußte, daß er sich auf seine Reservisten und Landwehrmänner, die altgedienten Solda-

*) Reichsarchiv, Bd. IV. S. 31.

ten aus der Altmark, der Provinz Sachsen und Hessen*) verlassen konnte. Er hatte gesehen, wie diese Familienväter in der Vormarschhetze der vergangenen Wochen mit den jüngeren Kameraden der aktiven Korps Schritt gehalten hatten, so bitter schwer es ihnen auch geworden war. Sie würden auch dem Feind gegenüber, mit dem sie bisher noch wenig in Berührung gekommen waren, ihren Mann stehen. Andererseits aber litt das IV. R.K. an der natürlichen Schwäche, die allen Reserve-Formationen bei Ausbruch des Krieges anhaftete. Es verfügte gegenüber den aktiven Korps nur über die Hälfte der Artillerie und Maschinengewehr-Kompagnien (72 Geschütze und vier M.G.K.), Nachrichtentruppen waren nur in geringer Zahl zugeteilt, Flieger fehlten gänzlich. Außerdem war die infanteristische Kampfstärke durch zahlreiche Abkommandierungen während des Vormarsches erheblich geschwächt, sodaß am 5. September dem Generalkommando von den 25 Bataillonen des Korps nur 16 zur Verfügung standen. Somit war die Gefechtskraft des IV. R.K. nur etwa der einer aktiven Division gleichzusetzen**).

Mit einer so schwachen Truppe in das eng gesponnene Netz der feindlichen Sicherungen hineinzustoßen und einen Gegner von unbekannter Stärke anzugreifen, der zudem noch im Rücken die mächtigen Pariser Forts als Deckung hatte, war ein Wagnis besonderer Art. Es war ein Sprung ins Dunkle, der für das Korps schwerwiegende Folgen haben, aber durch die Klärung der Lage in der Flanke für die ganze 1. Armee von unschätzbarem Werte sein konnte.

*) Das IV. R. K. bestand aus der 7. Res. Div. (Magdeburg und der 22. Res. Div. (Kassel).

**) Das Marnedrama 1914, 4. Teil, S. 14/15.

Im vollen Bewußtsein seiner schweren Verantwortung erteilte General v. Gronau um 12 Uhr mittags den Befehl zum Angriff. Bei der 7. Reserve-Division, die zuerst zum Angriff nach Westen einschwenkte, stellte schon kurz nach 2 Uhr nachmittags ein vom Gros abgetrenntes Bataillon des Res.Inf.Reg. 27 feindliche Ansammlungen in Stärke einer Brigade fest. Zwei im Galopp vorgehende Geschütze setzten einige Schrapnellagen hin, unter deren Wirkung der Franzose auseinanderstob, sich dann aber schnell faßte und zum Angriff entwickelte. Diese Schüsse der 6. Batterie des Res.Feld-Artillerie Regiments 7 bildeten den Auftakt zu der gigantischen Schlacht, die als Marneschlacht in die Weltgeschichte eingegangen ist. —

Kurz darauf stieß die Vorhut der 7. Res.Div., die sich gerade durch das winklige Dorf Monthyon hindurchgewunden hatte, unmittelbar hinter dem Dorfausgang auf französische Infanterie und in einiger Entfernung folgend auf eine lange Marschkolonne. So unerwartet erfolgte der Zusammenprall, daß von dem Vorhut-Bataillon nur die Spitzenkompagnie Zeit fand, schnell auszuschwärmen und das Feuer zu eröffnen, daß die in schärfster Gangart aus dem Ort hervorbrechenden Batterien des Res.Feld-Art.Reg. 7 auf der Chaussee selbst abprotzen mußten, um überfallartig die Marschkolonne in direktem Schuß mit Schnellfeuer zu überschütten, das in dem Gedränge der Menschen, Fahrzeuge und Pferde schwere Verheerungen anrichtete.

Auch die Batterien der II. Abteilung sollten sehr bald lohnende Ziele finden. Zurückpreschende Kavallerie-Patrouillen brachten die Meldung, daß in der nördlichen Flanke der Division ein neuer Feind aufgetaucht sei. Gegen diesen Gegner wird die II/7 mit einem Bataillon der 27er abgedreht.

Biblioteka im. gen. bron. K. Sw. Brczewskiego

„Der Abteilungskommandeur und die drei Batterieführer galoppieren auf eine kleine Anhöhe rechts des Vormarschweges, um selbst festzustellen, was es gibt. In einer Entfernung von wenig mehr als 3 Kilometer liegt ein französisches Lager mit zahlreichen Zelten, Pferden und Fahrzeugen vor ihren erstaunten Blicken: Die Franzosen ahnen wohl nichts Böses, sie wähnen die ganze Armee Kluck im Vormarsch über die Marne und legen selbst Wert darauf, daß es heute möglichst ruhig bleibt. Der vorderste Zug der 6. Batterie ist zuerst erreichbar; er wird gegen das Ziel angesetzt. Die Batterieführer beobachten. Die erste Brennzündergruppe ... kracht aus den Rohren und platzt mitten über dem Lager. Ein furchtbares Durcheinander ist die Folge. Zu Knäueln ballen sich die Fahrzeuge zusammen, andere Gäule jagen entsetzt in wilder Flucht davon. In wenigen Augenblicken ist das Bild ganz verändert. Die Fahrzeuge sind in Geländemulden und hinter kleinen Waldstücken verschwunden, der Franzose bringt seine Artillerie in Stellung und überschüttet unsere I. Abteilung mit einem Hagel von Geschossen ...“ (Feldzugsgeschichte des Res.-Feldart.Reg. 7).

Auch die französische Infanterie, die der Feuerüberfall auf das Feldlager bei brodelnden Kochgeschirren angetroffen hatte, ging nach der ersten Überraschung schnell zur Gefechtsentwicklung über und nahm energisch den Feuerkampf auf. Auf der ganzen Front der 7. Res.Div., die bis auf ein als Korpsreserve bestimmtes Regiment alle ihre Streitkräfte bereits eingesetzt hatte, war in kürzester Frist ein heftiger Kampf entbrannt. Schon jetzt erkannte das Generalkommando, daß der Angriff des IV. R.K. mitten in den Aufmarsch feindlicher Kräfte hineingestoßen war, über deren Stärke und Ausdehnung der weitere Verlauf des Kampfes Aufschluß geben mußte.

Das mächtig anschwellende feindliche Artilleriefeuer veranlaßte General von Gronau, schon eine Stunde später die 22. Ref.Div. am linken Flügel einzusetzen. Noch weiter nach Süden zur Marne hin hatte inzwischen eine Schwadron reitender Jäger einen glänzenden Patrouillenritt durchgeführt. Tief in der südlichen Flanke des IV. R.K. glaubte die Patrouille feindliche Ansammlungen erkannt zu haben. Um ganz sicher zu gehen, galoppierte die Schwadron in einem wahren Todesritt durch eine unter heftigem Feuer liegende Mulde auf den Feind zu und stellte östlich Neufmontier französische Infanteriemassen in der Versammlung und im Vormarsch fest. Sofort stoben die Reiter nach allen Richtungen auseinander, um diese wichtige Meldung zur Kenntnis der höheren Stäbe zu bringen.

Inzwischen war auch die in Anmarsch befindliche Infanterie der 22. Ref.Div. selbst auf den Feind gestoßen und mit den Afrikanern — es handelte sich um die marokkanische Brigade Ditte — sofort in ein heftiges Waldgefecht und wütende Nahkämpfe verstrickt. Auch hier war der Zusammenprall der beiden Gegner so unvermittelt, daß in dem undurchsichtigen Waldgelände bei Penchard der Regimentskommandeur der 82er mit seinem Stabe selbst zum Gewehr greifen mußte, um die aus dem Dickicht vordringenden Afrikaner mit Nahschüssen zu erledigen, ja daß sogar weit hinten haltende Artilleriebagagen plötzlich aus der linken Flanke mit Infanteriefeuer überschüttet wurden und nur durch das rasche Eingreifen einiger Geschütze vor Schlimmerem bewahrt blieben.

Um mit dem neu aufgetauchten Gegner im Süden fertig zu werden, hat auch die 22. Ref.Div. ihre Regimenter voll einsetzen müssen. Der Kampf in dem mit dichtem Gestrüpp und Unterholz bewachsenem Walde

von Penchard ist langwierig und blutig. Die Hessen und Thüringer lernen hier in den Schwarzen einen gefährlichen, heimtückischen Gegner kennen. Sogar Verwundete, denen man Pardon gewährte, und viele, die sich tot gestellt hatten, schossen noch den Stürmern der 82er in den Rücken und wurden von den erbitterten Hessen niedergemacht. Außerhalb des Waldgestrüpps wurden die 82er, die 32er und Marburger Jäger*) schneller mit den Afrikanern fertig. Einem geschlossenen deutschen Infanterieangriff hielten die Marokkaner nicht stand und rissen vor den blinkenden Bajonetten aus. Nur ihre weißen Offiziere kämpften und starben da, wo sie standen. Ein von einem deutschen Offizier zur Übergabe aufgeforderter französischer Kapitän schoß in Deckung seines toten Schimmels so lange mit dem Revolver, bis ihm ein Kolbenschlag den Schädel zertrümmerte.

Um die in Unordnung zurückflutenden Afrikaner zu stützen, wirft der französische Abschnittskommandeur in den späten Nachmittagsstunden Teile der 55. Res.Div. zum Gegenangriff vor. Statt der Khakiuniformen der Afrikaner, die die deutsche Truppe daher auch zuerst für Engländer gehalten hatte, tauchen jetzt die roten Hosen der französischen Infanterie vor der Front auf. Solche prachtvollen Ziele haben die Reservisten und Wehrmänner im bisherigen Verlauf des Krieges noch nie vor den Lauf bekommen. Ihr ruhig gezieltes Feuer hat auf die nahe Schußentfernung von 300—400 Meter eine verheerende Wirkung. Ein französisches Bataillon (V/276) dessen schwungvoll durchgeführter Angriff auf die Linien der Marburger Jäger und der 71er gerät, wird vollständig zusammengeschossen. Es verliert in kürzester Frist 7 Offiziere und 450 Mann, darunter über 300

*) Es handelt sich bei all diesen genannten Verbänden des IV. A. K. um Reserveformationen.

Tote*). Abgesessene Kavallerie muß zur Stützung dieses Abschnitts eingreifen, kann aber die Lage nicht mehr wenden. Der wuchtige Anprall der 22. Res.Div. hat die Franzosen etwa 5 Kilometer nach Westen zurückgeworfen, wo sie sich in den erreichten Linien mit Mühe behaupten.

Inzwischen hat sich die Lage vor der 7. Res.Div. erheblich versteift. Der Franzose hat die absolute artilleristische Feuerüberlegenheit errungen. Nicht nur das Vorgehen der Infanterie wird hierdurch erheblich erschwert, sondern auch die Batterien der 7er werden vollständig zugedeckt. Besonders schlimm ergeht es der I. Abteilung, die wir bei Beginn der Schlacht am Ausgang von Monthyon mitten auf der Chaussee hatten auffahren sehen. Schon die ersten Gruppen sitzen mitten in der 3. Batterie, dann geht es Schlag auf Schlag. Eine Geschützbedienung nach der anderen sinkt unter den krachenden Einschlägen zu Boden, Richtgeräte werden zertrümmert, Munitionsstapel gehen in die Luft. An Stellungswechsel ist nicht zu denken. Jede Bewegung löst verstärktes Feuer der unauffindbaren französischen Batterien aus, die den offen aufgefahrenen Gegner nicht aus dem Auge lassen. Über zwei Stunden halten die drei deutschen Batterien den höllischen Beschuß aus und unterhalten — vielfach nur noch zwei Mann am Geschütz — ein kräftiges Wirkungsfeuer gegen französische Infanterieziele, dann aber sind sie vollständig niedergekämpft. Mit einem Verlust von 7 Offizieren, 101 Mann und 71 Pferden**) war die Abteilung nahezu vernichtet.

Dieses Feuer auf die Batterie hatte aber die deutsche Infanterie wesentlich entlastet, die in den Abendstunden ihrem Drang nach vorwärts die Zügel schießen lassen

*) Palat.
**) Feldzugsgeschichte des Res. Feldart. Reg. 7, S. 48.

konnte. In prachtvollem Sturmangriff, die Offiziere mit gezogenem Degen voraus, stürzten sich die Ref. 27er und die Naumburger Ref. Jäger auf das heiß umkämpfte St. Soupplets, dessen brennender Kirchturm rotglühend gegen den westlichen Abendhimmel stand. Unter Zurücklassung von zahlreichen Gefallenen und Verwundeten räumte der Franzose das Dorf fluchtartig. So hatte auch am Nordflügel der Ourcq-Front der heiße Kampftag mit einem schönen taktischen Erfolge geendet. —

Der kühne Vorstoß des IV. Ref. Korps hatte die Pläne der französischen Heeresleitung scharf durchkreuzt. Der im Geheimen vollzogene Aufmarsch der 6. Armee Maunoury's, bei der das Schwergewicht der für den 6. September beschlossenen Offensive liegen sollte*), war durch Gronaus Angriff vorzeitig enthüllt worden. Die 6. Armee, die nach Joffres Order bereits am 5. September den Ourcq erreichen und nach seiner Überschreitung am folgenden Tage in Klucks Flanke und Rücken hineinstoßen sollte, stand am Abend dieses ersten Schlachttages nicht nur 15 Kilometer vom Ourcq entfernt, sondern hatte auch mit den im Kampf eingesetzten Teilen einen ernsten Rückschlag erlitten. Wie unangenehm der französischen Heeresleitung der Vorstoß des IV. Ref. Korps gewesen war, geht daraus hervor, daß Maunoury von seinen neun Divisionen nur den vierten Teil im Gefecht hatte, da er trotz der dringenden Hilferufe von der Front seine wahre Stärke nicht vorzeitig aufdecken wollte.

Trotzdem hatte Gronau genug gesehen. Der überraschend kräftige Artillerie-Einsatz deutete darauf hin, daß der Gegner noch erhebliche Kräfte in Reserve hielt. Da

*) Maunoury's 6. Armee war auf 9 Infanterie- und 3 Kavallerie-Divisionen verstärkt worden, also allein fast so stark, wie die ganze 1. deutsche Armee (Amtl. franz. Kriegswerk T. I. 3. S. 20)

das IV. Res.Korps sich bei seinem rücksichtslosen Einsatz bis zum letzten Bataillon verausgabt hatte, befahl General v. Gronau in der Nacht vom 5. zum 6. September den Rückmarsch in eine günstiger gelegene Verteidigungsstellung. Der General sah seine Aufgabe, Klarheit über die Verhältnisse in der offenen Heeresflanke zu schaffen, als erfüllt an. Jetzt hieß es, sich vor dem weit überlegenen Gegner keine Blöße zu geben und die gefährdete Flanke so lange mit den vorhandenen schwachen Kräften zu schützen, bis Kluck Hilfe schickte.

Der 6. September

Als in der Nacht vom 5./6. September im Hauptquartier der Armee v. Kluck die alarmierende Meldung über den schweren Kampf des IV. Res.Korps an der Ourcq-Front eingelaufen war, waren die Befehle für den staffelweisen Abmarsch der einzelnen Korps in den von der Obersten Heeresleitung angewiesenen Raum nördlich der Marne gerade herausgegangen. Noch konnten Kluck und sein Generalstabschef, Generalmajor v. Kuhl, nicht ahnen, daß diese Kämpfe weit im Norden am Ourcq den Auftakt zu einer vom Gegner angestrebten Entscheidungsschlacht darstellten, vielmehr mußte das Oberkommando auf Grund der vorliegenden Meldungen annehmen, daß die Franzosen und Engländer vor der eigenen Front den Rückzug zur Seine fortsetzten, und der Kampf am Ourcq nur einem Entlastungsstoß der Pariser Besatzung entsprungen war.

Die Lage erforderte jedoch auf der Stelle neue Entschlüsse. In Übereinstimmung mit den Weisungen der Obersten Heeresleitung, allen Vorstößen aus Paris offensiv entgegenzutreten, befahl daher Generaloberst von Kluck: „Sofort die 1. Armee rechts um, rasch rechts aufmarschieren, Angriff über den Ourcq. Trains ver-

schieben." Ein Führerentschluß von gewaltiger Tragweite war gefaßt*). So erhoffte v. Kluck, am Ourcq durch sofortigen Angriff eine schnelle Entscheidung herbeizuführen. — Die dringendste Aufgabe im Augenblick aber war, die Front am Ourcq zu festigen und das schwache Korps Gronau's zu stützen. Bereits gegen Mitternacht ergingen daher die Befehle an das II. pommersche Armeekorps zum beschleunigten Abmarsch nach Norden. Die Art des Abmarschbefehls: „Kavallerie und Artillerie voraus. Schwere Artillerie vorn" ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es an der Ourcq-Front lichterloh brannte.

Noch in tiefer Nacht riß der schmetternde Alarmruf die müden Schläfer in den Quartieren der Pommern aus kurzer Ruhe hoch. Bereits um 2.30 traten die ersten Regimenter in den am weitesten entfernt liegenden Quartieren zum Abmarsch an, um 4 Uhr morgens befand sich das ganze II. pommersche Armeekorps (3. und 4. Division) in zwei gewaltigen Heeressäulen auf dem Marsch zur Marne und zum Ourcq.

Das pommersche Korps hatte in seiner glorreichen Geschichte manchen harten Strauß erlebt. Sein Gewaltmarsch am 18. August 1870 auf das Schlachtfeld von Gravelotte in sengender Hochsommerglut ist in die Kriegsgeschichte als Glanzleistung eingegangen. Auch in den ersten vier Wochen dieses größten aller Kriege war sein Platz da, wo es am heißesten herging. Aber die Geschichte vergangener Zeiten verblaßt ebenso wie die Erinnerung an die letzten Wochen vor diesem Gewaltmarsch am Morgen des 6. September 1914.

Die Nachricht, daß es gelte, den bedrängten Kameraden vom IV. Res.-Korps zu Hilfe zu eilen und an der Einschließung von Paris teilzunehmen, beflügelt den

*) Reichsarchiv, Bd. IV. S. 37.

Schritt der Marschkolonnen. Fünf Stunden sind die Regimenter auf dem Marsch. Eine Rast hat es noch nicht gegeben. Schon haben sich die letzten Morgennebel in den Strahlen der höher steigenden Sonne verflüchtigt, schon beginnen die noch vom Vormarsch wunden Schultern und Rücken unter der Last des Gepäcks und des Gewehrs zu brennen, und noch ist kein Ende abzusehen. Dabei verspricht der wolkenlose Himmel einen heißen Tag. — Der Kommandierende General, von Linsingen, ist, begleitet von einem Dragoner-Regiment im Kraftwagen den Marschkolonnen vorausgeeilt. Im ersten Morgengrauen erkennt er, durch das Scherenfernrohr von den südlichen Marnehöhen blickend, deutlich durch den im Tale lagernden Dunst fünf starke französische Marschkolonnen, die von Westen nach Osten zum Ourcq streben. Höchste Eile tut not! Meldereiter und Ordonnanzoffiziere preschen zurück: „Die gesamte Feldartillerie und die schweren Batterien der 3. Division im Dauertrab voran!“ — Hinter der vorn marschierenden Infanterie hallt und dröhnt es auf der Straße vom Schüttern und Rollen schwerer Fahrzeuge, vom Klappern Tausender von Pferdehufen. Dichte Staubwolken wirbeln hoch. Dann sind sie heran. An der Spitze rattern die drei Batterien der schweren Feldhaubitzen, von mächtigen Belgiern gezogen, vorbei. Dahinter die Munitionswagen. Dann folgen die beiden Feldartillerie-Regimenter. Jedes Regiment hat sechs Batterien, jede Batterie sechs Geschütze, und jedes Geschütz ist mit sechs Pferden bespannt. Dann folgt der unabsehbare Troß der Begleitfahrzeuge und Munitionswagen. So trabt die Artillerie, begleitet von einem Dragoner-Regiment, in einer dicht geschlossenen Kolonne von 3,5 Kilometer Marschlänge an der vorwärts keuchenden Infanterie vorbei, diese in einer undurchdringlichen Wand von Staub hinter sich lassend.

Aber auch das muß ertragen werden. Vorwärts! heißt die Parole. —

Nur wenige Stunden Nachtruhe hatten sich die erschöpften Regimenter des IV. Res.-Korps gönnen können, als der Morgen des 6. September heraufdämmerte. Die vom Generalkommando befohlene Rückwärtsbewegung war bei der Truppe, die sich auf dem Schlachtfeld als Sieger fühlte, nicht ohne Reibungen verlaufen. Einige Truppenteile waren erst am Morgen in die neuen Stellungen eingerückt, in denen General v. Gronau den neuen Angriff des Gegners erwartete. Im Laufe des Vormittags nahm das feindliche Artilleriefeuer beträchtlich an Stärke zu und stellte die Widerstandskraft der in dürftigen Deckungen ausharrenden Reservisten und Wehrmänner auf eine harte Probe. Aber die gewaltigen Staubwolken hinter der Front, die das Herankommen der Pommern ankündigten, spornten zum Durchhalten an. Die scharfe Abfuhr, die sich der Franzose am Tage vorher von Gronaus Reserve-Regimentern geholt hatte, wirkte bei der französischen Infanterie noch so stark nach, daß diese nur zögernd vorfühlte und erst im Laufe des Vormittags zu ernsteren Angriffen schritt. Der Kommandeur der 55. französischen Division, die um 5 Uhr morgens in das geräumte Monthyon eingerückt war und sich dort zu längerer Rast niedergelassen hatte, mußte von dem Kommandierenden General Lamaze eine scharfe Zurechtweisung einstecken: „Seit 4 Uhr morgens sollen Sie, jeden Widerstand brechend, im Vormarsch sein. Sie sind um mehr als zwei Stunden im Verzug ...“ — Aber trotz des Drängens der höheren Führung sollte diese bereits hart mitgenommene Division mit ihrem Angriff in der Mitte der Armeefront nicht in Fluß kommen, im Gegenteil, im Verlauf des zweiten Kampf-

tages einen schweren Krisenherd für die Führung bilden. — Sehr ernst gestaltete sich dagegen schon in den Vormittagsstunden für das IV. Res.-Korps die Lage auf beiden Flügeln, wo sich energische Umfassungsversuche frisch eingesetzter französischer Kräfte immer deutlicher abzeichneten. —

Es war höchste Zeit, als die pommerschen Grenadiere der 3. Division nach fast achtstündigem Eilmarsch um 11 Uhr die Marne auf Hilfsbrücken überschritten und sich sofort aus der Marschkolonne heraus bei Varreddes zum Gefecht entwickelten. Nur eine Stunde später, und der scharf zufassende Franzose hätte, ohne auf wesentlichen Widerstand zu stoßen, Gronaus Südflügel einreißen können. Aber auch nach dem Eingreifen der 3. pommerschen Division sollte das Halten des linken Flügels der Ourcq-Front bei Varreddes nur unter schwersten Opfern möglich sein.

Kaum haben sich die Bataillone der Grenadier-Brigade (Grenadier-Regimenter 2 und 9) durch das zwischen Marne und Ourcq-Kanal wie auf einer Insel liegende Varreddes hindurchgezwängt und die steilen Hänge nördlich des Ortes erklommen, da werden sie schon von der wachsamen französischen Artillerie mit gut sitzendem Feuer empfangen. Das Eingraben in dem mit Kalkstein durchwachsenen Boden erfordert schwere Verluste. — Noch schwerer treffen es die Musketiere vom Stralsunder Regiment. (J.R. 42.) Haarscharf fegen ganze Gruppen in die Schützenlinien, die sich westlich Varreddes entwickeln und von der Hitze und dem ununterbrochenen Marsch noch ganz benommen sind. In dem Bestreben, dieses unangenehme Artilleriefeuer zu unterlaufen, stürzen die 42er vorwärts, und überrennen in einem Zuge eine entgegenkommende französische Infanterielinie. Einige Abteilungen brennen nach vorn durch,

werden eingekesselt und nach einem wilden Häuserkampf in Chambry, von dem kein Chronist berichten kann, vernichtet.

Kurz darauf prallen gegen die Front der 42er wuchtige Angriffe rotbehoster französischer Infanterie und marokkanischer Schützen vor. Bis auf 200 Meter lassen die Stralsunder die Rothosen und khakibraunen Afrikaner heran, dann erst prasselt ihr Feuer mit tödlicher Wirkung in die dichten Reihen der Angreifer. Unter „grausamen Verlusten", wie französische Berichte sagen, fluten die Regimenter der 45. Division, die, soeben aus Algier eingetroffen, zum erstenmal ins Feuer kam, in ihre Ausgangsstellungen zurück. Aber neue Angriffe machen dem Stralsunder Regiment, das die offene Südflanke hütet, schwer zu schaffen. Als die Munition knapp wird, reitet der Bataillonsadjutant, Leutnant Gené, mit Patronengurten behangen, in voller Karriere bis in die Feuerlinie und greift, als sein Pferd tot unter ihm zusammenbricht, neben den Musketieren zum Gewehr. Die Divisionsreserve, die Generalleutnant von Trossel, in dem Hexenkessel bei Varreddes einsetzen muß, kommt gerade noch zurecht, um einen neuen Umfassungsversuch der Franzosen zu vereiteln. Wie sich hier die Dinge ohne das Eingreifen der Pommern entwickelt hätten, ist nicht auszudenken ...

Während die 3. pommersche Division sich schon seit Stunden in schwerstem Kampf befindet, ist ihre Schwesterdivision (4. J.D.) noch auf dem Marsch. Dichte Staubwolken lagern auf den Straßen, als die 4. Division (Bromberg) nach einem ununterbrochenen Marsch von 30 Kilometern in der Mittagsglut das Marnestädtchen Lizy erreichte. Die unabsehbaren Marschkolonnen der Division wurden in den Straßen der Stadt von den Bagageleuten des IV. Res.-Korps

mit Jubel empfangen. Die bärtigen Landwehrleute der Fuhrpark-Kolonnen konnten sich nicht genug tun, um die von Staub und Schmutz überkrusteten Pommern, denen die Zunge am Gaumen klebte, während ihres Durchzuges durch die Stadt zu erfrischen. Ohne Rast ging der Marsch weiter. Der mächtig anschwellende Geschützdonner westlich des Ourcq spornte zur Eile an. Stundenlang setzte sich der Marsch hinter der Front fort, (s. Skizze 2), da die 4. Division am Nordflügel geschlossen zum Angriff eingesetzt werden sollte. Diese letzten drei Stunden des Marsches in der Mittagsglut von 12 bis 3 Uhr warfen auch harte Marschierer aus Reih und Glied. Als das lang auseinandergezogene Infanterie-Regiment Graf Schwerin Nr. 14 durch Rosoy keuchte und hier nach Westen zur Front eindrehte, da lagen hinter den staubumwirbelten Marschkolonnen mehr als die Hälfte der Mannschaften zusammengebrochen in den Straßengräben und Rübenfeldern. Das Regiment, das vom ganzen Korps den weitesten Anmarsch gehabt hatte, war von 2.30 morgens bis 3.30 nachmittags ohne eine einzige größere Rast durchmarschiert.

Es gehört wohl mit zu dem Größten, was die Kriegsgeschichte kennt, daß eine so hart mitgenommene Truppe in dem Augenblick, als sie das Schlachtfeld erreichte, alle Strapazen, die wunden Füße, den quälenden Durst vergaß und sich vom Fleck weg in stürmischem Vordringen auf den Gegner warf. Die 49er und 140er stürzten sich auf Acy und brachten in dem seit den Morgenstunden hier tobenden Häuserkampf die Entscheidung. Die 149er traten hinter flatternden Fahnen zum Sturm an, das Regiment Graf Schwerin folgte, und mit solcher Wucht packten die beiden Regimenter den sich erbittert zur Wehr setzenden Franzosen an, daß General von Kunkel seinen

Musketieren begeistert zurief: „Kerls, ich habe ja im Russisch-Japanischen Kriege schneidige Angriffe erlebt. Aber was Ihr heute ohne genügende Artillerievorbereitung ganz aus eigener Kraft geleistet habt, hätte ich nicht für möglich gehalten"*). — Maunourys Hoffnung, die 14. französische Division, die am 7. September nördlich umfassend bei Neufchelles den Ourcq überschreiten sollte**), wurde durch den ungestümen Angriff der Pommern derart zugerichtet, daß Teile am Abend des 6. September bereits herausgezogen werden mußten. Der Eindruck dieses Rückschlages bei Maunoury war so stark, daß er den Befehl ausgab, unter allen Umständen die erreichten Stellungen zu halten. Ein Vormarsch kam für diese Division für den nächsten Tag also gar nicht mehr in Betracht. Das war ein glänzendes Ergebnis des Angriffs der 4. pommerschen Division. —

Außerordentlich heftige Kämpfe spielten sich auch in der Mitte der Schlachtfront bis zum späten Abend ab, wo der zweite Kampftag von den Truppen des IV. Res.-Korps wieder schwere Opfer forderte. In verzehrenden Kämpfen lag die 22. Res.-Div. in Angriff und Verteidigung um das tief im Grunde liegende Etrépilly, das jetzt zum Brennpunkt des Kampfes in der Armeemitte wurde und mehrfach den Besitzer wechselte. Mehr als einmal prallten in dem hin und her wogenden Kampf mit Schneid vorgetragene französische Infanterieangriffe bis dicht vor die Batteriestellungen der Res. 22er, deren Kanoniere, von Geschossen umschwirrt, mit Schnellfeuer auf nächste Entfernungen sich den lästigen Gegner vom Leibe halten mußten. Die 7. Res.-Div. konnte an Angriff nicht denken; sie hatte Mühe, sich ge-

*) Das Marnedrama 1914, 4. Teil, S. 82.
**) Palat, Bd. VI., S. 137.

gen die scharfen Vorstöße der Franzosen zu behaupten. —

Als sich über dem blutgetränkten Schlachtfeld am Ourcq zum zweitenmal der Abend senkte, war der Kampf in einer Ausdehnung von 20 Kilometern von Acy bis zum Marneknie bei Vareddes zum Stehen gekommen. Die 6. französische Armee, von deren unaufhaltsamem Vormarsch über den Ourcq General Joffre *die Entscheidung der großen Schlacht zwischen Paris und Verdun* erwartete, war bis zum Abend des 6. September ihrem Ziele um nichts näher gerückt. Für Linsingens pommersches Korps und das IV. Res.-Korps, die mit nur 42 Bataillonen die 75 Bataillone starke*) Armee Maunoury in entsagungsvollem Kampf festgehalten, sie stellenweise sogar nach Westen zurückgeworfen hatten, wird der 6. September für immer ein Ehrentag bleiben. —

Generaloberst von Kluck und sein Generalstabschef von Kuhl hatten inzwischen sorgenvolle Stunden verlebt. Immer deutlicher enthüllte sich der anfangs nur als ein Ausfall Pariser Festungsbesatzung angesehene Vorstoß der Armee Maunoury als ein groß angelegter Angriff in Flanke und Rücken der 1. deutschen Armee. War auch durch das rechtzeitige Eingreifen der Pommern die Lage wiederhergestellt, so war doch mit Sicherheit anzunehmen, daß der Franzose mit frischen Kräften den Versuch einer doppelseitigen Umfassung bei Vareddes und im Norden der Ourcq-Front am 7. September erneuern würde. Besonders bedrohlich schien die Lage der 3. pommerschen Division bei Varreddes, denn es mußte stündlich von Paris her mit dem Erscheinen der Engländer in der völlig ungedeckten Südflanke der Stettiner und Stralsunder Regimenter gerechnet werden. So entschloß sich das Armee-Oberkommando 1 noch am

*) Das Marnedrama 1914, 4. Teil. S. 90.

Abend des 6. September, auch das aktive IV. Armeekorps beschleunigt nach Norden an die Ourcq-Front heranzuziehen.

Das IV. magdeburgische Armeekorps, das im Anschluß an die Pommern am Grand Morin eine ruhige Nacht verbracht und, ohne vom Feind behelligt zu werden, den am Vortag befohlenen staffelweisen Abmarsch nach Norden*) angetreten hatte, — war nach Erreichen seiner Marschziele gegen Mittag zur Ruhe übergegangen, was von der Truppe mit Genugtuung begrüßt wurde. Auch der von Norden und aus dem Raume des brandenburgischen und holsteinischen Korps von Osten herüberschallende Kanonendonner konnte die Freude über diesen ersten Ruhetag nach 21 Marsch- und Kampftagen**) nicht beeinträchtigen. Nach reichlicher Essenausgabe entwickelte sich an den Dorfbrunnen, wo eine eingehende Reinigung des äußeren Menschen vorgenommen wurde, bald ein übermütiges Treiben. „Aber der Übermut verstummte doch bald bei dem Anblick manches zerschundenen Körpers mit breiten, tiefen, blutunterlaufenen Striemen auf den Schultern, über die mit wahrer Andacht händevoll kühles Wasser gespült wurde. Und wie sahen erst die Beine aus! Rot und geschwollen ... manche Fußsohlen waren eine einzige große Wunde. Wie hatte der Mensch damit überhaupt noch marschieren können! Manche Kameraden hatten Blasen wie die Handteller groß. Nach Druckstellen fragten die Sanitäter schon gar nicht mehr***)

In dieser Verfassung sollte der Alarmruf die erprobten Truppen des magdeburgischen Korps zu einem Gewalt-

*) s. oben die Weisungen der Obersten Heeresleitung vom 2. 9. und Klucks Armeebefehl v. 5. 9.

**) Der letzte Ruhetag war der 16. August gewesen.

***) K. Richter: „Ja — damals 1914."

marsch rufen, wie ihn die Geschichte der ältesten Regimenter des Korps in ihrer 100 jährigen Vergangenheit nicht zu verzeichnen hatte. — Schon um 6 Uhr nachmittags trabte das Torgauer Feldartillerie-Regiment 74 vor und erreichte nach einem 7 stündigen Dauermarsch, auf dem 60 Kilometer zurückgelegt wurden, die Ourcq-Front. Um 9 Uhr abends trat die Infanterie an. Eine seltsame Stimmung lag über der Truppe. Niemand wußte, was geschehen war, worum es sich handelte; aber jeder ahnte, daß etwas in der Luft lag. „Die Regimenter und Kompagnien traten schweigend an. Die Offiziere standen in Gruppen und unterhielten sich flüsternd, fast als ob man dicht am Feinde war. Andere Regimenter rückten vorbei, stumm, ohne Gesang, nur das Schanzzeug klappert und die Schritte hallen", so beschreibt ein Teilnehmer diese Augenblicke des Abmarsches.

Stunde auf Stunde verrinnt in ermüdendem, monotonem Marsch. Es ist eine wundersame Spätsommernacht. Das Marnetal, mit seinen vom Grün umschlossenen weißen Villen, seinen Blumenhainen und dem dunklen Kranz der Wälder, liegt in Mondschein gebadet da. Im Nachtmarsch waren die Regimenter hier vor wenigen Tagen hindurch gezogen, im Nachtmarsch zogen sie wieder zurück. Aber heute hat niemand einen Blick für diese herrliche Landschaft übrig; die Musketiere und Füsiliere stolpern im Halbschlaf dahin, die Fahrer der Artillerie nicken immer wieder auf ihren Pferden ein und sind von den selbst völlig erschöpften Offizieren und Unteroffizieren nur mit größter Mühe wach zu halten. „Kein Wort wird gesprochen ... Nur das schwerfällige Tappen und Rutschen und Rauschen der Stiefel war da — kilometerweit ... Es gab keinen Einzelwillen, kein persönliches Lebensgefühl mehr — nur die Marsch-

kolonne war da — ein alle zwingendes, gleichformendes, unentrinnbares Gesamtschicksal"*).

Die Marne ist erreicht. Über die mit Fackeln erleuchteten, beschädigten Brücken bei La Ferté sous Jouarre wälzen sich die Kolonnen nordwärts. Auch hier wetteifern die die Stadt füllenden Mannschaften der Fuhrpark-Kolonnen, den todmüden Fronttruppen mit Wasser und einem Becher Kaffee beizuspringen. Eine Feldbäckerei verteilt, soweit der Vorrat reicht, frisches Brot — ein lang entbehrter Leckerbissen. — Nach neunstündigem Marsch wird um 6 Uhr morgens eine kurze Rast eingelegt. Dann geht es in beschleunigtem Tempo weiter. Während die 8. Division gegen die Mitte der Schlachtfront abbiegt, hat die 7. Division, die am äußersten Nordflügel verlängern soll, noch einen langen Weg vor sich. Erst um 11 Uhr vormittags erreicht die Truppe nach einem Gewaltmarsch von 14 Stunden ihre Bereitstellungsräume. „Ohne vorher noch eine Rast einzulegen, gingen die Infanterie-Regimenter, welche auf dem fast 60 Kilometer langen Anmarsch manchen Ausfall gehabt hatten, in den Kampf ... Bald erreichten die Schützenlinien das Schlachtfeld des gestrigen Nachmittags; umherliegende Tote, Waffen und Ausrüstungsstücke, sowie mancher um Wasser bettelnde französische Verwundete, nicht zuletzt aber auch der dem Soldaten nur zu gut bekannte scheußliche, süßlichfade Modergeruch zeigten, daß hier schwer gekämpft worden war. „Gott sei Dank, daß Ihr da seid!" schallte es aus den Reihen der hier liegenden Ref. 27er den mit fliegenden Fahnen vorgehenden Linien der 14. Brigade (Inf.-Reg. 27 und 165) entgegen"**).

*) K. Richter: „Ja — damals 1914"

**) Das Marnedrama 1914, 4. Teil. S. 121.

Einen „Ruhetag“ eigener Art verlebten am 6. September, der im übrigen ein Sonntag war, auch die Mecklenburger und Holsteiner vom IX. Korps (17. und 18. Division) bei Esternay. Nach dem bereits erfolgten Abmarsch des IV. A.K. waren von der Kluckschen Armee an der Grand Morin-Front nur noch das III. brandenburgische und das IX. Korps zurückgeblieben. In Übereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung hatte Generaloberst von Kluck den staffelweisen Abmarsch des III. A.K. im Laufe des 6. September vorgesehen, während die Mecklenburger und Holsteiner an diesem Tage ruhen und der Bewegung in die vorgesehenen Deckungsräume nördlich der Marne erst am 7. September folgen sollten. So war es v o r Beginn der Schlacht am Ourcq vorgesehen.

Die Regimenter des IX. Korps, die am 5. September nach einem hitzigen Gefecht erst spät in der Nacht ins Quartier oder ins Biwak gekommen waren, und es sich dort in dem behaglichen Gefühl, endlich einmal einen Ruhetag nach der Hetze des Vormarsches zu genießen, bequem gemacht hatten, ahnten nicht, daß am 6. September der französische Generalangriff zwischen Paris und Verdun beginnen sollte.

Noch lag die Vorhut der 17. Division in bleiernem Schlaf, als grelle Detonationen, ein Krachen und Bersten die müde Truppe unsanft weckte. Schon nach den ersten Schüssen saß in dem Biwak des Güstrower Artillerie-Regiments 24 (I. Abteilung) Treffer auf Treffer. Die Munition in den Protzen explodierte, das Lagerstroh begann zu brennen, Menschen und Pferde wälzten sich getroffen am Boden. Mit unwiderstehlicher Gewalt brach die Masse der im Biwak befindlichen 500—600 Pferde aus und raste, wie von Furien gepeitscht, ins Hintergelände, wo ihre Ankunft in Verbindung mit dem Ge-

schützdonner bei den Truppenstäben und dem weiter rückwärts lagernden Gros helle Aufregung verursachte. Auch auf Dorf und Schloß Esternay, wo das Vorhut-Regiment, die 76er aus Hamburg, sich behaglich eingerichtet hatten, prasselte ein Feuerüberfall nieder, ohne allerdings erheblichen Schaden anzurichten. Sofort hatte Oberst Graf von der Goltz sein Regiment zum Einsatz bereit gestellt. Vor allem gilt es, die beherrschenden Höhen südlich Esternay zu besetzen. Die Hamburger, die in einer drei Kilometer langen Linie auseinandergezogen, mit einer erstaunlichen Treffsicherheit von der französischen Artillerie gefaßt werden, merken sehr bald, daß ihnen ein heißer Kampftag bevorsteht. Auch das Infanterie-Regiment „Bremen" (die 75er), das seinem Schwesterregiment zu Hilfe eilt, wird mit einem Hagel von Schrapnells und Granaten zugedeckt, während in den ersten Stunden des Kampfes die Gegenwirkung der eigenen Artillerie vollkommen ausfiel. Mit welchen Schwierigkeiten die deutsche Artillerie in diesem Abschnitt zu kämpfen hatte, das schildert eindringlich das Tagebuch eines Artilleristen: „... So sehr wir suchen, ist nichts von der französischen Artillerie zu entdecken. Karten fehlen. Orientieren und Kartenschießen unmöglich. Dazu das sehr bedeckte Gelände drüben. Gräßliche Lage, die arme Infanterie leidet sehr unter dem Feuer der vorzüglich aufgebauten feindlichen Artillerie, die wie durch Zauberei alles sieht und alles beschießt." (Major v. Kranold, Feldart.-Reg. 24.)

Der Kommandierende General v. Quast hatte im Laufe des Vormittags eine bedeutsame Fliegernachricht erhalten, die starke feindliche Kräfte im Vormarsch nach Norden meldete. Der Franzose hatte also seinen Rückmarsch zur Seine eingestellt. Er hatte Front gemacht. Er griff an. — General v. Quast war sofort entschlos-

sen, mit seinem ganzen Korps zum Gegenstoß anzutreten, um sich für den bevorstehenden Abmarsch zur Marne Luft zu verschaffen.

Weit vor der Front der benachbarten Armee v. Bülow liegend hatten die Mecklenburger der 17. Division von vornherein einen schweren Stand. Die in der Luft hängende linke Flanke der Division forderte den Franzosen zu immer wiederholten Umfassungsversuchen heraus. In den Schützenlinien der heroisch aushaltenden 75er und 76er riß das mächtig anschwellende feindliche Artilleriefeuer breite Lücken. In wenigen Stunden verlor die 8./75 allein durch Artilleriefeuer nahezu 80 Mann. Noch schwerer litten die 6. und 7. Kompagnie des Regiments „Hamburg", die bis zum Mittag schon 200 Mann eingebüßt hatten. Sämtliche Offiziere der beiden Kompagnien waren gefallen oder verwundet. Hauptmann v. Zimmermann, der mit seinen Maschinengewehren sehr wirkungsvoll in den Kampf eingriff, gibt einen erschütternden Eindruck von der Kampflinie dieser beiden Kompagnien wieder: „Nach guter Wirkung meines Feuers faßte ich den Entschluß, mit 6. und 7./76 anzugreifen. Ich gab der letzteren das Zeichen zum Springen. Als meinem Befehl nicht Folge geleistet wurde, lief ich selbst vor, etwa zur Mitte der Schützenlinie. Zu meiner größten Überraschung mußte ich feststellen, daß diese fast nur aus Toten und Verwundeten bestand; nur wenige Mannschaften waren noch gefechtsfähig."

Auch das Grenadier-Regiment 89, das jetzt in den Kampf eingriff und im Schloßpark von Esternay unter krachenden und berstenden Bäumen einem furchtbaren Beschuß ausgesetzt war, mußte schweren Blutzoll entrichten. Ein maßlos erbitterter Infanteriekampf tobte in den Straßen und Häusern des Dorfes Chatillon, in das beide Gegner zu gleicher Zeit eingedrungen waren, und

das magnetisch immer neue Kräfte von beiden Seiten anzog. Es gehörte der unbesiegbare Geist von 1914 dazu, um diese Truppe nach den zermürbenden Eindrücken des Kampfes am Abend noch zu einem entscheidenden Sturmangriff antreten zu lassen. Dem Anblick der blitzenden Bajonette, dem schmetternden Sturmsignal, dem wilden Hurra der Mecklenburger ist der Franzose nicht gewachsen. Erst bröckelt der Widerstand an einzelnen Stellen ab, dann pflanzt sich die Bewegung durch die Schützenlinien fort, bis die Panik durchbricht und eine haltlose Flucht einsetzt. Knatternd peitscht das Verfolgungsfeuer in die Reihen der nach Süden abströmenden Rothosen.

Nicht minder blutig war der Tag für die Holsteiner der 18. Division verlaufen, die der Angriffsbefehl aus der Beschaulichkeit ihrer Ruhequartiere hochgeschreckt hatte. Die Tragik dieser tapferen holsteinischen Regimenter war, daß sie diesen bisher heißesten Kampftag ihres Lebens gegen ein überwältigendes Artilleriefeuer der Franzosen ohne eigene Artillerieunterstützung durchzufechten hatten, da ein Teil ihrer Artillerie schon frühzeitig an die schwer ringende Schwesterdivision abgegeben war und eine Anzahl Batterien in den Hohlwegen und am Steilufer des Grand Morin festgefahren war und nicht zum Einsatz gelangen konnte. — Unmittelbar nachdem die Holsteiner sich zum Angriff entwickelt hatten, schlug ihnen aus zahlreichen versteckten Rohren ein mächtiges Feuer entgegen. Kein Ausweichen nach links oder rechts in feuerarme Räume half, kein noch so stürmisches Unterlaufen dieses Granathagels nutzte etwas: der Gegner blieb im Ziel. In den mit dichtem Gestrüpp durchwachsenen Wäldern, die durchquert werden mußten, war die Hölle entfesselt. Blitz auf Blitz zuckte in den Baumkronen auf, krachend detonier-

ten die Granaten im Unterholz. Das Splittern und Krachen der Äste, das tückische Zischen des heißen Eisens vermischte sich mit dem Stöhnen und Schreien der im Dickicht niedergesunkenen Verwundeten, mit heiseren Kommandorufen und dem Gellen des Sturmsignals zu einem tosenden Kampflärm. Aber auch hier zeigte es sich, daß die französische Infanterie trotz des rücksichtslosen Einsatzes ihrer zahlreichen Batterien dem deutschen Sturmangriff nicht gewachsen war. Der harte Kolonialsoldat, General Mangin, wirft sich mit der Waffe in der Hand selbst in die Feuerlinie, um die wankenden Reihen seiner 5. Division zu stützen, aber auch er kann nicht hindern, daß der Schlüsselpunkt der französischen Stellung, das heiß umkämpfte Courgevaux, von den Holsteinern genommen wird. Auch vor der Front der 18. Division baut der Franzose in den Abendstunden nach Süden ab. Quast's IX. Korps war unter schwierigsten Kampfverhältnissen Herr des Schlachtfeldes geblieben. Aber unter welchen Opfern! Die Königin-Füsiliere (86er) hatten 700 Mann in dem ungleichen Kampf verloren, ihr erstes Bataillon zählte von 14 Offizieren noch zwei bei der Truppe. Das I. Bataillon der 31er, das nur mit drei Kompagnien eingesetzt war, zählte 228 Mann Verluste. Auch die Mecklenburger hatten bei Esternay nicht minder schwer gelitten. Einige Kompagnien der 89er und 76er waren vollständig aufgerieben.

Die Brandenburger vom III. Korps bekamen an diesem Tage gleichfalls zum erstenmal im Kriege die volle Wirkung der im Einsatz und in der Feuerleitung vorbildlichen französischen Artillerie zu spüren, wenn auch die Kämpfe bei der 5. und 6. Division nicht annähernd so blutig verliefen, wie bei dem IX. Korps. Bis auf Montceaux selbst räumten auch hier die Franzosen vor Lochows kampferprobten Regimentern das Feld. —

Die beiden Korps der Kluck'schen Armee, die hier am Grand Morin in weit vorgeschobener Stellung dem Anprall fast der gesamten Streitkräfte der 5. französischen Armee ausgesetzt waren, hatten mit 16 schwachen Regimentern den Angriff von 30 voll aufgefüllten französischen Regimentern im Gegenstoß zurückgeworfen. Der Vormarsch der Armee Franchet d'Esperey am ersten Tag des französischen Generalangriffs war nach den ersten Anfängen im Keime erstickt worden.

Der 7. September.

In den Morgenstunden des 7. September traf im Hauptquartier des Generaloberst von Kluck die Mitteilung der Obersten Heeresleitung ein, daß „nach ... aufgefundenem Heeresbefehl Joffres die Entscheidungsschlacht für sämtliche französischen Armeen ... für den 6. September angeordnet sei." Dieser überraschende Funkspruch beseitigte mit einem Schlage alle Unklarheiten. Es handelte sich in den Kämpfen am Ourcq also keineswegs um den Vorstoß isolierter Kräfte aus der Festung Paris, sondern um einen groß angelegten Angriff gegen den rechten deutschen Heeresflügel, mit dem Ziel, diesen zu umfassen, über den Ourcq zu drücken und tief in die rückwärtigen Verbindungen des deutschen Westheeres hineinzustoßen.

In dem unerschütterlichen Willen, sich vom Feinde das Gesetz des Handelns nicht entreißen zu lassen, verwarfen Kluck und sein Stabschef, Generalmajor v. Kuhl jeden Gedanken an einen Rückzug, sondern entschieden sich, die gefährliche Lage durch Angriff zu meistern. Zu diesem Zweck mußten aber auch das III. und IX. Armeekorps in Eilmärschen über die Marne an den nördlichen Flügel der Ourcq-Front herangeholt werden. Dieser kühne Entschluß bedeutete, daß zwischen Klucks lin-

kem Flügel bei Varreddes und dem rechten Flügel der 2. Armee von Bülow eine nur von Kavallerie gedeckte Lücke aufsprang, in der jederzeit die Engländer und die 5. französische Armee Franchet d'Espereys erscheinen konnten. Im vollen Bewußtsein der hier drohenden Gefahren hielt Generaloberst von Kluck trotzdem an dem Entschluß fest, mit gesammelter Kraft Maunoury anzugreifen und den auf Überflügelung zielenden Gegner selbst zu umfassen und entscheidend zu schlagen. —

An der Front am Ourcq ist der Kampf am 7. September noch völlig ausgeglichen. Maunoury hat frische Truppen in der Nacht mit der Bahn herangeschafft und im Norden zum drittenmal zur Umfassung ausgeholt. Aber da erscheint, wie aus dem Boden gewachsen, zwischen Betz und Acy das IV. magdeburgische Armeekorps an dem bedrohten Flügel und wirft im Sturmangriff die 61. Division des General Ebener auf ihre Ausgangsstellungen zurück.

Von Betz bis nach Varreddes tobt die Schlacht mit unverminderter Heftigkeit. Zeitweise scheint es, als ob die seit drei Tagen im Feuer stehenden Reserveregimenter des IV. Res.-Korps dem Druck nicht mehr standhalten können, aber dem rücksichtslosen und opfervollen Einsatz der Artillerie gelingt es in den kritischen Augenblicken immer wieder, die zerschossenen Reihen der Gronauschen Regimenter zu stützen. Nicht einmal nachts ruht der Kampf. Um Etrépilly*) kämpfen Thüringer und Hessen mit angreifenden Zuaven um Kirchhof und Dorftrümmer, bei Varreddes fallen Turkos die Pommern an. Aber auch in diesem kritischen Abschnitt der Ourcq-Front halten die deutschen Linien unerschüttert. Belebend wirkt

*) Nach Palat verlor das 3. Zuavenbataillon d'Urbal hierbei drei Viertel seiner Offiziere und mehr als 50% seiner Mannschaften.

auf die erschöpften Verteidiger die Nachricht, daß das III. und IX. Korps im Anmarsch sind.

Der Gewaltmarsch des III. und IX. Armeekorps am 7. und 8. September 1914 wird für immer eine der größten Leistungen bleiben, die die Kriegsgeschichte aufzuweisen hat. Die Regimenter des IX. Armeekorps, die bei Eintreffen des Abmarschbefehls nicht wissen, daß Kluck sie zum Siege und nicht zum Rückzug ruft, haben dem Befehl, das so blutig umstrittene Schlachtfeld von Esternay preiszugeben, nur unwillig Folge geleistet. Es tat weh, die toten Kameraden unbestattet auf dem Kampffeld liegen zu lassen, weher noch, die Hunderte von nicht transportfähigen Schwerverwundeten, deren Jammer ins Herz schnitt, dem Feinde zu überlassen. Aber die eiserne Disziplin siegte. —

In glühendem Sonnenbrand ziehen die Kolonnen der Brandenburger, der Holsteiner und Mecklenburger ihre endlose Straße. Noch sind die Strapazen des Vormarsches nicht überwunden, noch steckt diesen gelichteten Bataillonen der gestrige heiße Kampftag in den Gliedern. „Ein endloser, grimmiger Marschtag, Nerven und Knochen bekommen den Rest ... Gegen Nachmittag ist die Verfassung der Truppe derartig, daß wir Kompagniechefs dem Major erklären: eine Ruhepause ist notwendig, sonst bleiben uns die halben Kompagnien liegen. Bald rastet das ganze Regiment auf einer Wiese. Das ganze Regiment? Es sind keine fünfzig Prozent mehr vorhanden. Alles liegt in tiefer Erschlaffung. Kein Scherz, kein Scheltwort, Stumpfsinn, lähmende Gleichgültigkeit"*).

Bis um 1 Uhr nachts hat das III. Korps 50 Kilometer geschafft, dann geht es noch die steilen Marne-

*) Walter Bloem (Gren. Reg. 12): „Vormarsch", S. 212.

höhen hinauf und hier, wo auch die Kräfte des Magdeburger Korps am Ende waren, fallen auch die brandenburgischen Musketiere wie die Fliegen. „Nun schleppte sich das Regiment mit letzter Kraft die steile Straße aus dem Marnetal hinauf und marschierte noch 6 Kilometer. Manch einer, der eisern bisher alles ausgehalten hatte, blieb an diesem Wege liegen, die Augen fielen zu, die Beine versagten den Dienst. Gegen 2 Uhr nachts kam das Regiment zu kurzer Rast ins Biwak." (Feldzugsgeschichte des Inf.-Reg. 64.)

Der 8. September.

Nur drei Stunden Rast konnte den zu Tode ermatteten Regimentern gegönnt werden, dann traten die Marschkolonnen bereits wieder an. Es ist kein Marschieren mehr, es ist ein Taumeln. „Vor ihren Truppen gingen mitten auf der Landstraße, hoch aufgerichtet, den starren Blick nach vorn gewendet, die beiden Bataillonskommandeure. Die Adjutanten hielten mühsam Verbindung, während die Kompagnie-Chefs, da die übermüdeten Pferde stolperten und fielen, zu Fuß ... in hohen Reiterstiefeln dahinstampften vor ihren halb im Schlafe vorwärtstaumelnden Kompagnien. (Feldzugsgeschichte des Inf.-Reg. 24.)

Auch aus den abgetriebenen Pferden wurde das Letzte herausgeholt. Bei dem IX. A.K. wird die Artillerie in einem 20 Kilometer langen Trabe vorgeschickt. Peitsche und Sporen treiben die schweißtriefenden Pferde, denen die Flocken aus dem Maul und Nüstern fliegen, unbarmherzig vorwärts. Während die Brandenburger schon am 8. September nachmittags am Ziel sind — sie haben nahezu 100 Kilometer in 30 Stunden zurückgelegt — haben die Holsteiner noch bis tief in die Nacht hinein zu marschieren. Sie waren nach einer

Nachtruhe von drei Stunden am 8. September um 5 Uhr morgens aufgebrochen. Um 8.30 zeigte das Thermometer bereits 30° Celsius*). Um 11 Uhr wurde eine kurze Rast eingelegt. Die Augen völlig verklebt, Ohren und Nasenlöcher voll von Staub, die Lippen spröde und rissig, die Füße wund und aufgerissen, (“... unsere Musketiere marschierten eigentlich mehr auf Heftpflaster als auf eigenen Sohlen*), der Rücken durch das schwere Gepäck aufgescheuert, dazu quälender Durst, so streben diese prachtvollen Regimenter, Mann für Mann mit zusammengebissenen Zähnen, vorwärts. „Der Anblick unserer stolzen Truppe wird mir unvergeßlich bleiben. Es war ergreifend anzusehen, wie sich diese gelichteten Reihen mühsam dahinschleppten und doch ihr Bestes gaben“**).

Truppenführer und Generalstabsoffiziere wetteiferten miteinander, der Truppe diese fürchterlichen Anstrengungen nach Möglichkeit zu erleichtern. Generale stiegen vom Pferd und marschierten zu Fuß, um den Mannschaften ein Beispiel zu geben, Torniſterwagen wurden requiriert, Zugführer und Kompagniechefs behängten sich mit Gewehren, und in den an der Marschstraße liegenden Ortschaften waren die Etappenkommandanturen alarmiert, um die durchziehenden Kolonnen mit Wasser, Kaffee oder Brot zu erfrischen. Wie sehnsüchtig die schwer ringenden Truppen am Ourcq die Kameraden des III. und IX. A.K. erwarteten, das bekam das Neuruppiner Regiment 24 in Crouy am Rande des Schlachtfeldes zu spüren. „Das Städtchen war mit Verwundeten überfüllt. Kaum erblickten die Thüringer die Spitzen der anrückenden Brandenburger, als sie mit Wasser und Rot-

*) Ob. Stabsarzt Wiewiorowski in der Feldzugsgeschichte des Regiments „Bremen“.

**) Major v. Auer, 1. Generalstabsoffizier des IX. A. K. Reichsarchiv, Bd. IV. S. 195.

wein herbeieilten und in ihrem gutmütigen Dialekt den Kameraden gut zuredeten. Es war ein ergreifendes Bild, als die Verwundeten die schwer Erschöpften labten, als der Sohn der Waschfrau dem Sohn des Grafen den Becher auf das Pferd emporreichte und sagte: „Herr Leutnant, trinken Sie und machen Sie vorwärts, machen Sie hin, Unsere können nicht mehr."

Als die Regimenter des IX. Korps am 9. September 2 Uhr morgens am äußersten Flügel eingetroffen waren, als alle „wie Bleiklötze hinsanken und sich in der kalten Nacht starr und steif schliefen", da hatte diese eiserne Truppe, die noch 48 Stunden zuvor in heißem, kräfteverzehrenden Ringen bei Esternay gelegen hatte, 120 Kilometer, mit Teilen sogar 130 Kilometer zurücklegt*). Sie waren zur Stelle, als der Feldherr sie rief.

Die seelische Kraft, die der Oberkommandierende der 1. Armee und sein Generalstabschef in diesen letzten 36 Stunden hatten aufbringen müssen, stand in nichts hinter dem zurück, was von der Truppe an innerem Kraftaufwand gefordert worden war. Es gehörten eiserne Nerven, es gehörte der unbeugsame Wille zum Sieg, der diese beiden Männer Kluck und Kuhl beseelte, dazu, um unter der schweren Last der Verantwortung und dem Druck der von allen Seiten einlaufenden Hiobsbotschaften nicht schwankend zu werden oder gar zusammenzubrechen. Die Front am Ourcq hatte ihre wunden Stellen. Würde sie halten, bis die beiden Entscheidungskorps zur Stelle waren? Südlich der Marne klaffte die Lücke. 50 Kilometer Lücke bis zum rechten Flügelmann der Armee von Bülow. Würden die

*)Reichsarchiv, Bd. IV. S. 195.

Engländer marschieren, würde Franchet d'Esperey vorstoßen und die Kavallerieſicherungen von den Marneübergängen zurückwerfen, bevor das III. und IX. Armeekorps am Nordflügel der Ourcqfront Maunourys Umfaſſung durchgeführt hatten?

Der 8. September brachte die Kriſe. An der Ourcqfront verſtärkte ſich der Feind zuſehends. Am frühen Morgen meldet Linſingen einen ſtarken Durchbruchsverſuch der Franzoſen bei Trocy. Hier ſtanden die völlig abgekämpften Regimenter des IV. Reſ.-Korps, die ſeit vier Tagen im Feuer waren. Hilfe tat not. Reſerven waren nicht mehr vorhanden; ſie konnten nur von den beiden Entſcheidungskorps genommen werden. So unerwünſcht es war, dieſe Stoßtruppe zu ſchwächen, wurde doch die 5. brandenburgiſche Diviſion ſofort auf Lizy abgedreht.

Der Eindruck, den die Brandenburger von dem Schlachtfeld bekamen, auf dem das IV. Reſ.Korps ſchon vier Tage ununterbrochen im Kampfe lag, war gewaltig. Ein kalter blaſſer Mond beleuchtete die ſchwelende Trümmerſtätte von Trocy, aus der lange Verwundetenzüge an zertrümmerten Geſchützen, an Pferdekadavern und zahlloſen Gefallenen vorbei, nach rückwärts abſtrömten. Als der Kommandeur des Leib-Grenadierregiments 8 ſich mit ſeiner Truppe bei dem Abſchnittskommandeur General Wienkowski meldete und nach der Lage ſich erkundigte, erklärte dieſer: „Ich weiß es nicht, dort ſehen Sie den Schützengraben. Sie finden zumeiſt nur Leichen darin. Wir ſind zur Schlacke ausgebrannt. Von den Offizieren dieſes Regiments ſind alle tot und verwundet bis auf einen."

Gegen Mittag war die Kriſe überwunden. Der Feind hatte nicht nachgeſtoßen. Die Ourcq-Front ſtand feſt. Dagegen mehrten ſich die ernſten

Meldungen aus der „Lücke". Die Engländer und Franzosen waren hineingestoßen. Sie marschierten auf die Marne. In diesen Stunden härtester Anspannung mußte das Armee-Oberkommando sogar selbst zur Waffe greifen, um sich vor La Ferté Milon gegen einen Überfall durchgebrochener französischer Kavallerie zur Wehr zu setzen. Auch diese Nervenprobe wurde überwunden.

Der 9. September.

Die fünftägige Schlacht eilt ihrem Höhepunkt entgegen. Die Lage der vier übrigen deutschen Armeen ist günstig. An der ganzen Front ist der Franzose in die Abwehr zurückgeworfen worden. Schwere Krisen, wie bei der 1. Armee, hat es bei keiner von den fünf beteiligten deutschen Armeen gegeben.

Kluck hat in vier schweren und schwersten Kampftagen mit Hilfe seines glänzenden Manövers, die ganze Armee nach Norden herumzuwerfen, und dank der beispiellosen Härte seiner Truppen die Krise bezwungen. Er hat seiner Armee die Bewegungsfreiheit wiedergegeben und ist im Begriff, dem Gegner das Gesetz des Handelns zu diktieren. Dieser Augenblick ist am 9. September, morgens um 9 Uhr, gekommen, als die Gruppe v. Quast zum umfassenden Angriff auf Maunourys Nordflügel antritt. Diese Angriffsgruppe hat eine ansehnliche Kampfkraft in die Wagschale zu werfen. Sie besteht aus Quasts IX. Armeekorps, der 6. brandenburgischen Division, dem Detachement Schulenburg und der Brigade v. Lepel. Die beiden letzteren Formationen bestehen aus Landwehr, Landsturm und abkommandierten Truppenteilen. Kluck hat für die Entscheidung das letzte Gewehr aus der Etappe herangeholt. —

Der bevorstehende Stoß trifft Maunoury in einem Zustand völliger Erschöpfung. Nach dem letzten Durchbruchversuch bei Trocy ist die Kraft der 6. französischen Armee gebrochen. Am 8. September abends muß Maunoury schweren Herzens Joffre melden, daß „seine dezimierten und erschöpften Truppen kaum noch geeignet scheinen, den Kampf wieder aufzunehmen." Rückzugsstreifen wurden auf alle Fälle für die einzelnen Korps in dieser Nacht zum 9. September bereits festgelegt.

Wieder sind die Holsteiner um 3 Uhr morgens aus kurzem Schlaf hochgerissen worden. Zwanzig Kilometer Anmarsch haben sie hinter sich. Dann beginnt der Angriff, der die Entscheidung, den Sieg, nach unsäglichsten Strapazen und blutigstem Ringen bringen soll. Die Holsteiner, Mecklenburger und Brandenburger treten an, als ob ihnen in den vergangenen Tagen nichts zugemutet worden wäre. „Es war ein erschütternder und herzerhebender Anblick, wie diese ermatteten, unerhört überanstrengten und mühsam sich noch fortschleppenden Männer sich plötzlich wieder straff emporrichten, als sie nach ihrem Rückmarsch von 120 Kilometern zum Angriff schreiten"*)

Während die Umfassungsbewegung am Nordflügel am Vormittag des 9. September zusehends Gestalt gewinnt, sind von der Marne höchst beunruhigende Meldungen eingelaufen. Der Feind hatte die Sperrketten an den Flußübergängen durchbrochen und stand bereits auf dem Nordufer. Ein weiteres Vorstoßen nach Norden mußte ihn unmittelbar in den Rücken der Ourcq-Front führen. Die Lage hatte sich von neuem außerordentlich verschärft.

Aber auch in dieser entscheidungsschweren Stunde wurden Generaloberst von Kluck und sein in allen Lagen

*) Bericht eines Augenzeugen, zitiert bei Rabisch, S. 46.

erprobter Generalstabschef an ihrem Entschluß, den Angriff des Nordflügels bis zum endgültigen Siege durchzuführen, keinen Augenblick wankend.

Sofortige Gegenmaßnahmen wurden in die Wege geleitet. Die 5. Division wurde zur Marne in Marsch gesetzt, um die über den Fluß gegangenen Engländer unverzüglich anzugreifen; das Kavalleriekorps v. d. Marwitz hatte mit allen verfügbaren Truppen diesen Angriff zu unterstützen. Der Südflügel der deutschen Ourcq-Front aber wurde nach Osten zurückgebogen, (s. Skizze 3) und somit die Gefahr in der offenen Südflanke beseitigt. „So war in höchster Bedrängnis ein starker und kühner Entschluß geboren worden.“*)

Inzwischen hatte der Angriff der Gruppe Quast reißend an Boden gewonnen. Maunourys Nordflügel brach zusammen. Tiefer und tiefer bohrte sich der Sporn der deutschen Stoßtruppe in seine aufgerissene Flanke. Als im Rücken des eingedrückten französischen Nordflügels plötzlich die Brigade v. Lepel auftauchte, da war die Schlacht am Ourcq entschieden. Allenthalben fluteten französische Infanterielinien, aufprotzende Batterien und Kolonnen, in die das Feuer der Verfolger schlug, nach Südwesten, nach Paris, zurück. Die übermenschlichen Leistungen der hanseatischen, holsteinischen und brandenburgischen Regimenter am Entscheidungsflügel hatten im Verein mit dem zähen Aushalten der seit Tagen an der Ourcq-Front blutenden Truppen mit einem durchschlagenden Erfolge geendet. Der unbeugsame Wille des Feldherrn Kluck zum Siege hatte triumphiert.

Da erfolgte in den Nachmittagsstunden des 9. September jener Befehl, der die 1. Armee von der Verfol-

*) Reichsarchiv, Bd. IV. S. 208.

gung weg zum Rückzug riß, in dem Augenblick, wo die operative Auswirkung des Sieges zur Reife gedieh.

Wie zu Beginn bereits gesagt, ist es nicht die Aufgabe dieser Studie, den Irrungen und Wirrungen, die diesem verhängnisvollen Rückzugsbefehl zu Grunde gelegen haben, nachzugehen. Dies ist im amtlichen deutschen Kriegswerk*) geschehen. — Ein Jahrzehnt, zwei Jahrzehnte mußten vergehen, ehe diese schwere Wunde von der Marne vernarbte. Es hat in den vergangenen Jahren Tausende und Abertausende von Deutschen gegeben, die der Gedanke an das Marnedrama innerlich friedlos und freudlos gemacht hat, und es hat Männer gegeben, — im Kriege hartgeschmiedete Soldaten — die fassungslos weinen konnten, wenn die Erinnerung an diese dunkle Stunde lebendig wurde. So tief saß diese Wunde! —

Heute haben wir von dem Geschehen dieser Tage Abstand gewonnen. Wenn das amtliche deutsche Kriegswerk schon 1926 in seinem klassischen Rückblick zur Marneschlacht zum Schluß sagt: „An der Marne wirkten sich Schicksalsmächte aus, deren sinnvolles Walten vielleicht erst kommende Geschlechter erkennen werden ...", so nähern wir uns heute, wo die Fesseln von Versailles zerbrochen sind, wo wieder eine junge Wehrmacht in Deutschland aufblüht, bereits dem Zeitpunkt, wo wir hinter dieser schweren Prüfung einen tiefen Sinn sehen. —

Unvergänglich aber wird der Ruhm des Deutschen Heeres bleiben, das Leistungen aufzuweisen hatte, wie in jenen Septembertagen 1914 Klucks 1. Armee vor Paris. Hier zeigte sich in ergreifender Weise, daß der unbeugsame Wille des Feldherrn und die Hingabe

*) Reichsarchiv, Bd. III. und IV.

der Truppe bis zum letzten Hauch von Mann und Roß Kräfte entfesseln, die imstande sind, aus einer verzweifelten Situation heraus den Sieg an ihre Fahnen zu heften.

Die Todesbataillone von Borowo

Der Opfergang ostdeutscher Freiwilliger

Der flandrische Tod der Freiwilligenregimenter 1914 ist für das deutsche Volk bereits zum Mythos geworden. Es gibt auch keine Tat in der Weltgeschichte, die der leidenschaftlichen Hingabe an die Heimat stärkeren Ausdruck verliehen hätte, als das Massenopfer, das die Jugend von 1914 vor Ypern gebracht hat. Aber vor dem gewaltigen Traueraltar, den das deutsche Volk alljährlich seiner vor Langemark und Dixmuiden gebliebenen Jugend in stummem Gedenken errichtet, treten die einzigartigen Leistungen der ostdeutschen Freiwilligenregimenter, die zum XXV. Reservekorps formiert, als einzige Freiwilligentruppe 1914 auf den östlichen Kriegsschauplatz rückten, allzusehr in den Hintergrund.

Selbst in den Erinnerungen an den berühmten Durchbruch bei Brzezinγ wird der Tatsache viel zu wenig Beachtung gezollt, daß dieses Wunder neben Litzmanns gestählten, aktiven Gardisten Kriegsfreiwillige vollbrachten, die erst im vierten Monat Soldat, nach kurzen Grenzkämpfen in Ostpreußen*) von Hindenburg zu einem der härtesten Feldzüge des Weltkrieges herbeigerufen wurden. Von welchem Geist diese jungen Freiwilligen des XXV. Reservekorps, die ihre engere Heimat in

*) Das XXV. Res. Korps hatte sehr schwere Wochen in Ostpreußen hinter sich. Dieses junge Kriegsfreiwilligen-Korps hatte das Unglück gehabt, bei seiner Feuertaufe auf die beste russische Truppe, das III. sibirische Korps, zu stoßen und wurde in diesen Kämpfen sehr hart mitgenommen. Es verlor innerhalb von 14 Tagen 11 500 Mann, ein Drittel seiner Gefechtskraft (Reichsarchiv, Bd. V. und VI.)

Schlesien, Posen und Westpreußen hatten, beseelt waren, und wie sie bis zum letzten Mann zu kämpfen verstanden, soll hier in einem Tatsachenbericht über die tragische Episode von Borowo erzählt werden.

Ein kurzer Überblick über die Gesamtlage erscheint zunächst notwendig: Schwere Wetterwolken hatten sich im Spätherbst 1914 über den deutschen Ostgrenzen zusammengeballt. Ende Oktober waren die Kerntruppen der innerrussischen und sibirischen Korps auf dem polnischen Kriegsschauplatz erschienen, und vom Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch zu einer gewaltigen Stoßmasse vereint, gegen die deutschen Grenzen angesetzt worden. Am 6. November 1914 hatte der Großfürst dem General Joffre mitgeteilt, daß er nach den großen Erfolgen in Galizien jetzt „die Masse seines Heeres zu einem tiefen Einbruch nach Deutschland" in Bewegung setzen wolle. In London und Paris wurde diese Botschaft begeistert aufgenommen. Damals prägte die „Times" das berühmt gewordene Wort von der „russischen Dampfwalze", die über die deutschen Grenzen rollend, jeden Widerstand vor sich niederstampfen würde ...

In einem einzigartigen Rückzug, bei dem kein Verwundeter liegen blieb, kein Geschütz und kein Fahrzeug verloren ging, hatten Hindenburg und Ludendorff die deutsche Armee vor der aus den Weichselbrückenköpfen Warschau und Iwangorod hervorquellenden Übermacht zurückgerissen und in einem Zuge bis hinter die oberschlesische Grenze geführt. Tag und Nacht rollten die Truppentransporte von Kattowitz und Kreuzburg nach Norden, wo das Oberkommando Ost die 9. Armee (Mackensen), zwischen Thorn und Hohensalza auf engem Raum versammelte. Schutzlos lag die Grenze Schlesiens und Südposens dem Feinde preisgegeben.

Um dem Feind den Aufmarsch der Armee Mackensen zu verschleiern und zu dem bevorstehenden Entscheidungskampf um Deutschlands Ostprovinzen auch den letzten Mann heranzuziehen, hatte Generaloberst von Hindenburg der Armee von Below in Ostpreußen befohlen, dem Gegner keinen Augenblick Ruhe zu lassen. Da das Oberkommando Ost alle irgendwie entbehrlichen Kräfte der Stoßarmee Mackensen zugeführt hatte, verfügte General von Below zur Sicherung Ostpreußens nur über wenige aktive Divisionen und einige Reserve- und Landwehrformationen, deren Kampfstärke höchstens 45 000 Gewehre umfaßte. Die Hingabe, mit der diese geringen Kräfte ihre schwere Aufgabe der Grenzsicherung und Ablenkung des Gegners von der Hauptfront erfüllten, hat in einem russischen Bericht ihre klassische Anerkennung gefunden. So schreibt der russische Generalstabschef sehr verärgert an den Kriegsminister Suchomlinow: „Uns macht die Hartnäckigkeit der Fritzen bei Suwalki bestürzt. Offenbar sind es nur wenige, aber ihre Hartnäckigkeit und Unverschämtheit sind unglaublich ..."

Tage höchster Spannung folgten. „Durchdrungen von der ungeheuren Größe der Verantwortung", schreibt Ludendorff in seinen Kriegserinnerungen, „wußten wir im Hauptquartier alle, um was es ging. In Posen fühlten wir klarer als in Polen den Pulsschlag der Heimat, fühlten ihre Sorge vor einem feindlichen Einfall mit seinen ungeheuren Folgen. Wir mußten die Unruhe noch durch militärische Maßnahmen vermehren. Der Ausgang der bevorstehenden Kämpfe war nicht gewiß. Die russische Überlegenheit war gewaltig, unsere Truppen waren stark mitgenommen, die Verbündeten wenig kampfkräftig."

In den Grenzprovinzen wurden 60 000 wehrfähige Männer in das Inland abgeschoben. In den Kohlenzechen und Stahlwerken Oberschlesiens wurden alle Vorarbeiten zur sofortigen Zerstörung der Betriebe durchgeführt, Brücken und Bahnlinien zur Sprengung vorbereitet. Die Obra und Netze wurden angestaut und überschwemmten die Niederung. Schrecken verbreitete sich in den Grenzlanden. Schon tauchten Kosakenschwärme in der Nähe der Grenzdörfer auf.

Da gab Hindenburg am 10. November das Signal zum Angriff. Die Armee Mackensen trat an. Tief fuhr ihr Stoß von Thorn her in die offene Nordflanke der Russen, deren vier Angriffsarmeen schwerfällig aber unaufhaltsam, wie das Schicksal, gegen die schlesischen und posenschen Grenzen vorrückten. In hartem Ringen wurde die Dampfwalze bei Wloclawec und Kutno zum Stehen gebracht. Die Bevölkerung in den Grenzlanden atmete auf.

Aber der Oberbefehlshaber Ost hatte sich höhere Ziele gesetzt. Es galt trotz der erheblichen Unterlegenheit der eigenen Streitkräfte, den gefährlichsten Gegner, die II. russische Armee unter General Scheidemann, die, 180 000 Bajonette stark, vor den Toren der Industriestadt Lodz wieder festen Fuß gefaßt hatte, einzukesseln und vernichtend zu schlagen. Bereits am sechsten Tage nach dem Vormarsch berannten Mackensens Regimenter von Westen und Norden die russischen Feldbefestigungen vor Lodz und drängten den Gegner schrittweise zurück. Gelang es General von Mackensen, dem vor Lodz festgehaltenen Gegner den Abmarsch nach Süden zu verlegen und eine starke Stoßgruppe östlich von Lodz vorbei in den Rücken der russischen Linien vorzutreiben, so winkte ein zweites, ein größeres Tannenberg.

Zu diesem Vorstoß war die Armeeabteilung Scheffer-Boyadel ausersehen, die das XXV. Reservekorps (49. und 50. Reserve-Division), die 3. Garde-Division unter General von Litzmann und zwei Kavallerie-Divisionen umfaßte. In kühnem Angriff war es der Armeeabteilung Scheffer gelungen, sich tief in den Rücken der russischen Front zu bohren und den Ring im Osten zu schließen. Nur im Süden klaffte noch eine breite Lücke, denn hier war es der deutschen Heereskavallerie nicht möglich gewesen, die starken russischen Sperrketten zu zerreißen.

Der Führer der II. russischen Armee hatte den ganzen Ernst der Lage erfaßt, als er die ersten deutschen Helmspitzen in seinem Rücken auftauchen sah. Am 19. November funkt er an den Großfürsten: „Die Lage ist sehr ernst. Letzte Reserven eingesetzt." Und einen Tag später: „Die Lage ist kritisch. Jede Minute ist kostbar! Helft uns heraus!" Zugleich ging ein scharfer Appell an General Rennenkampf: „Wo stehen Sie? Warum greifen Sie nicht an? Wir riskieren den Zusammenbruch ..."*)

Diese Notrufe, die bei dem Armee-Oberkommando in Hohensalza aufgefangen und entziffert wurden, erweckten im Stabe Mackensens große Hoffnungen. Glaubte man doch nicht mit Unrecht, daß der Russe bei Lodz unmittelbar vor dem Zusammenbruch stände. Aber es sollte ganz anders kommen! Großfürst Nikolai raffte zur Rettung seiner II. Armee zusammen, was an Reserven erreichbar war und warf sie auf der Achse und in Gewaltmärschen in die brodelnde Schlacht. Von Süden nahten zwei frische Korps und warfen sich in wilden Bajonettangriffen gegen die Lodzer Westfront, wo hessische Regimenter und Heereskavallerie Mühe hatten, sich zu behaupten. Ein weiteres Vordringen war hier aus-

*) Reichsarchiv, Bd. VI.

geschlossen. Die Hoffnung, den Ring um die II. russische Armee endgültig zu schließen, mußte hier bereits zu Grabe getragen werden.

Weitaus gefährlicher aber hatte sich die Lage bei der Armeeabteilung Scheffer entwickelt. Diese Stoßgruppe, die dazu ausersehen war, dem Russen den Fangschuß zu geben, sah sich selbst innerhalb von zwei Tagen in tödlicher Verstrickung. Rennenkampf, getrieben von der eisernen Energie des Großfürsten, war weit im Norden gegen Brzezinÿ vorgestoßen und hatte die rückwärtigen Verbindungen Scheffers abgeschnitten. Mit Mühe und Not war es dem von Kosaken verfolgten Gefechtstroß gelungen, Anschluß an die kämpfende Truppe zu gewinnen. Von Westen her, aus Lodz heraus, ließ General Scheidemann einen Angriff nach dem anderen vorprallen, um den dünnen Ring Scheffers zu sprengen. Von Süden her ritten die Reitergeschwader des tatendurstigen Nowikoff an und im Südwesten tauchten die Pelzmützen sibirischer Schützenregimenter auf, die in Eilmärschen von der 5. Armee an die bedrohte Front geworfen waren. Eine Hiobsbotschaft nach der anderen lief jetzt bei General von Scheffer ein. Die Fühlung mit den Anschlußtruppen im Norden (XX. ostpreußisches Korps) war völlig verloren gegangen. Ausgeschickte Meldereiter fielen den Kosaken in die Hände. Die Kavallerie, die Rücken und Flanke der drei Divisionen zu decken hatte, sah sich ungestüm angegriffen und mußte Raum geben. Litzmanns Garderegimenter hatten sich zwar unter schweren Verlusten bis dicht an die Vorstädte von Lodz herangearbeitet, hingen aber völlig in der Luft und waren schwerstem Druck ausgesetzt. Die Regimenter zählten nicht mehr als die Hälfte ihres Bestandes. Am ärgsten lagen die Dinge bei der 49. Reserve-Division, die bereits nach Norden, Süden und Westen Front

machen mußte (s. Skizze 4), um sich des übermächtigen Gegners zu erwehren.

Von den vier Geschützen einer schweren Haubitzbatterie feuerte jedes Geschütz in eine andere Himmelsrichtung, um die ärgste Not zu stillen. Ein Bataillon des Reserve-Infanterieregiments 225 wurde in erbittertem Nahkampf fast vernichtet. Der Kommandeur, Major von Zimmermann, war von vier Bajonettstichen durchbohrt, gefallen. Sämtliche Offiziere lagen in ihrem Blut. Der selbst schwer verwundete Leutnant von Marées führte, gestützt auf seine Gefechtsordonnanz, die Reste der Truppe weiter. Nach wie vor blieb die Stellung dieser jungen Division, die bei Rzgow die Umfassung des Russen am weitesten vorgetrieben hatte, das Ziel der feindlichen Gegenangriffe, die aus schier unerschöpflichen Quellen gespeist wurden. In der Nacht zum Totensonntag erstürmte der Gegner mit blanker Waffe eine Batterie und machte die Besatzung bis auf wenige Kanoniere nieder. Bei der Wiedereroberung der Geschütze fiel Oberstleutnant Wagner an der Spitze seiner 227er mit dem Gewehr in der Faust. Oberst von Kronhelm wurde in der Schützenlinie schwer verwundet.

Bereits an diesem Tage, noch vor dem Höhepunkt der Krisis, hatten die Verluste an Offizieren und Unterführern einen derartigen Umfang angenommen, daß zur Ausfüllung der Lücken Kriegsgerichtsräte in Reih und Glied eintreten und Intendanturbeamte die Führung von Patrouillen übernehmen mußten. Ein wohl einzig dastehender Fall in der Geschichte des Großen Krieges ...

In der sternklaren Winternacht sehen die erschöpften Kämpfer im Osten und Süden drei rotleuchtende Scheinwerfersäulen auflodern. Frische russische Reserven melden der Lodzer Armee ihr Kommen. In der Stadt beginnen sämtliche Glocken Sturm zu läuten. Ihr dumpfes

Dröhnen bildet ein schauerliches Requiem für die Toten und Sterbenden auf der eisigen Walstatt.

Am nächsten Tage verschärft sich die Lage auf der ganzen Front der Armeeabteilung Scheffer von Stunde zu Stunde. Abgeschnitten von allen Verbindungen und von drei Seiten schwer bedrängt, bleibt kein anderer Ausweg als der Durchbruch nach Brzezin. Major von Wulffen, erster Generalstabsoffizier bei der Division Litzmann, schildert die letzten Stunden vor diesem entscheidenden Gang in packenden Worten: „Bald nach 4 Uhr nachmittags suchte General von Scheffer den Kommandeur der 3. Garde-Infanterie-Division im nahen Wiskitno auf, um sich hier persönlich über die Lage zu unterrichten. Am Nordausgang des Dorfes wollten die beiden Generale sich an einem eben angezündeten kleinen Feuer gerade zur Besprechung niedersetzen, als wenige Schritte neben ihnen eine schwere Granate in einen Düngerhaufen einschlug, glücklicherweise ein Blindgänger. Bald folgte eine zweite, sodaß sich die beiden Stäbe querfeldein zu einem Bauernhause begaben. Es war ein packender Augenblick, als die beiden Führer voneinander Abschied nahmen. In kümmerlicher Panjebude warf eine trübe Laterne ihr flackerndes Licht auf die beiden Gestalten, als Generalleutnant Litzmann dem Kommandierenden General mit festem Handschlag sein „Heil und Sieg" zurief. Kaum war Exzellenz von Scheffer abgefahren, da lief im Divisionsstabsquartier die alarmierende Meldung ein, die Russen seien bereits dicht vor dem Westeingange von Wiskitno ..."

Als am Totensonntag, dem 22. November 1914, die Sonne blutigrot untertauchte und eine frostklirrende Nacht sich auf die todmüden Streiter des Freiwilligen-

korps niedersenkte, traf die Regimenter der Rückzugsbefehl. Auch der jüngste Musketier fühlte instinktiv, daß der kommende Tag über Sieg oder Untergang entscheiden würde.

Seit zehn Tagen befanden sich diese jungen Regimenter in ununterbrochenem Kampf und Vormarsch. Einzelne Regimenter hatten 48stündige Märsche ohne größere Rasten hinter sich. In den beiden letzten Nächten war an Schlaf nicht zu denken gewesen. Brot hatte es seit vier Tagen nicht gegeben. Der Kaffee in den Feldflaschen war bei der bitteren Kälte gefroren. — In dieser Verfassung traten die jungen Freiwilligen neben den hartgeschmiedeten aktiven Regimentern der Gardedivision Litzmann jenen Gang auf Tod und Leben an, der als eine der hervorragendsten Waffentaten aller Zeiten in der Kriegsgeschichte verzeichnet ist.

In dieser denkwürdigen Nacht vom 22. zum 25. November 1914 hing das Schicksal der Armeegruppe Scheffer von einer Brücke ab. War der Übergang über die Miazga bei dem Straßenknotenpunkt Karpin bereits in russischen Händen, so schien das Schicksal der deutschen Divisionen besiegelt. Aber Gardefüsiliere und Husaren hatten treue Wacht gehalten. Die Brücke war frei! In der Mitte des Dorfes hielt der Kommandierende General unter einem Kruzifix, dem Granatsplitter die Querbalken abgeschlagen hatten. Vor General von Scheffer stand ein Grenadier und beleuchtete mit einer Laterne das eindrucksvolle Bild der vorüberziehenden Infanteriekolonnen, Batterien, Reiter und des schier endlosen Trosses. Der harte Schritt der Marschkolonnen, das Schnauben der hungrigen Pferde, das Klappern der Hufe auf der festgefrorenen Straße, der Anruf der Fahrer und das Rollen der Räder gaben mit dem dumpfen Orgelton

schwerer russischer Granaten die Begleitmusik zu dieser einzigartigen winterlichen Marschnacht.

In dieser Nacht fanden auch der Stab Mackensen und das Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost keine Ruhe. Ein aufgefangener russischer Funkspruch, der die Bereitstellung von 60 Leerzügen zum Abtransport mehrerer gefangener deutscher Armeekorps meldete, hatte in den Stabsquartieren wie ein Blitz eingeschlagen. Die bis zum Schluß zuversichtliche Stimmung hatte jetzt schwerster Sorge um das Schicksal der Armeeabteilung Scheffer Platz gemacht. Ludendorff schildert diese Stunden qualvoller Ungewißheit in seinen Kriegserinnerungen: „Aus den feindlichen Funksprüchen erfuhren wir weitab vom Schlachtfeld in Posen, wie hoffnungsvoll der Russe die Lage ansah, wie er zu den entscheidenden Kämpfen ansetzte, wie er triumphierte, verschiedene deutsche Armeekorps gefangen zu nehmen. Schon stellte er Eisenbahnzüge zum Abtransport der Gefangenen bereit. Was ich dabei empfand, kann ich nicht schildern. Was stand auf dem Spiel! Nicht nur die Gefangennahme so vieler tapferer Männer, verbunden mit dem Triumph des Feindes, sondern ein verlorener Feldzug! Wie wäre dann das Jahr 1914 ausgegangen?“

Während der Marsch des Gros der 49. Reservedivision durch das häufige Dazwischenschieben fremder Truppenteile und einer Unzahl von Bagagen nur ...it starken Stockungen vor sich geht — in vier Stunden werden 10 Kilometer zurückgelegt — ist die Vorhut unter Generalmajor von Saucken in ungesäumtem Vormarsch nach Borowo geblieben. Die Marschstraße, die auf das sechs Kilometer lange Dorf zuläuft, ist rechts und links von dichten, finsteren Wäldern umrahmt. Schattenhaft huschen an den verschneiten Waldrändern Kosaken ent-

lang, die der todmüde dahinstolpernden Kolonne folgen, wie der Wolf einem wehrhaften Wilde.

Obwohl rechts die Vorhut der 50. Reservedivision und links die Vorhut der Garde noch weit zurückhängen, beschließt General von Saucken, ungeachtet der völligen Erschöpfung von Mann und Roß, im Vormarsch zu bleiben, um aus der unheimlichen Nachbarschaft der dichten, undurchsichtigen Wälder herauszukommen.

So durchschreitet die Vorhut — es sind sechs Kompagnien des Reserve-Infanterie-Regiments 227 mit Maschinengewehrzug, zwei Batterien des Res.-Feldartillerie-Regiments 49, eine schwere Haubitzbatterie vom Res.-Fußart.-Reg. 6, sowie einige Radfahrer, Pioniere und Dragoner — nach achtstündigem Marsch auf vereister Straße ohne Rast das langezogene Straßendorf Borowo und übersteigt den Bahndamm der Lodzer Hauptstrecke, hinter dem in kaum 10 Kilometer Entfernung Brzezin y winkt und damit die Freiheit.

Ein eisigkalter trüber Wintertag ist angebrochen, und noch lagert dichter Nebel auf den leicht verschneiten Höhen, als um 6 Uhr morgens die Spitze überraschend auf den Feind stößt. Das hinter der Nebelwand aufflackernde Infanteriefeuer zwingt die 227er zu schnellster Entwicklung. Zugleich sausen die Fahrerpeitschen auf die Gäule nieder, und im Galopp rasseln die Feldbatterien und die schweren Haubitzen über die Eisenbahnschienen. Dicht hinter der Infanterie gehen die Geschütze in Stellung und eröffnen schlagartig das Feuer.

Kaum haben die 227er die ragende Windmühlenhöhe und den Gutshof Borowo besetzt, da stoßen schon dicht geballt russische Massen von Norden her zum Angriff vor. Im Feuer der Gewehre und Geschütze fluten sie durch den Nebel zurück.

General von Saucken hat schon nach kürzester Zeit erkannt, daß er in ein Wespennest gegriffen hat. Die Vorhut ist auf den Riegel gestoßen, den Rennenkampf im Norden vor die letzte Rückmarschstraße der Armeegruppe Scheffer gelegt hatte. Aber ein Zurück kann es nicht mehr geben, denn jeder Schritt rückwärts bringt das schwerfällige Gros der Division mit den Hunderten von Fahrzeugen, den rund 2000 mitgeschleppten Verwundeten und der in die Marschkolonne eingekeilten Masse der Geschütze in ernsteste Gefahr. Schon schlagen Volltreffer in den der Vorhut unmittelbar folgenden Troß, reißen Pferde und Fahrer zu Boden und zwingen die Gefechtsbagagen, in schärfster Gangart von der Dorfstraße in Borowo abzubiegen und in deckende Geländefalten östlich des Dorfes zu eilen.

So nimmt General von Saucken in der Hoffnung auf baldige Entlastung durch das Gros der Division den Kampf an, entschlossen, dem Gegner keinen Schritt Raum zu geben. Ein ungleicher Kampf, ein Ringen bis zum Weißbluten sollte es werden! Auf deutscher Seite eine bis zum Letzten ausgepumpte Truppe mit einer Kampfkraft von 400 Infanteriegewehren, zwei Maschinengewehren, acht Feldgeschützen und vier schweren Haubitzen, auf russischer Seite dagegen eine noch ungeschwächte sibirische Division mit etwa 9000 Gewehren, 72 Geschützen und einer Kavallerie-Brigade. 25 : 1 war die Kräfteverteilung in diesem Kampf am Bahndamm von Borowo ...

In der achten Morgenstunde, als der Nebel einem klaren, sonnigen Wintermorgen gewichen war, prallen neue Angriffe der Sibirier gegen die Windmühlenhöhe und den Gutshof von Borowo nicht nur von Norden, sondern bereits von Osten und Westen vor. Um diese mit

Ungestüm vorgetragenen Angriffe abzuwehren, muß General von Saucken bereits das letzte Gewehr seiner Reservekompagnien einsetzen. Noch gelingt es, den von drei Seiten gleichzeitig einsetzenden Ansturm der Sibirier mit Hilfe des rücksichtslosen Einsatzes der Batterien zu brechen, aber an einigen Stellen erst nach erbittertem, verlustreichem Nahkampf mit Bajonett und Kolben. Der Russe rächt sich durch heftiges Granat- und Schrapnellfeuer, das dicht über den igelartig zusammengezogenen Linien der Vorhut liegt. Einen schweren Verlust erleidet in dieser Situation die stärkste Waffe der Vorhut, die schwere Haubitzbatterie, durch einen Rohrkrepierer, der eine ganze Geschützbedienung vernichtet. Schon tauchen auch im Südwesten aus dem Galkower Walde russische Plänkler auf und bedrohen die schwache Truppe im Rükken. Zugleich dampft von Osten auf der Lodzer Bahnstrecke eine mit Maschinengewehren bestückte Lokomotive heran und feuert mit sichtbarem Erfolge in den Rücken der Haubitzbatterie und der nach Westen fechtenden Infanterielinien. Drei gutgezielte Schüsse einer sofort herumgerissenen Haubitze bringen jedoch diesen Spuk schnell wieder zum Verschwinden.

Es geht auf 10 Uhr. General von Saucken hat von seinem Gefechtsstand, dem „Haus am Bahndamm", die Gefahr erkannt, in der sich die Artillerie bei neuen russischen Angriffen befindet. Er befiehlt zunächst für die schwere Haubitzbatterie Stellungswechsel südlich des Bahndammes. Aber der Russe will die ihm sicher scheinende Beute nicht mehr aus den Zähnen lassen. In dem Augenblick, als die Protzen im Galopp aus der Deckung herbeieilen und sich der Batteriestellung nähern, geht ein Hagel von Schrapnells und Brisanzgranaten auf die Geschützstellungen nieder. Unmittelbar darauf setzt heftiges Infanteriefeuer ein, das starke Verluste an Mann-

schaften und Pferden verursacht. In diesem kritischen Augenblick reiten aus dem Galkower Walde russische Dragoner und mehrere Kosakensotnien zur Attacke auf die Batterie an. Teile der nächstgelegenen Infanteriekompagnien machen Kehrt und empfangen die Reiter mit Schnellfeuer aus der Flanke. Auch die Feldartilleristen haben einige Geschütze herumgerissen und jagen dem überraschend aufgetauchten neuen Gegner Schuß auf Schuß entgegen. Die Hälfte der Reitermasse bleibt im Feuer liegen, aber der Rest erreicht die schwere Batterie, in der Lanze und Säbel gegen Karabiner und Revolver wüten. Leutnant Gaertner und eine Anzahl Kanoniere werden niedergemacht. Weiter geht die wilde Jagd! Südlich des Bahndammes trifft sie auf die dort aufmarschierenden Bagagen und Munitionskolonnen. Vor sich durchgehende Gespanne und Protzen, stürzen sich die Reiter auf den soeben eingetroffenen Divisionsstab. Eine aus der Stabswache, aus Funkern, Pionieren und Ordonnanzen, sowie einem schnell herbeigeeilten Maschinengewehrzug des Regiments 228 unter Offizierstellvertreter Glatzel gebildete Schützenlinie empfängt die Reiter aus nächster Entfernung mit gut sitzendem Feuer und vernichtet den Rest der tollkühnen Angreifer...

Inzwischen hat der Infanteriekampf der Vorhut keinen Augenblick geruht. Er ist von Stunde zu Stunde erbitterter geworden. In einem nur nach Süden noch offenen Kreise sind die Sibirier den anderthalb deutschen Bataillonen, denen die Kraft wegtropft wie eine Kerze, dicht auf den Leib gerückt. Das russische Feuer hat schwere Lücken gerissen. Zwischen zwei Toten und Verwundeten lag noch ein Kampffähiger, der die Waffe auf den Gegner richtet. Längst sind die Patronentaschen geleert und die Patronenreserven aus dem Tornister verbraucht. Die Munition der Gefallenen und Verwundeten muß

herhalten, um die äußerste Not zu stillen. Erschreckend groß ist der Führermangel. Die beiden Batteriechefs der 49er sind gefallen. Bei der Infanterie liegen der Bataillonsführer, Oberleutnant Münig, mit seinem Adjutanten und vier Kompagnieführer in ihrem Blute. Eine einheitliche Feuerleitung ist unmöglich geworden. Die wenigen noch vorhandenen Offiziere und Unterführer haben längst zum Gewehr gegriffen und liegen hinter Busch und Baum, hinter Fenstern und Mauerluken im Kampf verbissen zwischen ihren Musketieren. Hier gibt es auch nicht mehr viel zu befehlen, hier gilt es nur noch, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen und auszuharren, bis das Gros der Division heran ist.

Die russische Reiterattacke, deren letzte Welle erst hart vor dem Gefechtsstand der Division verebbt war, hat dem Divisionskommandeur, Generalleutnant von Waenker, die kritische Lage seiner Vorhut mit aller Schärfe vor Augen geführt. Ein Meldereiter nach dem anderen ist dem Gros entgegengeschickt worden, um beschleunigt Hilfe zu holen. Aber die Masse der Division, die sich in einer 20 Kilometer langen Marschkolonne mühsam auf der vereisten Straße fortquält, ist durch den unübersehbaren Troß völlig festgekeilt. Auf baldige Hilfe ist hier noch nicht zu rechnen. Auch eine Entlastung durch die Vorhut der 50. Reserve-Division in der rechten Flanke und der Garde, die linker Hand durch den mit Russen vollgestopften Wald von Galkow nach Norden durchbrechen sollen, kann sich noch nicht fühlbar machen, da der Flußübergang beider Divisionen starke Verzögerungen erlitten hat. — Inzwischen hat sich die Lage in Borowo selbst kritisch zugespitzt. Schon zischt aus der Flanke, aus dem verwunschenen Galkower Walde, Infanterie- und Maschinengewehrfeuer durch die Häuser-

lücken und über die breite Dorfstraße, die, von russischer Artillerie zerpflügt, ein Bild der Vernichtung bietet. Als General von Waenker, hochaufgerichtet, mit seinem Feldstecher die schnurgerade Straße absucht, um nach der herbeigerufenen Unterstützung zu spähen, erfaßt ihn und seinen ersten Generalstabsoffizier eine Maschinengewehrgarbe, die ihn auf der Stelle tötet. Innerhalb von zehn Tagen verliert die junge 49. Reserve-Division damit ihren zweiten Kommandeur.

Es ist fast Mittag, als die Spitze des Gros, die III. Abteilung des Res.-Feldartillerie-Regiments 49 unter Major Tuchen nach mühseligem Marsch auf der verstopften Rückzugsstraße in Borowo eintrifft. Aber die Batterien der 49er kommen erst gar nicht dazu, in den Kampf der Vorhut einzugreifen. Kaum sind sie in Borowo eingerückt, als der Sibirier aus dem Galkower Walde einen tief angelegten Flankenstoß gegen den Ort selbst richtet. Die Kanoniere haben gerade noch Zeit, die Geschütze abzuprotzen und zwischen den Gehöften in Feuerstellung zu bringen, da ist der Russe schon auf 300 Meter heran. Mit grimmiger Ruhe arbeitet die Bedienungsmannschaft. Schuß auf Schuß flammt aus den Rohren. In rasender Hast werden die zurückspringenden Geschütze wieder vorgezogen, gerichtet, abgefeuert. Bis auf 100 Meter sind die vordersten Stürmer heran, schon hat der Abteilungsstab zum Karabiner gegriffen, da sprengt das Kartätschenfeuer, das ganze Gruppen zu Boden wirft, die Sturmlinien auseinander.

Um die ohne Infanterieschutz fechtenden Batterien nicht noch einmal der Gefahr einer Erstürmung auszusetzen, befiehlt Major Tuchen Stellungswechsel. Aus der Deckung kommen die Protzen in windender Fahrt hervorgaloppiert, um die Geschütze zu holen. Aber wie am Vormittag bei der schweren Haubitzbatterie will der

Russe die greifbar nahe Geschützbeute nicht aus der Hand geben. Vom Rand des Galkower Waldes bricht heftiges Schützenfeuer los. Unheimlich pfeifen die Geschosse den Kanonieren und Fahrern um die Ohren. Auch Schrapnells mit tiefliegendem Sprengpunkt suchen die Batteriestellung heim. Es gibt Verluste. Getroffene Pferde, die abgeschirrt werden müssen, erhöhen die Verwirrung. In diesem kritischen Augenblick droht bei den kampfungewohnten Fahrern eine Panik auszubrechen. Einige unternehmen den Versuch, mit den Protzen ohne Geschütz abzugaloppieren. Da rettet der harte und tatkräftige Major Tuchen die Lage. Seine schneidend scharfe Stimme übertönt den Gefechtslärm. „Leutnant Hermann", so ruft er dem nächsten Offizier zu, „nehmen Sie den Revolver in die Hand und stellen Sie sich aufgesessen vor die Front. Wer ohne Befehl anreitet, wird sofort erschossen."*). Die Krise ist überwunden, die eiserne Disziplin hat gesiegt. In wenigen Augenblicken sind die Geschütze aufgeprotzt, ist die Munition verpackt. Im Schritt, wie auf dem Exerzierplatz, läßt Major Tuchen**) seine Batterie anfahren, vorüber an umgestürzten Fahrzeugen, an toten Menschen und Pferden, die die Dorfstraße umsäumen; dann gibt er das Zeichen zum Antraben und in musterhafter Ordnung erreichen die Batterien ihre neue Stellung.

War es dieser ersten Truppe des Gros' nicht gelungen, die um ihr Leben kämpfende Vorhut jenseits des Bahndammes zu entlasten, so ging es den bald darauf in Borowo eintreffenden drei Infanteriebataillonen der Reserve-Regimenter 225, 227 und 228 um nichts besser. Ein Überqueren des Bahndammes, der sich zwischen der Vor-

*) Feldzugsgeschichte des Ref. Feldart. Reg. 49.

**) Am nächsten Tage wurde dieser hervoragende Offizier beim Durchbruch schwer verwundet.

hut und den Hauptkräften der Division wie eine Wand auftut, war bei dem Kreuzfeuer russischer Maschinengewehre nicht möglich. Ja, diese schwachen Bataillone mußten es schon als einen Erfolg ansprechen, den schutzlosen und schwer beweglichen Troß in dem langgestreckten Borowo und die auf Panjewagen verladenen zahlreichen Verwundeten vor dem immer zudringlicher werdenden Gegner decken zu können.

Bis mittags um 12 Uhr hat General von Saucken noch Verbindung mit der Division gehabt. Sein letzter dringender Hilferuf hat Generalleutnant von Waenker wenige Minuten vor seinem Tode erreicht. Die nächsten Meldeläufer kehren nicht mehr zurück. Ein Unteroffizier, der gegen 2 Uhr nachmittags nochmals zum Divisionsstab nach Borowo geschickt wird, schleppt sich blutend zum Vorhutkommandeur zurück und meldet, daß der Bahndamm bereits von den Sibiriern besetzt sei. Auf den Schienen lagen die Leichen der drei zuletzt geschickten Meldeläufer.

Abgeschnitten! Griffen die Sibirier nochmals an, so war eine Katastrophe für die Reste der Vorhut unausbleiblich. Und sie griffen an! Noch bei Tageslicht stürmen die baumlangen Asiaten mit wildem „Urräh". Noch einmal gelingt es, den Stoß am Gutshof abzufangen, aber die Stellung im freien Feld muß dem Russen überlassen werden. In drei Bastionen, dem Gutshof von Borowo, dem Doktorhaus, einem massiven Bau, und dem „Haus am Bahndamm", wo General von Saucken trotz einer Kopfwunde persönlich die Verteidigung leitet, erwarten die Trümmer der 227er den letzten Sturm. Die Batterien waren völlig bewegungsunfähig geschossen. Die am Vormittag überrittene schwere Batterie schied gänzlich aus. Von den acht Geschützen der beiden Feld-

artillerie-Batterien waren zwei noch verwendungsfähig.

Nach 11stündigem Kampf schreitet der Russe bei einbrechender Dunkelheit zum entscheidenden Angriff. An den beiden letzten intakten Geschützen stehen zwischen toten Kanonieren, zerfetzten Lafetten und geborstenen Rohren zwei Männer: Major Ribbentrop, der Abteilungskommandeur, und Leutnant Bachmann, der Führer der Munitionskolonne. In stummer verbissener Wut jagen sie die letzten Geschosse aus dem Rohr. Nahschüsse schlagen gegen die Schutzschilde. Leutnant Bachmann fällt. Major Ribbentrop greift zum Karabiner, springt zur Seite, als die ersten Sibirier in die Batteriestellung stürzen und entkommt im Dunkel. Er eilt zum Gefechtsstand des General von Saucken, um Hilfe zu holen. Hier spielt sich folgende erschütternde Szene ab:

Major R.: „Herr General, der letzte Schuß ist aus Gewehr und Rohr. Es geht um Augenblicke. Kann noch geholfen werden?"

General v. S.: „Nein! Ich habe keine Truppen mehr, ich habe keine Munition. Die Verbindung mit dem Gros ist abgeschnitten."

Major R.: „Dann ist es mit der Vorhut zu Ende."*)

Als der Russe den heißumkämpften Gutshof stürmt, findet er außer Toten und zahlreichen Verwundeten keine Verteidiger mehr vor. Nicht anders ist es, als die Sibirier in den massiven Steinbau des „Doktorhauses" eindringen. Auch hier stößt er nicht mehr auf Widerstand. 64 Verwundete, die die Räume des Hauses füllen und

*) Feldzugsakten der 49. Res. Division. Feldzugsgeschichte des Res. Feldart. Reg. 49.

das dunkle Gebäude zu einem Ort des Schreckens machten, sind seine Beute ...

Einige Offiziere haben sich mit mehreren Gruppen bis zum Gefechtsstand des General von Saucken durchgeschlagen. Es gibt nur noch einen Ausweg: Die russische Sperre am Bahndamm zu durchbrechen. Auch der General greift zum Gewehr. Der Rest Patronen wird verteilt. Es kommen auf jeden Mann noch vier Patronen. In abenteuerlichem Zuge bahnt sich die kleine Schar im nächtlichen Dunkel durch die russischen Linien ihren Weg nach Borowo. „Der Russe aber zündete", so schreibt einer der Überlebenden, „Freudenfeuer an und tanzte in flackerndem Schein um die eroberten Geschütze. Die Flammen trugen den Ruhm der erschlagenen Vorhut gen Himmel; sie verzerrten die Gestalten der von Sieg und Alkohol trunkenen Russen, die sich dort um die Geschütztrümmer drehten."

Die Masse der 49. Reserve-Division, die in den frühen Abendstunden nach äußerst beschwerlichem Marsch bis Borowo aufgeschlossen war, muß auch in dieser Nacht, ungeachtet der grimmigen Kälte, im Freien biwakieren. Jedes Haus in Borowo ist mit Verwundeten vollgestopft. Fast 2000 Verwundete des Freiwilligenkorps schleppt der Troß mit sich, um sie nicht in die Hände der Russen fallen zu lassen. Mit Mühe und Not ist es dem Divisionsstab und dem neuen Kommandeur, General von Thiesenhausen, gelungen, ein Notquartier ausfindig zu machen. Brot gibt es nicht. Kartoffeln in der Schale und Salz müssen herhalten. Die kurz vorher erbeutete russische Offiziersfeldküche liegt zerschmettert auf der Straße. Angesichts der völlig ungeklärten Lage ist die Stimmung sehr gedrückt. In dieses Abendessen platzt General von Saucken mit der Meldung, daß die

ihm folgenden 3 Offiziere und 24 Mann alles seien, was von der ihm anvertrauten Vorhut übrig geblieben ist ...

Die Todesbataillone von Borowo hatten ausgekämpft. Elf Stunden hatten die jungen Freiwilligen einen aussichtslosen Kampf gegen eine 25fache Übermacht durchgehalten. Sie haben ihn bestanden, wie ihn die härteste Truppe nicht besser hätte bestehen können. Sie waren der Keil der Armeeabteilung Scheffer, der sich tief in den russischen Wall bohrte und die Voraussetzung für den siegreichen nächtlichen Durchbruch der Litzmannschen Garderegimenter durch den Galkower Wald und die am nächsten Tage folgende endgültige Sprengung des russischen Ringes durch das XXV. Reservekorps schuf.

Als am nächsten Tage, dem 24. November, die Freiwilligen-Regimenter mit einer letzten Kraftanstrengung den russischen Ring zerbrachen*) und die Straße nach Brzeziny frei machten, führte ihr Weg an der Kampfstätte der vernichteten Vorhut vorüber. Bei dem Anblick der über den zertrümmerten Geschützlafetten hängenden, in den Erdlöchern hingestreckten und zum Teil noch im Anschlag liegenden Gefallenen verhielt der Divisionsstab den Schritt. Ehrerbietig salutierend stand der General vor den toten Kämpfern. Ein Rittmeister der Nachhut-Kavallerie aber ließ an der so wild umkämpften Windmühlenhöhe seine Schwadron absitzen und drei Ehrensalven knatterten in die Luft. Ein letzter Kameradengruß an die Helden von Borowo. ....

*) Der Ruhm dieses Tages gebührt der Batterie Lancelle vom 6. Gard. Feldart. Reg., die in gestrecktem Galopp bis auf wenige Hundert Meter an den feuerspeienden Bahndamm von Borowo heranritt und, umschwirrt von Geschossen, in rasendem Schnellfeuer die Stellung der Sibirier im besten Sinne des Wortes „aufsprengte".

Die Winterschlacht in Masuren

Ostpreußens zweite Befreiung

Nach dem letzten harten Zusammenprall in der Schlacht von Lodz, der Anfang Dezember 1914 die russischen Angriffsarmeen endgültig von den Grenzen Schlesiens und Posens zurückgeworfen und mit Mackensens Einzug in dem polnischen Industriezentrum geendet hatte, waren die Fronten im Osten in Eis und Schnee erstarrt. Von den Karpathen bis zur Mündung der Memel hatte der russische Winter seine Herrschaft angetreten.

Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der Oberbefehlshaber des russischen Feldheeres, mußte sich nach dem ungünstigen Abschluß des Herbstfeldzuges 1914 Rechenschaft darüber ablegen, daß die beträchtlichen Anfangserfolge auf dem galizischen Kriegsschauplatz auch nicht annähernd die Niederlagen auf den anderen östlichen Kriegsschauplätzen aufwogen. Auf ostpreußischem Boden war die Armee Samsonoff vernichtet worden; von der Armee Rennenkampf hatten nach der Herbstschlacht an den masurischen Seen nur Trümmer die schützenden Wälle der Njemenfeste Kowno erreichen können. Im Glutofen der Schlachten um Lodz und bei Limanowa waren die Hoffnungen auf die jeden Widerstand zermalmende „russische Dampfwalze" zerschmolzen. Nach wie vor lagen die weitgesteckten Vormarschziele Wien und Budapest — von Berlin gar nicht zu reden — in nebelhafter Ferne.

Der französische Generalissimus, General Joffre, hatte in seinen zahlreichen Appellen an den russischen Oberbefehlshaber nur mühsam seine grenzenlose Enttäuschung über das Versagen der „Dampfwalze" unterdrücken können, um so dringender wurden um die Jahreswende 1914/15 seine Forderungen nach einer fühlbaren Entlastung der erschöpften französischen Armee. Neue Entschlüsse mußten im russischen Hauptquartier gefaßt werden, um die Operationen wieder in Fluß zu bringen.

Von grundlegender Bedeutung war die Frage, ob das Schwergewicht der künftigen Aktionen gegen die deutsche oder die österreichisch-ungarische Front verlegt werden, ob Wien oder Berlin das Ziel des neuen Feldzuges sein sollten. In dieser Frage standen sich die Meinungen schroff gegenüber. Der erfolgreiche Führer an der galizischen Front, General Iwanow, vertrat mit Nachdruck den Standpunkt, daß die ganze Stoßkraft der russischen Armeen gegen die österreichisch-ungarische Front zusammengefaßt werden müßte, da es bei der Schwäche dieses Gegners nur noch einer einzigen großen Anstrengung bedürfe, um über die Karpathenpässe in das Herz der Doppelmonarchie nach Wien und Budapest vorzustoßen. Die maßgebenden Berater des Großfürsten im Hauptquartier traten dieser Ansicht scharf entgegen. Sowohl der Generalstabschef Januschkewitsch wie der General-Quartiermeister Daniloff setzten sich für eine Wiederaufnahme der Offensive gegen Deutschland ein; nach wie vor müsse das wichtigste Ziel bleiben, den gefährlicheren Gegner niederzuwerfen, dessen Fall automatisch die Kapitulation seiner schwächeren Bundesgenossen nach sich ziehen würde. Schon Ende November 1914 hatte General Januschkewitsch diesem Gedanken in einem Schreiben an den Oberkommandierenden der Nordwestfront (Ostpreußen und Nordpolen),

General Rußki, Ausdruck gegeben, in dem er unter anderem ausführte: „Die Schwierigkeit ..., die darin liegt, Entscheidungen zu treffen, die einen Erfolg in Ostpreußen gewährleisten, dürfen nicht den Grund dafür abgeben, diesen Entscheidungen auszuweichen, da solches gleichbedeutend mit einem vollständigen Verzicht wäre, den Krieg nach Deutschland hineinzutragen ...“*)

In einer Denkschrift, die General Daniloff Mitte Januar 1915 verfaßt hatte, wurde dieser Standpunkt noch schärfer herausgearbeitet. „Somit steht die Frage hinsichtlich Ostpreußens“, so heißt es hier, „auch jetzt noch offen, während in der Frage ... unsere Offensive in der Richtung auf Berlin zu unternehmen, unbedingt ein klarer Entschluß gefaßt werden muß ... Demnach müssen wir im Interesse einer rechtzeitigen Vorbereitung zur Offensive jetzt schon .... entscheiden, ob wir auch weiterhin als unsere wichtigste Aufgabe ein entschlossenes aktives Vorgehen gegen Deutschland betrachten und ob wir ... es nicht als einen Teil unserer Hauptaufgabe ansehen müßten, uns Ostpreußens zu bemächtigen ...“**)

Die Generale Daniloff und Januschkewitsch drangen mit ihrer Ansicht durch. Der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch entschied sich Ende Januar 1915 für einen doppelseitigen Angriff gegen Ostpreußen. Wie im August 1914 sollten wieder zwei Armeen zugleich antreten, und zwar sollten die X. Armee unter Baron Sievers, die östlich der masurischen Seen eingegraben lag, gegen Insterburg, und die noch in der Aufstellung und Versammlung befindliche XII. russische Armee auf den Spuren der bei Tannenberg vernichteten Armee Sam-

*) Daniloff, Rußland im Weltkriege 1914/15.
**) Daniloff, a. a. O.

sonoff in der Linie Thorn—Allenstein gegen die Weichsel vorstoßen. Beide Armeen zusammen verfügten einschließlich zahlreicher Kavallerieverbände über eine Kampfkraft von 34 Divisionen in Stärke von etwa 450 000 Mann. Ostpreußen, Deutschlands tragischste Provinz seit Beginn des Krieges, durch die erste Russeninvasion verwüstet und ausgesogen, in seinen östlichen Grenzkreisen seit Monaten unter einer zweiten Invasion seufzend, schien unmittelbar vor einer neuen, schwereren Heimsuchung zu stehen.

Aber während die Russen mit gewohnter Schwerfälligkeit ihre Vorbereitungen für die Offensive trafen, hatte Hindenburg schon den Schicksalshammer erhoben, um ihn mit zermalmendem Schlage auf die völlig ahnungslose Armee des Baron Sievers niederschmettern zu lassen.

Zur gleichen Zeit, als im russischen Hauptquartier die Entscheidung über den neuen Feldzug in Ostpreußen gefallen war, hatte das Oberkommando Ost den Entschluß gefaßt, die zwischen Johannisburg und Tilsit isoliert stehende X. russische Armee anzugreifen, und wenn möglich, in blitzschnellem Zufassen einzukesseln und vernichtend zu schlagen. Der kühne Gedankenflug der drei großen Soldaten im Hauptquartier Oberost, Hindenburg, Ludendorff und Hoffmann, sah nach erfolgreicher Durchführung einer Vernichtungsschlacht große operative Möglichkeiten, wenn es gelang, über Bialystok tief in den Rücken der russischen Weichselarmeen vorzustoßen.

Die Oberste Heeresleitung (Falkenhayn), die — an der Westfront mit starken Kräften gefesselt — in dem vergangenen Herbstfeldzug dem Osten nur zögernd Verstärkungen zugeführt hatte, hatte diesmal tief in ihre Reservebestände hineingegriffen und Hindenburg vier neue Armee-

korps zur Verfügung gestellt. Drei junge, neuaufgestellte Korps*), durchsetzt mit einem kräftigen Stamm kriegserfahrener Offiziere und Mannschaften rollten in den letzten Januartagen von den deutschen Truppenübungsplätzen nach Ostpreußen, während das aktive XXI. Korps des General der Infanterie Fritz von Below bei St. Quentin die Verladerampen bestieg, um sich auf eine lange Fahrt mit unbekanntem Ziel zu begeben.

Die Aufgabe, die zur Durchführung dieser Winterschlacht von Truppe und Führung zu bewältigen war, stellte alles, was der Krieg im Osten bisher an Einsatzbereitschaft und Verantwortungsfreude erfordert hatte, weit in den Schatten. Sogar Tannenberg**). Bei Tannenberg wurde die klassische Vernichtungsschlacht im freien Felde aus der Bewegung heraus geboren, jetzt mußte gegen einen fest eingegrabenen Gegner erst der Durchbruch erzwungen, mußten seine aufgerissenen Flanken eingedrückt werden, bevor die deutsche Führung zur Operation schreiten konnte. Zwar wurde auch bei Tan-

*) Es waren dies das XXXVIII., XXXIX. und XXXX. Reservekorps.

**) Hier liegt der Einwand nahe, daß die Nervenbelastung der Führung bei Tannenberg infolge der ständigen Rückenbedrohung durch Rennenkampf ungleich größer war, als in der Winterschlacht in Masuren. Aber auch die Winterschlacht mußte unter ständiger Bedrohung der an der Südgrenze Ostpreußens aufmarschierenden XII. russ. Armee durchgefochten werden, die dem Oberkommando Ost sorgenvolle Stunden bereitete. Es ist ein reizvoller Vergleich, sich die Umkehrung der Verhältnisse zu vergegenwärtigen. Die Durchführung der Vernichtungsschlacht bei Tannenberg konnte jeden Augenblick an einem Vormarsch Rennenkampfs über die masurische Seenkette scheitern. Jetzt wurde eine zweite Vernichtungsschlacht an den masurischen Seen eingeleitet und ihr Gelingen mußte in dem Augenblick scheitern, wo die XII. russ. Armee nach Beendigung ihres Aufmarsches über das Schlachtfeld von Tannenberg nach Allenstein und Marienburg vorstieß.

nenberg in Gewaltmärschen das Letzte aus der Truppe herausgeholt, so daß zum Beispiel bei Mackensens XVII. Armeekorps halbe Kompagnien völlig erschöpft an der Marschstraße liegen blieben, aber bei Tannenberg spielte sich der Kampf auf grünen Wiesen, in sommerlichen Wäldern, auf Stoppelfeldern und festen Straßen ab, während jetzt mitten im Winter das Land von Eis und Schnee starrte, jede Bewegung aufs äußerste erschwert war und die Truppe in dem von der russischen Okkupation ausgesogenen Grenzstreifen bestenfalls Unterkunft zwischen rauchgeschwärzten Ruinen finden konnte. So gesehen verblaßten auch der in harten Gewaltmärschen von Oberschlesien nach Warschau-Iwangorod durchgeführte entbehrungsreiche Vormarsch und der blitzschnelle Rückzug hinter die deutschen Grenzen im Oktober 1914, ja sogar die strapaziösen und blutigen Schlachten um Lodz im November und Dezember 1914 vor den Anforderungen, die Hindenburg jetzt von den Truppen fordern mußte, wenn der große Wurf gelingen sollte.

Zwei Armeen hatte Hindenburg gebildet, die X. Armee (von Eichhorn) und die VIII. Armee (Otto von Below). Die Aufgabe war klar umrissen. Die nördliche Armee von Eichhorn hatte den russischen Nordflügel, dessen Flanken das Kavalleriekorps Leontiew deckte, zwischen Tilsit und Gumbinnen überflügelnd anzugreifen, nach Süden zu drücken und in rücksichtslosen Gewaltmärschen dem weichenden Gegner die Rückzugsstraßen zum Njemen, nach den Festungen Kowno und Grodno, zu sperren. Von der südlich anschließenden VIII. Armee Otto von Below hatte die Masse der Armee zunächst stehen zu bleiben und das russische Zentrum zu fesseln, während ihr rechter Flügel (Stoßgruppe Litzmann) die Südflanke der Russen aufzu-

reißen und den Gegner im Vorstoß über Johannisburg—Lyck nach Norden in den Kessel zu treiben hatte. (Vgl. Skizze.) Zum erstenmal waren die Stärkeverhältnisse im Osten ausgeglichen. Hindenburg führte 180½ Bataillone, 98½ Schwadronen, 154 leichte Batterien und 48½ schwere Batterien ins Feuer. Baron Sievers hatte 192 Bataillone, 95 Schwadronen, 77 leichte und 22 schwere Batterien zur Verfügung*).

Die schwerste Aufgabe war dem äußersten nördlichen Flügelkorps, dem von der Somme heranrollenden XXI. Armeekorps des General Fritz von Below, gestellt. Dieses Korps hatte — in Flanke und Rücken nur eine Kavalleriedivision**) gedeckt — den am weitesten ausholenden Stoß tief in das Hinterland der russischen Armee zu führen. Von seiner Kampfkraft und Leistungsfähigkeit in der Bewältigung schier unerhörter Marschleistungen hing im wesentlichen der Erfolg der Operation ab.

Da es den Rahmen dieser Studie weit überschreiten würde, wollte man den Ablauf der Schlacht bei sämtlichen beteiligten Formationen verfolgen, so wird — ohne daß das Gesamtbild darunter leiden soll — in der Folge der Kampfverlauf am Umfassungsflügel des XXI. Korps den Kern der Darstellung bilden, da hier von Beginn bis zum Ausklang der 15tägigen Winterschlacht der letzte Hauch von Mann und Roß im wahrsten Sinne des Wortes hergegeben werden mußte, um alle Krisen und Rückschläge dieser dramatischen Schlachthandlung zu überwinden.

Unter strengster Geheimhaltung waren Anfang Februar 1915 alle Vorbereitungen für den Aufmarsch be-

*) Reichsarchiv, Bd. VII.

**) 1. (Ostpreußische) Kavallerie-Division

endet. Die Angriffstruppen begannen die ihnen zugewiesenen Bereitschaftsräume zu füllen. Da schien in letzter Stunde die Ausführung dieses kühnen Unternehmens an höheren Gewalten scheitern zu sollen. Ein Unwetter, wie es das winterliche Ostpreußen seit Jahrzehnten nicht erlebt hatte, brach über das Land herein. „Seit einigen Tagen", so berichtet das deutsche Reichsarchivwerk, „herrschte eisiger Schneesturm. Straßen und Eisenbahnen waren verweht, ein Vorgehen außerhalb der Wege wurde auch für den einzelnen Mann fast unmöglich. Auf den Straßen wechselten dicke, schwer durchschreitbare Schneemassen mit spiegelglatten, eisbedeckten Flächen, die Mensch und Tier jeden Halt versagten."

War unter diesen Umständen die der Truppe gestellte Aufgabe noch durchführbar? Lag ein Angriff, geschweige denn ein Vormarsch durch die unwegsamen Wälder, überhaupt noch im Bereich der Möglichkeit? Und falls dies der Infanterie noch gelingen sollte, war es nicht eine Utopie, an ein Vorwärtskommen der Feldartillerie zu denken, von schwerem Geschütz und dem lebensnotwendigen Kolonnen-Nachschub an Munition, Verpflegung und sanitärem Material gar nicht zu reden?

Alle diese schwerwiegenden Fragen und Zweifel stürmten in diesen Tagen auf die verantwortlichen Männer des Oberkommandos ein, in deren Hauptquartier in Insterburg die Meldungen der Truppenstäbe über die Wetterkatastrophe einander jagten, auf das nachdrücklichste unterstrichen von dem durch die Straßen der Stadt brausenden Schneesturm. Wenn das Oberkommando Ost nichtsdestoweniger alle Zweifel abschüttelte und an dem Angriff festhielt, so sprach aus diesem kühnen Entschluß ein Glaube an die Hingabe und Leistungsfähigkeit der Kampftruppen, wie er stärker nicht zum Ausdruck kommen konnte.

Der Russe fühlte sich vollkommen sicher. In seiner Denkschrift für den Oberbefehlshaber hatte der General-Quartiermeister Daniloff seine Ansicht über die Situation dahin zusammengefaßt, daß „die strategische Lage an der Westfront als eine durchaus stabile" angesehen werden und „die Gefahr eines Rückschlages für vollkommen ausgeschlossen" gelten konnte.

Diese Feststellung galt auch für die Front in Ostpreußen. Hier lag die russische Armee Sievers zwischen Johannisburg und Tilsit tief eingegraben. Gedeckt durch dichte Wälder und Seensperren hatte sich der Russe in meisterhaft aufgebauten Stützpunkten und Verschanzungen eine schwer angreifbare Stellung geschaffen. In den Kasernen der Grenzgarnisonen, in Suwalki, Augustowo und Mariampol führten die Reserven ein beschauliches Dasein. Bei dem Kälteeinbruch und dem unaufhörlichen Schneefall versah sich der russische Armeeführer weniger denn je eines Angriffs. Nur die in der Luft hängende Nordflanke bei Tilsit hielt Baron Sievers unter mißtrauischer Beobachtung und in seinem Stabe wurden bereits in den ersten Februartagen Erwägungen angestellt, diese gefährdete Flanke nach Osten zu einem Sicherungshaken zurückzubiegen. Diese als selbstverständlich vorausgesetzten Betrachtungen des Gegners hatte auch Oberost bei der Anlage der Schlacht in Rechnung gestellt, und, um den Russen nicht vorzeitig zum Abbauen zu veranlassen, den Angriff der *südlichen Stoßgruppe Litzmann im Süden* bereits für den 7., den Vormarsch der *Nordgruppe von Eichhorn* aber erst für den 9. Februar befohlen.

In den frühen Morgenstunden des 7. Februar tritt Litzmann an. Die dichten Waldungen der Johannisburger Heide, durch die der Anmarsch der Sturmkolonnen geht, entziehen dem Vorposten des Gegners die Sicht

bis auf nahe Entfernung. Es ist ein mühsamer, überaus schwieriger Anmarsch. „Bei eisigem Schneesturm, der von Ost her dem Angreifer ins Gesicht schlug, der die Gewehrmündungen vollwehte und das Wasser der Maschinengewehre einfrieren ließ, ..., mußten die Angreifer sich Schritt für Schritt vorarbeiten", heißt es in einem Gefechtsbericht. — Ohne den Gegner erst durch längere Artillerievorbereitung hochzuschrecken stürzen sich Litzmanns junge Regimenter und die erprobte 2. ostpreußische Division auf die Waldverschanzungen der Russen, überrennen die Vorstellungen und stehen am Abend vor dem Pissa-Abschnitt. Nach eiskalter, stürmischer Nacht wird am nächsten Tage nach kurzem, aber hartem Ringen der Flußübergang erzwungen. Die 2. Division stößt gegen Johannisburg vor, das nach allen Regeln der Kriegskunst befestigt und mit Bastionen gespickt ist. Der Schneefall hat einem strahlenden Wintertag Platz gemacht, als die Ostpreußen sich zum Sturm auf die Stadt rüsten. Grelle Sonne liegt auf der zwei Kilometer tiefen Ebene über glitzerndem Schnee, die die Sturmwellen zu überwinden haben. Als das Rastenburger Grenadier-Regiment König Friedrich der Große, Preußens ältestes Regiment, zum Angriff antritt, wird es aus Häusern und Dachluken mit einem mörderischen Infanteriefeuer empfangen. Am Bahndamm vor der Stadt sprüht hinter Schiene und Schwelle Maschinengewehrfeuer auf. Zwischen den Sturmwellen berstende Granateinschläge reißen schwarze Löcher in die Schneedecke. Den deutschen Artilleriebeobachtern und den hohen Stäben am Scherenfernrohr läuft es kalt über den Rücken. Jeder einzelne Stürmer hebt sich scharf vom Schneefeld ab. Fast scheint es ein Wahnsinn, diesen Angriff durchzuführen. Aber die Rastenburger Grenadiere kämpfen hier um ihre engere Heimat. Der Russe muß heraus. Auf Sturmentfernung

heran, treten sie mit schlagenden Tambours zum entscheidenden Angriff an. Das Sturmsignal gellt. Mit blanker Waffe dringen die Grenadiere über den feuerspeienden Bahndamm in die Stadt ein. Die russische Besatzung — eine Brigade — wird völlig aufgerieben, nur Trümmer retten sich nach Lyck. — 4000 Gefangene und 13 Geschütze bildeten die Beute der ersten beiden Tage. Litzmann hatte die Südflanke der russischen Armee in einer Tiefe von 35 Kilometern aufgerissen. Rastlos drang er trotz der Ermattung der Truppen gegen Bialla und Lyck vor. Die Einkreisung im Süden warf ihre Schatten voraus ...

Die 1. Kavallerie-Division, die im Norden der Schlachtfront den Aufmarsch der Armee von Eichhorn zu verschleiern und diese Aufgabe trotz scharfer Vorstöße des sehr rührigen Kavalleriekorps Leontiew mustergültig durchgeführt hatte, konnte dem Armee-Oberkommando am 7. Februar abends wichtige Meldungen über rückwärtige Bewegungen des Feindes machen. Sollte der Gegner vorzeitig etwas gemerkt haben? Fliegermeldungen vom Zentrum der Russenfront schienen das Gegenteil zu bestätigen. Hier lag der Russe nach wie vor in seinen Stellungen eingegraben und schaufelte Schnee aus den Gräben. Auch die russischen Funksprüche, die mit fieberhafter Spannung von den Funkstationen im Armee-Hauptquartier aufgefangen und entziffert wurden, verrieten völlige Sicherheit. Trotzdem entschloß sich Generaloberst von Eichhorn, auf eigene Verantwortung den Vormarsch schon am 8. Februar, einen Tag früher als befohlen, anzutreten, um dem Gegner keine Zeit zu lassen, den Kopf rechtzeitig aus der Schlinge zu ziehen.

Erst in letzter Stunde, am späten Abend des 7. Februar, gab Eichhorn den Angriffsbefehl für seine Armee*) bekannt. Der Kommandierende General des XXI. Armeekorps, Fritz von Below, dessen letzte Transporte — durch Schneeverwehungen der Bahnstrecke aufgehalten — noch im Ausladen und im Anmarsch begriffen waren, schärfte den ihm unterstellten Truppen noch einmal die entscheidende Bedeutung des Umfassungsmarsches in jenem berühmten Korpsbefehl ein: „Jeder Widerstand des Feindes ist durch Angriff gegen Flanke und Rücken zu brechen. Der Marsch unaufhaltsam und mit allen Mitteln — Schneepflüge, häufiges Ablösen der Spitzenkompagnien — bis zu den bezeichneten Marschzielen fortzusetzen."

Aber schon die Bereitstellung bei den beiden Divisionen**) des XXI. A.K. zeigte die Schwierigkeiten dieses Winterfeldzuges in ihrer ganzen Größe. Verschiedene der zuletzt ausgeladenen Formationen hatten, als sie antreten sollten, noch nicht einmal ihre Standquartiere erreicht. Zahlreiche Gespanne waren auf dem nächtlichen Anmarsch bei der völligen Ungangbarkeit des Geländes in verwehte Gräben und über tückisch unter dem Schnee verborgene Koppelzäune gestürzt und konnten erst nach mühseliger Arbeit wieder in Gang gebracht werden. Achtzehn Stunden brauchte das Feldartillerie-Regiment 15 für den Anmarsch. Eine geordnete Befehlsübermittlung war unmöglich geworden. Telegraf und

*) Es traten am Umgehungsflügel von Norden nach Süden an: XXI. A. K., XXXIX. R. K., XXXVIII. R. K.

**) Das XXI. A. K. setzte sich aus der 31. und 42. Inf. Division zusammen. Die 31. J.-D. kommandierte Generalleutnant von Berrer, ein genialer Truppenführer und rücksichtsloser Draufgänger. Er fiel als Führer einer Armeegruppe am 28. 10. 1917 bei Udine im italienischen Infanteriefeuer. — Die 42. J.-D. führte Generalleutnant von Bredow.

Telefon versagten vollständig. Befehle und Meldungen erreichten nur mit stundenlanger Verspätung ihr Ziel. Vier bis neun Stunden benötigten Meldereiter von den Divisions-Gefechtsständen zum Generalkommando, selbst wenn drei Kreuze auf den Meldeblocks ihnen schärfste Gangart vorschrieben. So konnten am Entscheidungsflügel die beiden Divisionen des Belowschen Korps, die bereits um drei Uhr morgens den Vormarsch beginnen sollten, trotz schärfsten Drängens des Armee-Oberkommandos erst mit sechsstündiger Verspätung antreten. Es war schon Nachmittag geworden, als die letzte Sicherungslinie der Kavallerievorposten durchschritten war, und die Spitze auf die ersten Kosaken stieß, die auf und davon stoben und hinter den Schneewirbeln schattenhaft in den dunklen Wäldern verschwanden.

Mit einer Marschleistung von ein bis zwei Kilometern in der Stunde quälen sich die Kolonnen der 31. Division, die am äußersten Nordflügel marschiert, vorwärts. Schon am Abend sind die Kolonnen weit auseinandergezogen, ist der Gefechtstroß hoffnungslos zurückgeblieben. Noch schlimmer wird es bei Überschreiten der russischen Grenze. War auf ostpreußischem Boden wenigstens noch hier und da eine Wegemarkierung zu erkennen gewesen, so dehnte sich jetzt vor den Truppen eine einzige, unabsehbare, baumlose weiße Fläche, über der die Schneewirbel zu dem grimmen Lied des von Osten heranjagenden Sturmes einen wilden Tanz aufführten. Die Gesichter vom Sturm gepeitscht, von dem harten Frost bis ins Mark durchkältet, zogen die Söhne des Saarlandes, die Männer vom Oberrhein und aus dem lieblichen Elsaß, deren Heimat leicht geschwungene Hügelketten, der dunkelblaue Kranz der Bergwälder und silberne Strombänder das Gepräge gaben, wie eine verwunschene Schar durch diese gespen-

sterhafte Landschaft. Die rechts anschließende Schwesterdivision, die 42. J.D., die zunächst noch auf ostpreußischem Boden marschierte, hatte es kaum besser getroffen. Major ten Hoet, Bataillonskommandeur im Infanterie-Regiment 17 (Mörchingen) berichtet über diesen Vormarsch des ersten Tages:

„Die Pferde versinken bis an den Bauch im Schnee. Der Weg ist kaum zu erkennen, man sieht nur weite, weiße Schneeflächen. Stellenweise dienen an den Bäumen befestigte Strohwische als Wegweiser. Dann hören aber auch diese auf, da Bäume nicht mehr vorhanden sind. Was ist Weg, Graben, Feld? Alles eine einzige Schneefläche. Man braucht die fünffache Marschzeit gegenüber normalen Verhältnissen. Namentlich der letzte Teil des Marsches, bei dem wir bis an die Hüften im Schnee waten und Höhen erklettern mußten, war entsetzlich anstrengend."

Als die Infanterie nachts um 11 Uhr, völlig erschöpft nach 14stündigem Marsch, in elenden Quartieren zur Ruhe überging, befand sich die weit zurückgebliebene Feldartillerie mit keuchenden Pferden noch auf dem Marsch. Das kleine Flüßchen, die Szeszuppa, dessen Eis an den Übergangsstellen vom Russen gesprengt war, hatte ihr Vorwärtskommen stundenlang aufgehalten. Die Feldzugsgeschichte des Feldartillerie-Regiments 8 (Saarlouis) berichtet über diese, für die Strapazen in der Winterschlacht sehr bezeichnende, Episode:

„Die Überschreitung der Szeszuppa .... war für die Artillerie mit allergrößten Schwierigkeiten verknüpft, weil die Ufer sehr steil, das Eis stellenweise geborsten war und Wasser darauf stand. Es mußten daher alle Fahrzeuge abgespannt, und teilweise unter Zuhilfenahme von Brettern, Pferde, Fahrzeuge, Geschütze und Protzen

einzeln hinübergeschoben und gezogen werden. Der Übergang hatte etwa vier Stunden gedauert ..."

Noch in völliger Dunkelheit, um 5 Uhr früh, weckt am 9. Februar der Alarmruf die müden Schläfer des XXI. Korps. Am ersten Vormarschtage waren trotz aller Anstrengungen die befohlenen Ziele auch nicht annähernd erreicht worden. Der zweite Tag mußte ungeachtet aller Hindernisse einen gewaltigen Sprung vorwärts bringen, sollte sich der Russe nicht rechtzeitig der Umklammerung entziehen. Brennende Gehöfte am nachtdunklen Horizont zeigten, daß der Russe, von seiner Kavallerie gewarnt, sich in vollem Rückzug befand. — In einem beispiellosen Gewaltmarsch von 25 Stunden, der nur von einer einzigen größeren Rast unterbrochen wird, arbeiten sich die Marschkolonnen — schweißtriefend bei 15° Kälte — langsam aber unaufhaltsam durch die Schneemassen vor. Außerordentlich lästig wirkten die Flankenangriffe, die der tatenfrohe Reitergeneral Leontiev mit abgesessenen Dragonern und reitenden Batterien gegen die Vormarschstraße der 31. Division richtete. In seinem Tagebuch schreibt der Divisions-Kommandeur, Generalleutnant von Berrer, über diesen Marschtag:

„Meine Division am äußersten Flügel hat bei der großen Schwenkung den Ehrenplatz, der aber nicht rosig genannt werden kann. Wir laufen dauernd Gefahr, in der Flanke angegriffen ... zu werden. Dabei schoß der Gegner uns dauernd von der Seite herein mit Artillerie und abgesessener Kavallerie und zwang uns zur Entwicklung, die bei dem furchtbaren Zustand der Wege und den tiefen Schneeverwehungen entsetzlich zeitraubend war."

Am Abend nähert sich die Vorhut der 31. Division Wladislawow. Hier glaubt der Russe sich weit vom Schuß und in völliger Sicherheit zu befinden. Die Stadt

ist hell erleuchtet. In den Straßen herrscht lebhaftes Treiben. Musik und Gesang trägt der Wind aus den Quartieren den heranmarschierenden Bataillonen der deutschen Vorhut zu. Die todmüde Truppe ist wie elektrisiert. Das Spitzenregiment (J.R. 174, Forbach) tritt sofort zum Angriff an. Die völlig überraschte Besatzung wird nach kurzer Gegenwehr geworfen und zum größten Teil gefangen (1100 Mann).*) Warme Quartiere und volle Verpflegungsmagazine entschädigen die 174er, die infolge Zurückbleibens der Feldküchen seit 48 Stunden keine warme Verpflegung mehr erhalten haben, reichlich für die ausgestandenen Strapazen. Erst am Mittag des nächsten Tages trifft das Gros der beiden Divisionen, die die eisige Nacht zum Teil auf offener Straße an Biwakfeuern verbringen mußten, in erschöpftem Zustande in der Stadt ein.

Der Kommandierende General, Fritz von Below, der, inmitten der Marschkolonnen im Schlitten fahrend, Zeuge der Leistungen seiner Regimenter war und sich in Wladislawow im Kreise einer rastenden Batterie sichtlich erfreut an einem heißen Punsch wärmen konnte, durfte auch hier seinen Truppen nur kurze Rast gönnen. Die Einnahme von Wladislawow hatte gezeigt, daß man die russische Nachhut zu fassen bekommen hatte. Jetzt galt es, die Masse der vom russischen Nordflügel zurückflutenden Divisionen vom Njemen und den rettenden Wällen der Festung Kowno abzuschneiden. Vor allem kam es darauf an, in kürzester Frist die Bahnlinie Gumbinnen —Eydtkuhnen—Kowno zu erreichen und damit die

*) Auch die Spitze der 42. J.-D., das Infanterie-Regiment 17, das sich einige Stunden später von Schirwindt her der Stadt näherte, beteiligte sich an der Einnahme von Wladislawow. Hierbei wurde der Kommandeur I/17, Major ten Hoet, schwer verwundet.

Hauptrückzugslinie der Russen in die Hand zu bekommen (s. Skizze).

Hermann Stegemann*) umreißt die Lage am dritten Tage der Schlacht mit folgenden klassischen Sätzen: „An diesem Tage war aus dem gestreckten Parallelismus der Fronten bereits eine gebogene Schlachtordnung entstanden, auf deren Flügeln die Armee Sievers konzentrisch nach innen wich. Die doppelseitige Umfassung war im Begriff, in Gestalt zu schießen. Otto von Below stand vor Grajewo**), Eichhorn vor Wladislawow. Hindenburg sah, weit entfernt vom weißen, blutig geröteten Schlachtfeld, die russische Front zum gewünschten Gebild gezwungen. Die Linien bogen sich zum magischen Kreis. Langsam begann sich der große Plan im Feuer der Schlacht auszuwirken."

Aber noch konnte im Hauptquartier Oberost kein Gefühl der Befriedigung aufkommen. Zwar stand der äußerste Flügel des XXI. Korps bei Wladislawow 35 Kilometer tief in der russischen Flanke, zwar wiesen die Pfeile der Vormarschrichtung bei allen drei Korps am Umfassungsflügel bereits nach Süden in den Rücken des russischen Zentrums, aber die geringen Beuteziffern und die wenigen Tausend Gefangene ließen keinen Zweifel aufkommen, daß man bisher nur russische Nachhuten zu fassen bekommen hatte. Es blieb völlig ungewiß, ob es den ausgepumpten Stoßtruppen gelingen würde, die Masse der drei nördlichen russischen Divisionen noch zu stellen und abzufangen. Erst am Abend des ereignisreichen 10. Februar sollte sich der Schleier, der über den russischen Linien lag, lüften ...

*) Geschichte des Krieges, Bd. II. S. 467.

**) Am 10. Februar hatte der südliche Umfassungsflügel der VIII. Armee, die Stoßtruppe Litzmann, die Gegend westlich Lyck bis Grajewo erreicht.

Der Russe ahnt die drohende Gefahr in Flanke und Rücken. Der Rückzug seines Nordflügels ist in Flucht ausgeartet. Von Pillkallen und Gumbinnen streben unabsehbare Kolonnen in Eilmärschen nach Osten. Die Straßen sind rücksichtslos für die Truppenbewegungen freigemacht worden. Bagagefahrzeuge, die von der Marschstraße heruntergedrängt sind, umsäumen zu Hunderten die Rückzugswege. Infanteriekolonnen dienen als lebende Schneepflüge, um der weit zurückhängenden Artillerie den Weg zu ebnen. Immer wieder reißen die Führer, die hinter den Schneewirbeln schon das Gespenst von Tannenberg auftauchen sehen, die vor Müdigkeit apathischen Massen mit sich fort.

Bis in die Etappenzentren Eydtkuhnen, Wirballen und Wilkowischki, die lebenswichtigen Knotenpunkte an der Bahnlinie nach Kowno, wälzt sich am 10. Februar der russische Rückzug. Hier fallen die Truppen zu Tode erschöpft ins Quartier. Jetzt segnen die russischen Generale das Unwetter, das der beste Bundesgenosse gegen die Deutschen bleibt. Sie haben nichts unterlassen, um den Vormarsch der Verfolger aufzuhalten. Brandkommandos haben Dörfer und Gehöfte in Flammen aufgehen lassen, um dem Deutschen das letzte Quartier zu nehmen. Vieh und Lebensmittel wurden vernichtet, um den Verfolger durch Hunger zum Anhalten zu bringen. In fest ausgebauten Auffangstellungen haben sich starke Nachhuten gesetzt, die um jeden Preis ihren Platz zu halten hatten. Wenn der Verfolger keine Flügel hatte, war es nach menschlicher Berechnung unmöglich, daß sich auch nur eine Helmspitze im Umkreis der Bahnlinie sehen ließ.

Der Zustand der Truppe am Umfassungsflügel der Armee Eichhorn bereitete schon am 10. Februar den Kommandierenden Generalen schwerste Sorge. Nur dem

Drängen des Armee-Oberkommandos und seiner eigenen Erkenntnis folgend, daß man dem flüchtenden russischen Gros auf der Spur war, hatte sich Below entschlossen, seinem XXI. Armeekorps einen weiteren Nachtmarsch zuzumuten. (Es war dies der dritte Nachtmarsch innerhalb von vier Tagen.) Das Generalkommando des rechts anschließenden Korps Lauenstein (XXXIX. R. K.), dessen Truppen infolge völligen Versagens des Nachschubs seit drei Tagen nur von eisernen Portionen lebten und seit 24 Stunden überhaupt keine Verpflegung mehr erhalten hatten, sah sich sogar veranlaßt, bei dem Armee-Oberkommando einen Ruhetag zu beantragen. Es mag der Truppe hart angekommen sein, als Generaloberst von Eichhorn diesen Antrag ablehnte und nachdrücklich auf Erreichen des gesteckten Tagesziels, des Bahnknotenpunktes Wirballen bestand, und doch sollte die Festigkeit des Armeeführers den bisher glänzendsten Erfolg am nördlichen Umfassungsflügel zeitigen.

Die Deutschen marschieren. Stumm und verbissen. Der Hunger wühlt in den Därmen. Ein erbarmungsloses Unwetter durchtobt die litauische Einöde. Die Deutschen marschieren. Wie ein Geisterzug zieht Kolonne auf Kolonne der grauen schneeüberkrusteten Männer durch die Winternacht. Rechts und links taumeln Marschkranke aus dem Glied und fallen widerstandlos in den Schnee. Viele bleiben liegen, um sich niemals wieder zu erheben. Die grauen Kolonnen marschieren. Stellenweise hat der Sturm die Straße spiegelglatt gefegt. Meterweise quält sich die Artillerie — 12 Pferde vor einem Geschütz — auf dem Glatteis vor. Mit Langtauen versuchen die Kanoniere vergebens die abrutschenden Geschütze auf der Straße zu halten. Es ist hoffnungslos. Immer wieder gleiten die Räder die steilen Böschungen hinunter. Einige Batterien des Feld-Artillerieregiments 8 (Saarlouis) brauchen

fünf Stunden, um eine Strecke von 500 Meter zu überwinden. Aber die Deutschen marschieren. Die ringsum lodernden Dörfer, die wie Riesenfackeln im Lande stehen und die sturmdurchtoste Winternacht glutrot färben, weisen ihnen die Spur des russischen Rückzuges.

Gegen Mitternacht stockt der Vormarsch des Belowschen Korps. Beim Passieren eines brennenden Gehöftes prasselt in die Spitzenkompagnien ein heftiger Feuerüberfall. Die Verfolger sind auf eine feste Stellung der russischen Nachhut aufgelaufen. Unter ungünstigsten Bedingungen — ohne die stundenweit zurückgebliebene Artillerie abwarten zu können — müssen die Infanterieregimenter 70 und 174 den Kampf aufnehmen. Der Schein russischer Leuchtraketen durchbricht das Schneegestöber und läßt das glitzernde Feld in magischem Glanz erscheinen. Es ist von Anbeginn ein außerordentlich hartes, blutiges Ringen. Aus Gräben und befestigten Häusern, hinter steilen Böschungen und starken Astverhauen schlägt den Deutschen ein heftiges Feuer entgegen. Der Russe weiß, worum es geht. Er verteidigt hier nicht einige Stellungen, sondern er schirmt als lebendiger Wall die lebenswichtigen Straßen und Rückzugslinien seiner Armee.

Frontal sind die russischen Stellungen nicht zu nehmen. Jeder einzelne Stürmer bietet auf dem Schneefeld ein glänzendes Ziel. Eine tollkühn vorstürzende Kompagnie wird unter schwersten Verlusten zusammengeschossen. Beide Regimenter führen ihre letzten Reserven ins Feuer, um den hartnäckigen Gegner flankierend packen zu können. Nach dreistündigem Feuergefecht reift die Entscheidung heran. „Dem ins Gesicht peitschenden Sturm trotzend, arbeiteten sich unsere tapferen Kerls auf dem eisigen Schnee ... an die verschanzten Stellungen heran

und stürmten sie, allerdings unter schweren Verlusten", berichtet der Divisionskommandeur Generalleutnant von Berrer in seinem Tagebuch. Bei diesem Nachtgefecht, das 1100 Gefangene eingebracht und den Weg nach dem Knotenpunkt Wilkowischki frei gemacht hatte, verlor das J.R. 174 an Toten und Verwundeten 8 Offiziere und 222 Mann und das J.R. 70 sogar 14 Offiziere und 305 Mann.

Aber das scharfe Zupacken der Brigade Mörchingen hat sich gelohnt. Die Bahnlinie nach Kowno wird überschritten. Vortruppen der 31. Division erreichen bei dämmerndem Morgen den Straßenknotenpunkt Wilkowischki, wo die russische Etappe bei Branntwein und Weibern die Winterschlacht auf ihre Art durchkämpft. Die zechende, singende und tanzende Gesellschaft glaubt eine Erscheinung aus einer anderen Welt zu erblicken, als sie hinter aufgestoßenen Türen die drohenden Gewehrläufe deutscher Musketiere auf sich gerichtet sieht.

Auch die Schwesterdivision, die 42. J.D. hat sich scharf herangehalten und stößt mit ihrer Spitze an der großen Straße nach Kowno in der Nacht mitten in zurückflutende russische Batterien und Marschkolonnen hinein, die völlig auseinander gesprengt werden.

Unterdessen war dem Nachbarkorps Lauenstein ein glänzender Fang geglückt. Nach einem harten Gewaltmarsch von 16 Stunden nähern sich die ausgehungerten Regimenter der 78. Reserve-Division am späten Abend bei Wirballen der Hauptbahnlinie Gumbinnen—Kowno. Das Rollen von Zügen, Pfiffe von Lokomotiven und die hell erleuchteten Bahnanlagen kündigen den heranmarschierenden Deutschen schon aus weiter Ferne, daß sie hier auf den Hauptnerv der russischen Rückzugslinie gestoßen sind. Völlig erledigt hat sich die russische 56. Division, die nach aufreibendem Marsch erst

einige Stunden zuvor eingetroffen ist, in ihren Quartieren aufs Stroh geworfen. Offizier und Mann liegen in bleiernem Schlaf. Auf den Straßen der Stadt staut sich der Heerestroß. Der Marktplatz ist völlig verstopft. Rad steht an Rad, Deichsel an Deichsel. Es gibt kein Vorwärts und kein Zurück mehr. Auf dem Bahnhofsplatz hat sich an offenen Feuern Artillerie zu vorübergehender Rast niedergelassen. Vor eisüberkrusteten Geschützen stehen müde Pferde mit hängenden Köpfen ...

Der Schritt der herankeuchenden deutschen Infanterie beflügelt sich. Das große Ziel, das jetzt, weithin durch das Nachtdunkel leuchtend, greifbar nahe vor den Spitzenbataillonen aufgetaucht ist, reißt sie noch einmal hoch. Lautlos, ohne Kampfruf stürzen sich die jungen Reserveregimenter, die noch vor wenigen Wochen im Lockstedter Lager Griffe übten, mit blanker Waffe auf die Außenwachen. Aus dem benachbarten Eydtkuhnen knattert Gewehrfeuer herüber, lodern Flammenbündel gen Himmel. Auch in Wirballen wird es lebendig. Schlaftrunken hat sich der Russe ermannt. Er verschanzt sich in seinen Quartieren; sein Feuer sprüht hinter Türen und Fenstern, aus Kellerluken und Dachböden. Aber zu spät. Von drei Seiten zugleich dringen die Stürmer in die Stadt ein. In dieser Stunde, wo der Sieg winkt, wo Licht, Wärme und volle Magazine nach den grauenhaften Nächten in Eis und Schnee locken, gibt es kein Halten mehr. Ein Wettlauf zwischen den einzelnen Bataillonen hat eingesetzt. Die Batterien am Bahnhofsplatz werden überrannt. Die völlig festgekeilte Wagenburg am Marktplatz wird eine leichte Beute der Angreifer. Um die Kirche und die anschließenden Häuserblocks aber wird erbittert gekämpft. Der Schnee auf dem Friedhof färbt sich rot. Bis zum Morgengrauen des 11. Februar tobt der Straßenkampf. Dann ist der letzte Widerstand gebrochen.

Die 56. russische Division streckt die Waffen. In den warmen russischen Quartieren betten sich die ermatteten Sieger.

Unermeßlich ist die Beute. Zwölf Geschütze sind erobert, 9000 Mann gefangen. Ungeheure Lebensmittel- und Hafervorräte, Kriegsmaterial, Lazarettzüge und 80 Feldküchen sind erbeutet. „Die Truppe hatte sich ihre Lebensfähigkeit erkämpft", so kennzeichnet in seiner treffenden Kürze das Reichsarchivwerk den Erfolg des 10. Februar.

Der russische Nordflügel war völlig geschlagen. 19000 Gefangene hatten vom 8.—11. Februar die deutschen Linien passiert. In regelloser Flucht suchten die drei Divisionen des III. russischen Armeekorps der Umklammerung zu entgehen. General Epantiew erwog keinen Augenblick, sich noch einmal mit den Resten seines Korps dem Gegner zu stellen, zu kämpfen und, wenn es sein mußte, sich für die Rettung der Armee zu opfern. Ihm saß die Angst vor dem Gespenst von Tannenberg im Nacken, er sah nur die drohende Einkreisung seiner Truppen und war blind gegen die Erkenntnis, daß die Flucht seiner immer noch kampffähigen Divisionen dem Gegner den Weg in den Rücken des noch weit im Westen kämpfenden russischen Zentrums öffnete und damit dem Verhängnis freien Lauf ließ. Anders handelte der Kavalleriegeneral Leontiew. Mit dem ganzen Ungestüm seiner Reiternatur hatte Leontiew sich der deutschen Infanterie in die Flanke geworfen, um zu retten, was zu retten war. Aber schon tauchten vor ihm die Lanzenspitzen der Ulanen und Dragoner der ostpreußischen Kavallerie-Division auf, die nach einem Marsch von 50 Kilometern durch stellenweise meterhohe Schneewehen noch rechtzeitig zum Schutze von Belows Flanke eingetroffen war. Im Fußgefecht und im

Sattel bekamen sich die Gegner zu packen. Reitende Artillerie und berittene Maschinengewehr-Abteilungen griffen in den Kampf ein. Ostpreußische Ulanen kreuzten mit Uralkosaken Säbel und Lanze. Erst als einige Batterien in Grund und Boden geritten waren und seine Schützenlinien sich in den Sattel geschwungen hatten, um dem überlegenen Feuer des Gegners zu entgehen, brach Leontiew endgültig den Kampf ab, den er unter rücksichtslosem Einsatz seit Beginn des deutschen Vormarsches gegen Eichhorns Nordflanke geführt hatte.

Keinen Gegner mehr vor sich — nur noch fern am Horizont verschwindende russische Nachhuten — stößt das XXI Korps auf Mariampol und Kalwarija, das Korps Lauenstein und von der Marwitz (XXXIX. und XXXVIII. Reservekorps) in Richtung Suwalki in Eilmärschen vor, um am Augustower Wald Litzmanns Stoßflügel die Hand zu reichen. „In einem gewaltigen Halbkreis, dessen Mittelpunkt Suwalki war", so kennzeichnet das Reichsarchivwerk am Abend des sechsten Schlachttages die Lage, „umspannten die deutschen Kräfte die russische X. Armee, dessen Armeeoberkommando noch in der Stadt war. Es war die brennende Frage, ob es noch dem Feind gelingen würde, aus der Zange herauszukommen."

In diesen Tagen sah sich die Stoßtruppe Litzmann am Südflügel der VIII. Armee (Otto von Below) in schwere, wechselvolle Kämpfe verstrickt. Baron Sievers hatte aus den Narew- und Bobrfestungen Lomza und Ossowiec starke Kräfte zu Hilfe gerufen, die Litzmann im Rücken zu packen suchten. Nach zwei Fronten fechtend warf Litzmann Teile seines XXXX. Reservekorps und die 4. Kavallerie-Division dem neuen Feind in das vereiste Sumpfgelände bei Kolno und Grajewo entgegen, während er selbst mit der Masse seiner Stoßgruppe unent-

wegt Sievers' Südflügel nach Norden einzudrücken suchte. Da gebot ihm das III. sibirische Korps vor Lyck Halt.

Rings von Seen umrahmt war die Stadt auf schmalen Zugangsstraßen nur schwer angreifbar und von seiner Besatzung in eine wahre Festung verwandelt. Das sibirische Korps, das diesen Schlüsselpunkt der russischen Stellung zu verteidigen hatte, war die beste Truppe der russischen Armee. Kerle wie die Bären. Jeder Mann ein Scharfschütze und im Bajonettkampf hervorragend geschult. Schon die Japaner hatten 1905 in der Mandschurei die Begegnung mit dieser Elitetruppe teuer bezahlen müssen, und auch die 2. ostpreußische Division, die den Angriff auf Lyck durchzuführen hatte, mußte die Erfahrung machen, daß ihr Gegner aus härtestem Holz geschnitzt war. Drei Tage trotzten die Sibirier allen Angriffen, bis Lyck nicht mehr zu halten war. Dann wichen sie, schon halb umfaßt, Schritt für Schritt. Starke Nachhuten, die bis zur letzten Patrone fochten, machten dem Verfolger schwer zu schaffen. So gelang es dem III. sibirischen Korps, wenn auch schwer mitgenommen, sich hinter den Sümpfen des Bobr der Vernichtung zu entziehen.

So schlagartig war das Verhängnis über die X. russische Armee hereingebrochen, daß jede Gegenmaßnahme des russischen Führers von den sich überstürzenden Ereignissen schon überholt war. In keiner Stunde der Winterschlacht gelang es Baron von Sievers, dem Gegner das Gesetz des Handelns zu entreißen.

Als am 7. Februar Litzmann am Südflügel der VIII. Armee die Schlacht eröffnet hatte und die ersten Meldungen über den Einbruch des Gegners im Armee-Haupt-

Biblioteka Główna Im. gen. bron. Wieniawa

quartier eingelaufen waren, da legte Baron Sievers diesem Vorstoß, den er als eine rein lokale Unternehmung ansah, noch nicht die geringste Bedeutung bei. Vielmehr erhielt der Abschnittskommandeur am russischen Südflügel den Befehl, unter Einsatz der 57. Reserve-Division „dem Gegner einen kräftigen Schlag zu versetzen". Erst am 9. Februar, als der Verlust von Johannesburg bekannt wird, schrickt man im Stabsquartier Sievers hoch. Schon muß dem Großfürsten „die völlige Auflösung der 57. Res. Division, die nicht mehr imstande sei, den Gegner aufzuhalten" gemeldet werden. Hastig zusammengeraffte Verstärkungen, die aus den Festungen Lomza und Ossowiec Litzmann in den Rücken geworfen werden, bleiben im deutschen Abwehrfeuer liegen und können die Freiheit des Handelns nicht zurückgewinnen.

An diesem Tage, als die ganze Aufmerksamkeit des russischen Armeeführers sich auf seinen eingedrückten Südflügel konzentriert, trifft ihn die Meldung, daß sein Nordflügel umfassend angegriffen und den Deutschen ein tiefer Einbruch gelungen ist. Über den Ernst der Lage im Norden besteht kein Zweifel. Ein Funkspruch des III. russischen Armeekorps (Epantiew) an eine fern vom Schlachtfeld stehende Division wird im Hauptquartier mitgehört: „Die Deutschen drängen scharf auf Wladislawow, leisten Sie uns jede Hilfe." Einige Stunden später wird im Hauptquartier der Einmarsch der Deutschen in Wladislawow bekannt. Diese alarmierende Meldung zerriß die letzten Schleier. Der Deutsche dicht vor den Rückzugsstraßen nach Kowno, fast schon im Rücken der Armee, bedeutete eine tödliche Gefahr für die russische Mitte. Hier aber standen in ihren alten Stellungen noch sechs Divisionen, das XX. und XXVI. Armeekorps, der Kern der Armee. Hier konnte nur schleunigster Rückzug ein Unheil verhüten.

Noch im Laufe des 9. Februar gab Baron Sievers an die beiden Generalkommandos die Befehle heraus, ihre Truppen vom Gegner abzusetzen und auf Goldap—Marggrabowa zurückzugehen. Aber auch das russische Zentrum hatte die Freiheit des Handelns längst verloren. Von Norden unter wachsendem Flankendruck Eichhorns stehend, in ihren Stellungen von den Landwehr-Divisionen der VIII. Armee scharf bewacht, war ein unbemerktes Loslösen vom Feinde schon nicht mehr möglich. Bei den ersten Anzeichen des russischen Rückzuges griffen die Grabendivisionen zu. Die 1., 10. und 11. Landwehr- und 3. Reserve-Division, die Otto von Below bis zu diesem Tage auf der Stelle hatte treten lassen, um die Entscheidung an den Flügeln ausreifen zu lassen, fühlten jetzt ihre große Stunde gekommen. Die Königsberger, westpreußischen und pommerschen Landwehrleute warfen sich mit dem Schneid einer aktiven Truppe auf den Gegner und ließen sich nicht mehr abschütteln. Nur unter Opferung starker Nachhuten kam die Rückmarschbewegung der Russen mühsam in Fluß.

Um das Unglück voll zu machen, war ein Wetterumschwung eingetreten, der dem deutschen Verfolger das Nachstoßen zwar auf das Äußerste erschwerte, für den Russen aber eine Katastrophe bedeutete. Über Nacht war Tauwetter eingetreten. Schwere Regengüsse gingen hernieder. Die Schneemassen verwandelten sich in einen schmutzig zähen Lehmbrei, der von Mann und Roß mühsam Schritt für Schritt durchwatet werden mußte. Leichter Frost, der zwischendurch einsetzte, machte aus den Straßen spiegelglatte Eisbahnen, die aller Versuche, Kolonnenfahrzeuge und Geschütze vorwärts zu bringen, spotteten. Als Eichhorns Umfassungsflügel über Kalwarija nach Süden stieß, als mit Lyck der letzte Eckpfeiler der Russenfront eingestürzt war und Litzmann rastlos

auf Augustow drängte, als Otto von Belows Landwehr-Divisionen sich nicht mehr abschütteln ließen, da wurde die Umklammerung zum würgenden Druck.

Diesem harten unerbittlichen Druck nachgebend wich die russische Armee konzentrisch in den ihr noch verbliebenen freien Raum: die Enge zwischen Augustow und Suwalki, hinter der das undurchdringliche Dunkel dichter Waldungen auftauchte. Von Norden, Westen und Süden drängte auf einigen wenigen Straßen die Masse der russischen Armee in diesen Raum, kreuzten sich die Marschkolonnen, schob sich der gewaltige Heerestroß zu einem unentwirrbaren Knäuel zusammen. Verlassene Geschütze, im Geschirr verendete Pferde, zerbrochene Fahrzeuge und vor Erschöpfung zusammengebrochene Infanteristen bedeckten die Rückzugsstraßen dieser Armee, die — unbarmherzig gesagt — verzweifelt nach dem rettenden Ausweg suchte.

Eine Lücke gab es noch. Eine einzige Lücke, durch die es noch ein Entrinnen geben mochte: das war die große Straße, die von Suwalki über Sejni nach der Festung Grodno führte. Diese Lücke mußte erreicht werden, bevor der Deutsche auch hier einen Riegel vorschob, denn sonst blieben nur die Wege durch die dichten, unwegsamen, vom zerfließenden Tauschnee völlig versumpften Wälder von Augustow, in denen der Rückzug zum Chaos werden mußte.

Diese Lücke, die die russischen Massen magnetisch anzieht, hält auch die deutsche Heeresleitung scharf im Auge. Wieder ist es der schon hart mitgenommene Umfassungsflügel der Armee Eichhorn, besonders das XXI und XXXIX. Korps, von deren Regimentern jetzt noch einmal das Letzte herausgeholt werden muß. Es muß

schlimm um die Truppe stehen, wenn ein Führer wie Fritz von Below meldet, daß die Regimenter des XXI. A. K. am Ende ihrer Kraft angelangt sind. Hindenburg und Ludendorff wissen, wie es vorn aussieht. Generalstabsoffiziere sind von der Front zurückgekehrt, und ihr Vortrag hat stärkste Bewegung bei den verantwortlichen Männern im Hauptquartier ausgelöst. Aber Hindenburg m u ß hart bleiben. Trotz der völligen Erschöpfung von Mann und Roß kann der Oberbefehlshaber Ost — sollte die Beute nicht im letzten Augenblick entschlüpfen — auf schärfstes Drängen nicht verzichten. „Die Marschziele müssen erreicht werden, und wenn der Kompagnieführer mit 10 Mann ankommt", lautet seine Entscheidung.

Das Belowsche Korps steht vor seiner schwersten Aufgabe in dieser Schlacht. Losgelöst von der Armee hat seine 42. Division gegen Sejny zur Sperrung der russischen Rückzugslücke vorzustoßen und seine 31. Division zur Deckung gegen Grodno und die Njemenübergänge — allein im weiten Feld stehend — östlich des Augustower Waldes herumzufassen.

An diesen 13. Februar wird jeder Angehörige des XXI. Armeekorps, der den Feldzug überstanden hat, sein Leben lang denken. Vierzig Kilometer Marschleistung liegen vor den beiden Divisionen, und jeder einzelne Kilometer will auf den geradezu halsbrecherischen Wegen durch lehmigen Brei und Schneewasser, hügelauf, hügelab, über glatte Hänge und durch knietiefen Morast, unter Anspannung aller Muskeln überwunden werden.

Die Infanterie, deren Stiefel im Schlamm stecken bleiben, und die Artillerie, die bis zu 18 Gäule vor ein Geschütz spannen muß, um überhaupt vom Fleck zu kommen, flucht Hölle, Pest und Teufel, aber es geht vorwärts. Dieser zähe, verbissene, unablässige Kampf gegen die Ele-

mente, gegen den Lehm, der sich an den Beinen festsaugt, und die Nässe, die bis auf die Knochen dringt, dieses Überwinden des toten Punktes, wenn die absolute Gleichgültigkeit den Mann überkommt und der ausgepreßte Körper nur noch nach Ruhe lechzt, ganz gleich ob im Schlamm, im Schnee oder auf vereister Scholle, dieser Kampf besonderer Art, der auch 52 Monate vom deutschen Soldaten in den unvorstellbarsten Situationen durchgestanden werden mußte, war nicht weniger heroisch, erforderte nicht weniger hartes Soldatentum, als der Augenblick, in dem es zum Nahkampf geht, oder die Stunde im Trommelfeuer, in der die Welt unterzugehen scheint ...

Schon um 2 Uhr morgens hat die 42. Division ein fliegendes Detachement auf Sejny vorgeworfen: Eine aus den härtesten Marschierern des Infanterie-Regiments 17 zusammengesetzte Kompagnie, eine Schwadron Dragoner, eine Maschinengewehr-Kompagnie und eine Batterie. Als das Detachement an der großen Straße in Sejny eintrifft, kommt es gerade noch zu rechter Zeit, um eine nach Osten strebende russische Fuhrpark-Kolonne, deren Bedeckung sich heftig zur Wehr setzt, abzufangen. Von Westen und Nordwesten nahen weitere endlose Züge, darunter geschlossene Artillerie- und Infanteriekolonnen. Die Lage des schwachen Detachements an der Hauptrückzugsstraße wird äußerst bedrohlich, da naht in den ersten Abendstunden die Spitze des Gros'. Nach 17-stündigem, beispiellosem Gewaltmarsch hatte die 42. Division unter Zurücklassen sämtlicher Marschkranker, 40 Kilometer zurückgelegt, um die Lücke bei Sejny zu schließen. „Die Leistung des XXI. Armeekorps war das Höchste an Marschfähigkeit, was überhaupt verlangt werden

konnte" bekennt das Reichsarchiv in dem Generalstabswerk über den Großen Krieg*).

Der rapide Vormarsch der 42. Division nach Sejny eröffnete der deutschen Heeresleitung lockende Aussichten. Jetzt mußte es möglich sein, die Masse der russischen Armee, die — fünf deutsche Divisionen im Nacken — sich bei Augustow zusammenballte, durch Absperren der hart östlich der Stadt befindlichen Seenenge schon hier einzukesseln und abzufangen. Am 14. Februar wirft ein Flieger über dem Generalkommando den Befehl ab: 42. Division sofort auf Augustow weiter. Below steht vor einer schweren Entscheidung. Das Anschlußkorps Lauenstein ist von Krasnopol noch nicht heran. Noch steht er allein im Feld. Weit im Südosten marschiert Berrer mit der 31. Division. Seine 42. Division steht bei Sejny völlig isoliert. Soll er mit der ganzen Division den Sprung ins Dunkle wagen, in die unübersehbaren Wälder eindringen und die Hauptrückzugsstraße bei Sjny ungedeckt lassen? Below entschließt sich, nur eine Brigade durch die Wälder nach Augustow vorzuwerfen, mit dem Rest der Division aber Sejny festzuhalten. An der Spitze das „fliegende Detachement" Fahlandt dringt die Brigade Estorff in die Waldungen ein. Keine Stunde zu früh. Schon sind starke russische Kräfte heran, um die Wege im Innern für den Rückzug frei zu machen. In scharfem Zupacken gelingt es Major von Fahlandt, die große Bagage des XX. russischen Korps, darunter sämtliche Fahrzeuge des Generalkommandos mit wichtigen Akten und Befehlen und der Funkenstation abzufangen. In blutigen

*) Den Grad der Erschöpfung von Offizier und Mann kennzeichnet der Bericht eines Batteriechefs vom F.A.35, des Hauptmann Wagner: „Ich war völlig erledigt. Wachtmeister Kreye mußte mich buchstäblich vom Pferd heben und mich durch Regen und Matsch zum Quartier bringen."

Waldgefechten dringt die Brigade Estorff von Osten nach Westen vor und nähert sich Augustow. Jetzt aber versteift sich der Widerstand des Gegners zusehends. Der Russe, der aus der Stadt herausdringt, kämpft hart und nutzt das unübersichtliche Gelände äußerst geschickt aus. Dies bekam ein Bataillon des Infanterie-Regiments 17 bei hereinbrechender Dunkelheit empfindlich zu spüren. Der vor der Spitzenkompagnie reitende Major Harder berichtet über diesen Zwischenfall:

„Meine Infanteriespitze hatten die Russen durchgelassen. Meinen Stab überfielen sie mit Feuer. Mein Pferd brach sofort unter mir zusammen. Ich warf mich dahinter. Der Stab (Radfahrer, Burschen) suchte Deckung im Chausseegraben. Der Rest des Bataillons blieb weiter rückwärts halten."

Strömender Regen und die Dunkelheit machten eine Aufklärung schwierig. Es war nicht mehr möglich, den Feind noch in der hereinbrechenden Nacht zu werfen. So ging die Brigade — wenige Kilometer vor Augustow — an der Seenenge bei Studzienica zur Ruhe über.

Die Lage der Brigade Estorff war alles andere als beneidenswert. Vereinsamt lag sie, rings von dichten Wäldern umgeben, einem sich ständig verstärkenden Gegner gegenüber. Eine Strecke von 30 Kilometern trennte sie von ihrer Division bei Sejny, mit der sie nur durch eine schwache Sperrabteilung von einigen Bataillonen und Batterien bei Makarce (15 Kilometer entfernt) verbunden war. Nach kurzer unruhiger Nacht machte sich im Morgengrauen die Brigade zu neuem Vormarsch auf Augustow bereit, nicht ahnend, daß dieser 16. Februar der schwarze Tag der 42. Division werden sollte.

Der russische Riese, seit Tagen gehetzt und getrieben, die Faust des Gegners im Nacken, seinen würgenden

Griff an der Kehle spürend, raffte sich zu einer letzten gewaltigen Kraftanstrengung hoch. Der Führer des XX. russischen Armeekorps, General Bulgakow, ein ganzer Soldat, ballte seine vier Divisionen zum Durchbruch zusammen und warf sich in einem furchtbaren Anprall auf die dünnen deutschen Sperrketten vor Augustow und bei Makarce. Hier, an diesem Walddorf, stieß er auf den schwächsten Punkt der deutschen Abriegelung.

Ein kurzes blutiges Vorspiel leitete das Drama ein. Nördlich von Makarce stößt der Russe auf deutsche Bagagen und Verbandstationen. Die Bedeckung — Pioniere und ein Zug Infanterie — wehrt sich verzweifelt. Immer wieder feuert der Führer der Deckungsmannschaften, Offizierstellvertreter Ratteу seine Leute mit den Worten an: „Wir ergeben uns nicht, und wenn es das Leben kostet." Schon verwundet, wehrt sich Ratteу wild fechtend, bis er von russischen Bajonetten durchbohrt zusammenbricht. — Kurz darauf wird die 12/J.R. 97, die nördlich von Makarce die Verbindung nach Sejny aufrecht erhält, in ihren Quartieren in Fronki überfallen und vollständig aufgerieben. Reste schlagen sich nach Makarce durch und bringen die alarmierende Meldung, daß der Russe die Verbindung zur Division abgeschnitten hat.

Das ist für das Detachement bei Makarce, das Major Breуding kommandiert, eine böse Nachricht. Dort am Wegekreuz an der großen Waldblöße bei Makarce ist die schwächste Stelle der Sperrkette, die die 42. Division von Sejny bis vor den Ausgang von Augustow gelegt hat. Drei schwache Bataillone und zwei Batterien, 1200 Gewehre und 15 Rohre, sind alles, was sich an dieser Stelle einen Durchbruchsversuch der Russen entgegenwerfen kann. Wenn General Bulgakow die Masse seiner Sturmkolonnen gegen diesen Punkt ansetzt, wenn

er die Schwäche der deutschen Besatzung erkennt, dann wird es einen Kampf auf Leben und Tod geben ...

In der neunten Morgenstunde des 16. Februar brechen die Russen in Massen aus den Wäldern hervor. Der Umschwung ist da. Die Krise. Von Anfang an wird der Höhenrücken von Tobolowo, der, quer über die große Waldblöße gelagert, die vielen auf das Straßenkreuz zulaufenden Waldwege und Schneisen beherrscht, zum Brennpunkt des Kampfes. Bis zum Mittag brechen alle Angriffe, die der aus dem Dickicht vorbrechende Russe mit dem Mute der Verzweiflung gegen die Höhe richtet, in dem vernichtenden Feuer der 97er und 138er zusammen. Mann an Mann liegen die Stürmer hingestreckt. Aber der Druck der Masse nimmt zu. Schon hat der Russe den dünnen Linien der Verteidiger die Flanke abgewonnen. Starke Schützenschwärme tauchen im Norden und Süden auf, flankierendes Maschinengewehrfeuer fegt über den Höhenrücken, prasselt gegen die Schutzschilde der Geschütze, die vor dem Dorf ihre Feuerstellungen haben. Major Breyding hat seine letzten Kompagnien in den Kampf geworfen, um die bedrohten Flügel zu verlängern. Im dicht verschneiten Tann, hinter Busch und Baum entspinnt sich ein maßlos erbitterter Waldkampf, stemmen sich die in dünne Postenketten aufgelösten Flügelkompagnien verzweifelt den durch das Gestrüpp vordringenden Haufen entgegen. Vergeblich. Sie werden von der Masse erdrückt, zerrieben, versprengte Reste gefangen. Unwiderstehlich drückt die Masse der Angreifer die Flügel der deutschen Verteidiger nach innen. Enger und enger wird der Halbkreis, in dem die Besatzung von Makarce — dicht zusammengepreßt — um Stand kämpft.

Noch hält die Infanterie den Höhenrücken von Tobolowo. Aber ihre Reihen sind gelichtet, ihre Kraft

schmilzt dahin. Von vorn und beiden Flanken peitschen die Geschoßgarben des Gegners die Schützenlinien. Unterstützung muß heran, um diesen Schlüsselpunkt der ganzen Stellung bis zum Einbruch der Dunkelheit zu halten. Die letzten Infanteriereserven sind bereits eingesetzt, als einzige Hilfe bleibt nur die getreue Schwesterwaffe, die Artillerie. Der Detachementsführer fordert den Artillerie-Kommandeur auf, zwei Geschütze bis zu dem Höhenrücken vorzuschaffen und die schwer ringende Infanterie mit direktem Schuß zu unterstützen. Major Philipp hält es für ausgeschlossen, mit den Geschützen bis zur Kampflinie zu gelangen, aber er kann sich dem Notruf der Infanterie nicht verschließen. Es muß zum mindesten ein Versuch mit e i n e m Geschütz unternommen werden. Wachtmeister Ohligschläger und Sergeant Roß sind die Führer dieses Todesrittes. Mit unbeweglichem Gesicht nimmt der Wachtmeister den Befehl entgegen, wiederholt ihn. Der Abteilungskommandeur und sein Batterieführer drücken ihm die Hand. Jeder weiß, worum es geht. — Dann reiten sie an. Durch aufspritzendes Schneewasser jagen Geschütz und Munitionswagen erst im Trab, dann im Galopp der Höhe zu. Der Abteilungsstab läßt die Gläser nicht von den Augen. Jetzt haben sie noch 200 Meter bis zur Höhe. Da — verfluchtes Flankenfeuer — im Schlamm aufspritzende Geschoßgarben vor und hinter den Gespannen und schon liegt der Russe im Ziel. Hoch bäumt sich das Pferd des Wachtmeisters und überschlägt sich; kopfüber schießt der Sergeant aus dem Sattel. In Sekunden liegen alle Pferde, wild um sich schlagend, am Boden. Und jetzt — das Herz der Zurückgebliebenen krampft sich zusammen — sind die überlebenden Kanoniere am Geschütz, machen es von der Protze frei, schon fassen diese unverzagten, prachtvollen Kerle in die Speichen und schieben

das Geschütz die Höhe hinauf — da hat auch sie die Geschoßgarbe eines Maschinengewehrs gefaßt und streckt sie neben Rad und Laffette zu Boden. Aus ...

General Bulgakow, der tatkräftige Führer des XX. russischen Armeekorps, hat die Schwäche der deutschen Verteidigung bei Makarce bald erkannt. Er ist nicht der Mann, diese große Gelegenheit zum Durchbruch, die ihm ein gütiges Schicksal in die Hand gegeben hat, ungenutzt zu lassen. Eine volle Division wirft er im Laufe des Tages durch das Waldesdickicht gegen die Sperre von Makarce vor, 12 000 Gewehre gegen 1200. Neue Massen quellen aus den Waldwegen und Schneisen hervor, enger und enger preßt sich die Linie der Verteidiger um Makarce zusammen. Würgender wird der Kampf. Schon haben die Kompagnien der 97er und 138er, die seit dem Vormittag ihre Stellung unerschütterlich gehalten haben, den Höhenrücken von Tobolowo in schrittweisem Zurückgehen preisgeben müssen, schon ist die Infanterie unter wachsendem Druck von vorn und von beiden Seiten bis in die Batteriestellungen zurückgewichen, wo sie sich zwischen den Geschützen von neuem festsetzt.

Dreimal stürmt der Russe im Dunst des hereinbrechenden Winterabends gegen die letzte Linie der Verteidiger. Im Halbkreis um Makarce, weit auseinandergezogen, erwarten Infanteristen und Kanoniere den Feind mit finsterer Entschlossenheit. Jeder einzelne Mann weiß, was auf dem Spiel steht. Den Finger am Abzugsbügel läßt die Infanterie den Feind in hervorragender Feuerdisziplin bis auf 200 Meter heran, ohne einen Schuß abzugeben. Dann setzt auf nahe Entfernung ein mörderisches Feuer ein. Da, wo die wenigen Gewehre der Verteidiger die Masse nicht zu Boden zwingen, wo die russischen Bajonette schon dicht vor der deutschen Linie auftauchen, greift die Artillerie zur Kartätsche. Zuckend

schießen die Flammen des Mündungsfeuers aus den Rohren, Schuß auf Schuß krepiert mit ohrenbetäubendem Krachen zwischen den feindlichen Haufen, hundert Meter vor der eigenen Linie legen die beiden Batterien, nach rechts und links streuend, einen feurigen Kranz von Einschlägen, die die Sturmhaufen zu Boden strecken, zersprengen und in wilder Flucht zurückjagen.

Der Russe rächt sich mit einem verheerenden Feuer, das von drei Seiten die auf blanker Erde liegenden Linien der Verteidiger abstreicht. Die Verluste häufen sich. Von der Infanterie führt noch der dritte Mann sein Gewehr, auch die beiden Batterien des Feldartillerie-Regiments 15 leiden schwer. Unter dem Beobachtungsstand der Batterien, zwei riesigen Tannen, fällt der Abteilungs-Adjutant, Oberleutnant Hadlich, durch einen Schuß in den Mund. Sein Kommandeur, Major Philipp, muß mit schwerem Kopfschuß, ein Batteriechef mit mehreren Brustschüssen von der Walstatt getragen werden. Die Hälfte der Geschützführer und zahlreiche Kanoniere sind ausgefallen. Die letzten Angriffe der Russen haben die Gefahr, die den Batterien droht, in ihrer ganzen Größe enthüllt. Sollen die Geschütze bei einem neuen Sturmangriff im Abenddunkel nicht überrannt werden, so muß ein Stellungswechsel ohne Rücksicht auf das wütende Feuer der Russen versucht werden. Die Protzen jagen im Galopp aus dem Dorf heran. Umsonst! Im glutroten Licht einiger brennender Gehöfte bieten die Gespanne dem Russen ein hervorragendes Ziel. In wenigen Augenblicken sind sämtliche Pferde im Feuer gestürzt, bilden Gespanne, Fahrzeuge, Reiter und Fahrer nur noch ein wüstes Knäuel.

Der Führer des Detachements, Major Breyding, steht nach Einbruch der Dunkelheit vor der Wahl: Vernichtung oder Durchbruch. Er wählt den

Durchbruch. Von den 1200 Mann der beiden Bataillone sammelt er noch 250. Die zwei Batterien haben derart gelitten, daß sie nahezu bewegungsunfähig sind. Die Verluste betragen 76 Mann und 100 Pferde. Acht Geschütze müssen aufgegeben werden, da keine Gespanne mehr zur Verfügung stehen. Die Verwundeten müssen zurückgelassen werden. Zahlreiche Versprengte, die in dem aufreibenden Kampf zwischen Busch und Gestrüpp von der Truppe abgekommen sind, und zwei geschlossene Kompagnien, die der Russe vom Detachement abgeschnitten und umzingelt hatte, müssen ihrem Schicksal überlassen bleiben.

In tiefschwarzer Nacht gelingt der Rückzug auf engen Waldwegen ohne ernsthafte Kämpfe. Einige russische Postierungen und Feldwachen, auf die die Vorhut stößt, werden niedergemacht. Dann ist die Straße nach Sejny frei. Auf halbem Wege läßt Major Breyding Front machen und die völlig erschöpfte Truppe in Froncki zur Ruhe übergehen. — Die Meldungen über die Räumung von Makarce und den Durchbruch der Russen schlagen in den Stabsquartieren der Division und des Generalkommandos wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein. Kein Zweifel, der Russe war unter dem pressenden Druck von Norden von der großen Marschstraße Suwalki—Grodno abgebogen und hatte sich mit der Masse des XX. Korps und Teilen des XXVI. Korps — zusammen mehr als vier Divisionen mit etwa 50 000 Mann — in die unwegsamen Wälder geworfen, um sich hier noch einen Ausweg nach Grodno zu bahnen.

Mit einem Schlage wurde die tödliche Gefahr sichtbar, in der sich die völlig isolierte Brigade Estorff — keine 3000 Gewehre und 18 Geschütze stark —, vor den Ostausgängen von Augustow befand. Keine einzige Meldung hatte die Division im Laufe des 16. Februar er-

reicht, weder kannte man im Divisionsstab den Standort der Brigade noch wußte man, ob der Russe auch gegen ihre Linien zum Durchbruch angesetzt hatte. Traf die letztere Annahme zu, so mußte mit dem äußersten gerechnet werden. Dann bestand kaum mehr ein Zweifel, daß die Brigade Estorff das Schicksal der Verteidiger von Makarce geteilt hatte.

Zur gleichen Zeit, als die ersten Russen vor Makarce aufgetaucht waren, hatte General von Estorff bei Studzienicza den Befehl zum Vormarsch auf Augustow gegeben. Aber noch ehe die Brigade angetreten ist, sieht sie sich schon von starken russischen Kräften angefallen, hinter denen unübersehbare Marschkolonnen aus Augustow heraus nach Osten und Südosten drängen. Die Rollen sind vertauscht. Jetzt ficht der Deutsche in der Verteidigung, kämpft verzweifelt um Zeitgewinn, bis die Kameraden von Westen heran sind und den Russen im Rücken packen können. Von vornherein hat Estorff schweren Stand. Wie die Bären stürzen sich Bulgakows Eliteregimenter auf die vier schwachen Bataillone. An der Seenenge von Studzienicza, dem Quartier der letzten Nacht, wird die Brigade zusammengepreßt. Hier aber prallen alle Angriffe, die von Westen und Süden, ja sogar von Norden über das noch tragfähige Eis des Biala-See die deutschen Linien hinwegzuschwemmen suchen, an der lebendigen Mauer der Verteidiger ab.

Aber die Lage wird von Stunde zu Stunde kritischer. Die Batterien sind mit ihrer Munition nahezu am Ende, die Infanterie muß schon zu den Beständen der Gefallenen und Verwundeten greifen, um den ärgsten Patronenmangel zu stillen. Ferner Kanonendonner im Westen von Augustow steift den Verteidigern den Nacken. General von Estorff läßt durch die Schützenlinien und Batte-

rieſtellungen durchſagen: „Aushalten! Litzmann iſt im Anmarſch.“ Doch der Gefechtslärm kommt und kommt nicht näher. Der Kampf bei Litzmann ſcheint zu ſtehen.

Aber auch ganz auf ſich allein geſtellt, laſſen ſich die braven 17er und 138er nicht aus dem Stand werfen. General von Eſtorff, ein Führer, der ſich auch der ſchwierigſten Lage gewachſen zeigt, hat ſeiner Truppe eingehämmert, daß ſie an der entſcheidenden Stelle der Schlachtfront Wacht hält und jede Stunde weiteren Ausharrens den Endſieg beſchleunigt. So kämpfen die Söhne des Saarlandes und vom Oberrhein in dem unheimlichen Walde, — im Tauſchnee liegend, triefend vor Näſſe — die Bataillone zu einer Igelſtellung zuſammengeballt, bis zum ſinkenden Abend und halten den Feind mit Gewehr und Bajonett in reſpektvoller Entfernung.

Als mit dem Einbruch der Dunkelheit der Kampf abflaut, iſt aber auch dieſe zähe Truppe am Ende ihrer Kraft. General von Eſtorff iſt ſich des furchtbaren Ernſtes der Lage bewußt. Einen zweiten Kampftag dieſer Art hält die Truppe, deren Munition bis auf kümmerliche Reſte verbraucht iſt, nicht mehr aus. Unterſtützung muß heran. In einer elenden Bauernkate ſetzt der General bei dem flackernden Licht einer Talgkerze ſeinen Bericht für die Diviſion und zugleich einen Befehl für das Detachement in Makarce auf, ſofort alle entbehrlichen Truppen zur Brigade in Marſch zu ſetzen. „Reiten Sie mit Gott“, ſind die letzten Worte, die der General dem Ordonnanzoffizier und dem Meldereiter nachruft, die ſich mit dieſer inhaltsſchweren Botſchaft auf den Weg machen. In ſtockfinſterer Nacht gelangen die Reiter nach Makarce und finden ein grauſiges Schlachtfeld vor, auf dem auf engſtem Raum die Gefallenen Mann neben Mann liegen. Mit Mühe und Not bekommen ſie ihre

Pferde, die vor den zahlreichen Kadavern scheuen, an den verlassenen Geschützstellungen vorbei, werden plötzlich mit fremder Zunge angerufen, geben ihren Pferden die Sporen und jagen wie gehetzt von diesem Ort des Schreckens. Schon glauben sie sich in Sicherheit, da schallt ihnen auf düsterem Waldweg ein hartes „Stoi! Kto takoi?" entgegen. Schon sind sie mitten in der russischen Feldwache, einige dunkle Gestalten springen schattenhaft zur Seite, wirres Gewehrfeuer prasselt hinter ihnen her, lautlos sinkt der Dragoner aus dem Sattel, das Pferd des Offiziers macht noch einige lange Sprünge, dann bricht es zusammen, seinen Reiter unter sich begrabend. Mühsam arbeitet sich der Offizier mit gebrochenem Bein unter dem verendeten Pferd vor. Den wilden Schmerz verbeißend, schleppt sich der Leutnant Schritt für Schritt vorwärts, bis er im Morgengrauen bei Froncki auf die ersten Vorposten seiner Division stößt und sofort nach Sejny zum Divisionsstab geschafft wird*). Dort beseitigen seine Meldungen die letzten Zweifel über den Durchbruch der Russen bei Augustow.

Mit dem Gewehr im Arm, die Kanoniere am Geschütz, ruht die Brigade Estorff an der heiß umkämpften Seenenge bei Studzienicza in höchster Alarmbereitschaft. Im Kreise des Brigadestabes verbringen die Regimentskommandeure eine sorgenvolle Nacht. Die Verluste sind schwer**). Ein Bataillon vom Infanterie-Regiment 17, das einen Sonderauftrag zur Abriegelung der Seenenge bei Sajenek erhalten hat, wird vermißt. Sein Schicksal ist völlig rätselhaft....

*) Kriegsakten der 42. Inf. Division.

**) Das Inf. Reg. 17 (Mörchingen) verlor in den Waldkämpfen vom 15. und 16. Februar 18 Offiziere und 427 Mann. Gefallen waren 9 Offz. und 124 Mann, Verwundete 7 Offz. und 273 Mann, Gefangen 2 Offz. und 30 Mann.

Der Nachtwind trägt von den großen Ausfallstraßen aus Augustow die untrüglichen Geräusche marschierender Kolonnen herüber. Stunden und Stunden ertönt von den nahen Chausseen Rädergerassel und das Wiehern von Pferden, Kommandorufe und der im Schneewasser stampfende und klatschende Schritt geschlossener Infanteriekolonnen. Der Russe marschiert. Regiment auf Regiment, Batterie auf Batterie, Kolonne auf Kolonne ziehen in dieser vor Nässe triefenden Nacht vom 16. zum 17. Februar durch die Lücken, die die Stoßtruppen bei Makarce und bei den Seenengen vor Augustow aufgerissen hatten. Auf Gewehrschußweite rücken sie an Estorffs abgekämpften Bataillonen auf den Straßen ab, deren Sperrung diese schwache deutsche Truppe versucht und dabei um ein Haar das Schicksal ihrer Kameraden bei Makarce geteilt hatte.

Als der 17. Februar heraufdämmert und Estorff Patrouillen zur Klärung der Lage ausschickt, ist der Russe verschwunden. Unangefochten erreicht die Brigade den Stadtrand von Augustow, und hier findet das in der Vorhut marschierende Infanterie-Regiment 17 in der Nähe des Bahnhofes auf zerstampftem Schneefeld die Stätte, wo sein vermißtes I. Bataillon ein tragisches Ende gefunden hat. — Mit der ganzen Verantwortungsfreudigkeit, in der der deutsche Offizier erzogen war, hatte der Bataillonskommandeur, Hauptmann Klein, seinen Sonderauftrag, die Seenenge bei Sajenek zu sperren, durchgeführt. An dieser Hauptausfallpforte der Russen sehr bald in wütende Waldkämpfe verstrickt, hatte sich das etwa 500 Mann starke Bataillon in rücksichtslosem Draufgehen bis zu dem Bahnhof Augustow durchgeschlagen, in der Hoffnung, hier auf die Brigade Estorff zu stoßen. Am Stadtrand von allen Seiten angefallen, hatten sich die vier Kompagnien mit dem Bajo-

nett auf den stark befestigten Bahndamm gestürzt, waren aber, völlig zusammengeschossen, vor diesem feuerspeienden Bollwerk liegen geblieben. Damit war das Schicksal dieser heldenmütigen Truppe besiegelt. Das bittere Ende schildert ein Überlebender:

„Die Todesstunde des Bataillons hatte geschlagen. Verwundete und sterbende Kameraden wälzten sich im blutigen Schnee. Jede Geschlossenheit hatte aufgehört. Jede Orientierung war in dieser wildentfesselten Hölle unmöglich. Grauenhaft und fürchterlich ist es, wenn man von allen Seiten beschossen wird, ohne sich wehren zu können. Vieltausendfältig erschallte der Wald, fortsetzend ein nicht endenwollendes hallendes Echo. Ein wüstes Zischen, Zirpen, Pfeifen, Klatschen erfüllte die Luft, untermischt von dem eigentümlichen Summen der schwirrenden Querschläger. Noch kurze Zeit gelang es uns, den Gegner vom Leibe zu halten. Dann war unsere Munition aufgebraucht. Mit gefälltem Bajonett stürmte der Gegner heran ..." (Musketier Knörzer in der Feldzugsgeschichte des Inf.Reg. 17.)

Das Bataillon war in Ehren untergegangen. Nur ein Flecken trübte das blanke Schild des Regiments: Die Fahne war verloren. Alles Suchen blieb vergeblich. Die Fahne, die in 100jähriger glorreicher Tradition niemals ein Feind berührt hatte, mußte in russische Hände gefallen sein. Erst einige Tage später machte der Ortskommandant von Augustow — ein alter 17er, der 25 Jahre beim Regiment gestanden hatte und diesen Verlust nicht verschmerzen konnte — nach langem mühevollen Suchen einen erschütternden Fund: In verschneitem Dickicht lagen Brust an Brust zehn Mann — die tote Fahnengruppe — und unter ihnen, mit ihrem Herz-

blut getränkt und von ihren Leibern gedeckt fand sich das ehrwürdige Banner ...

Als die Brigade Estorff am 17. Februar ohne Schuß von Osten her in Augustow einrückt, stößt sie auf die Vorhut von vier deutschen Divisionen, die von Westen und Norden zugleich in die Stadt eingedrungen sind. Aber der Vogel ist ausgeflogen. Außer einigen Hundert Verwundeten befindet sich kein Russe mehr in der Stadt. Der Plan des Oberkommando Ost, die eingekesselten russischen Divisionen im Raum Suwalki-Augustow zur Übergabe zu zwingen, war an der Schwäche der deutschen Sperrkette gescheitert. Durch die gewaltsam eingerissenen Durchbruchslücken bei Makarce, Studzienicza und Sajenek waren die russischen Massen abgeströmt.

Nach den übermenschlichen Anstrengungen der neun Schlachttage bildete dieses Ergebnis für Führung und Truppe eine bittere Enttäuschung. Gelang es den Russen, nach Grodno zu entkommen, so blieb die mit so großen Hoffnungen begonnene Winterschlacht ein „ordinärer Sieg", der zwar eine beträchtliche Gefangenenzahl von über 50 000 Mann erbrachte, aber weder zur Vernichtung der feindlichen Armee geführt noch das Problem „Ostpreußen" seiner endgültigen Lösung näher gebracht hatte.

Aber noch bestand eine Hoffnung, die aus der Schlinge gegangenen russischen Armeekorps zu fassen und vernichtend zu schlagen. Fern von den Kampffeldern des 15. und 16. Februar hatte die 31. Division des Generalleutnant von Berrer — jene Division, deren beispiellosen Vormarsch am äußersten Nordflügel der Armee Eichhorn wir von Anfang an verfolgt hatten — in Gewaltmärschen östlich umfassend um den Augustower

Wald herumgriffen. Morsche Schneewehen, brechendes Eis und verschlammte Wege, auf denen die Artillerie in 12 Stunden acht Kilometer schafft, konnten den feurigen Berrer nicht hindern, bereits am 16. Februar — dem schwarzen Tag der Schwesterdivision — die dicht vor der Festung Grodno gelegene Etappenstadt Sopokinie durch Handstreich zu nehmen*) und mit der Besetzung dieses wichtigen Punktes die Ostausgänge aus den Augustower Wäldern zu verbarrikadieren.

Aber mit dieser Tat gibt sich General von Berrer nicht zufrieden. Mehrere Tagesmärsche weit allein im Felde stehend, vor sich in den dunklen Forsten einen Feind von unbekannter Stärke, im Rücken die Mündungen der Festungsgeschütze von Grodno und heraneilende feindliche Reserven, verzichtet dieser geniale Truppenführer bewußt darauf, seine Division bei Sopokinie geschlossen zusammenzuhalten, sondern wirft einen Teil seiner Streitkräfte bis nach dem Straßenknotenpunkt Lipsk vor und kommt mit diesem kühnen Entschluß den Absichten des Oberkommando Ost weitgehend entgegen. Mit der Besetzung von Lipsk ist den sich durch die Augustower Wälder heranwälzenden russischen Korps der letzte freie Ausgang nach Grodno und zum Bobr verriegelt. Das Oberkommando Ost kann aufatmen. Eine neue Sperrkette ist gelegt. — Der 16. Februar brachte für die völlig erledigte 31. Di-

*) Wie das Korps Lauenstein am 10. Februar in Wirballen, so erfocht sich die Division Berrer ihre weitere Kampffähigkeit bei Sopokinie durch Erbeutung ungeheurer Vorräte. Mehrere Viehherden, 400 Fahrzeuge mit Proviant und Hafer, 800 Pferde, die der fahrenden und reitenden Truppe sehr zugute kamen, bildeten die Beute. Besonders begrüßt wurde die Wegnahme mehrerer Feldbäckereien, da die Truppe seit Beginn des Vormarsches an empfindlichem Brotmangel litt. Die letzten Tagesrationen betrugen 1 Laib Brot für 30 Mann.

vision den letzten Gewaltmarsch. In neun Tagen und Nächten hatte diese erstklassige Truppe mehr als 300 Kilometer zurückgelegt: bei der Witterung und den unbeschreiblichen Wegen eine in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Leistung.

In seinem Tagebuch hat Generalleutnant von Berrer seiner Truppe ein unvergängliches Denkmal gesetzt. „Was der Mensch aushält", so heißt es hier, „wird einem erst im Kriege klar. Die Mehrzahl meiner Leute hat seit dem August 1914 kein Bett gesehen. Seit Beginn der Operationen in Rußland sind sie nicht aus den Kleidern und Stiefeln gekommen. Immer wurde nachts aufgebrochen und bis tief in die Nacht marschiert, oft die ganze Nacht hindurch. Die Kämpfe vom Tage gingen stets in die Nacht hinein. Ruhe nie! Wir versuchten ja, so gut wie möglich, den Leuten Essen zu verschaffen, aber die Verpflegungskolonnen konnten nicht mitkommen, nicht einmal die Feldküchen. Zum Kochen des frisch geschlachteten Fleisches fehlte meistens die Zeit; halb gar wurde es heruntergeschlungen. Dazu abwechselnd furchtbare Kälte, sturmartiger Wind, Schneetreiben, dann Regen und Nebel und jetzt ein Morast, von dem man sich keinen Begriff machen kann. Wir haben nicht nur den Russen, sondern auch den russischen Winter besiegt."

Den Eindruck, den der kühne Umfassungsmarsch der 31. Infanterie-Division beim Gegner hinterließ, hat der Generalquartiermeister der russischen Feldarmeen in seinem Werk: „Rußland im Weltkrieg 1914/15" niedergelegt. Daniloff schreibt: „...Wir müssen übrigens unseren Gegnern, den Deutschen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Berauscht von ihren Erfolgen und bestrebt, unsere an den Njemen und Bobr abziehenden Truppen zu fassen, eilten sie, nur das eine Ziel, die vorgeschobenen

Befestigungen von Grodno im Auge habend, unentwegt dem Njemen zu... Viele Hunderte und Tausende von Deutschen (diese Ziffer ist willkürlich gegriffen. d. V.) fanden hier den Tod, aber dank ihrer wütenden Angriffe blieb die Initiative dauernd in ihren Händen, wodurch sie es ermöglichten, die Tragödie von Augustow ihrem endgültigen Abschluß entgegenzuführen."

Der russische Führer, Baron von Sievers, hatte nach der überstürzten Rückverlegung seines Hauptquartiers von Suwalki nach Grodno, seit dem 13. Februar, jede Verbindung mit seiner Armee verloren. Die Verwirrung, die in seinem Stabe herrschte, konnte kaum mehr überboten werden und fand in einem von den deutschen Stationen abgelesenen Funkspruch beredten Ausdruck. „Wenn Sie jetzt oder später wissen", so rief dieser Funkspruch in den Äther, „wo die Stäbe des sibirischen Korps, des XX., XXVI. und III. Armeekorps sind, so teilen Sie es mir sofort mit zwecks Meldung an den Kommandanten der Festung Grodno."*)

Da die Funkenstationen der eingeschlossenen russischen Korps bereits in deutsche Hand gefallen waren, blieb die mehrfach wiederholte Anfrage unbeantwortet. So erhielt auch Baron Sievers keine Kenntnis von dem heroischen Kampf, den General Bulgakow mit seinem XX. Korps zur Erzwingung des Durchbruchs im Augustower Walde führte. Tiefster Pessimismus hatte in seinem Stabsquartier Platz gegriffen. Auch die russische Oberste Heeresleitung sah in diesen Tagen die Lage derart bedrohlich an, daß der Großfürst sich veranlaßt sah, am 16. Februar dem Zaren zu drahten: „Es ist der Armee Sievers nicht gelungen in befriedigendem Zustand hinter den Njemen zurückzukommen." Der eilige Rückzug des rechten Flügels auf Kowno habe „den Deutschen ermöglicht,

*) Reichsarchiv, Bd. VII.

im Raum zwischen dem Fluß und Suwalki tief in den Rücken der Armee vorzustoßen und im Augustower Forst die Rückzugsstraßen der Armeemitte (XX. und XXVI. A. K.) zu erreichen. Von diesen Korps sind seit dem 13. Februar keine Nachrichten mehr eingegangen."*)

Inzwischen hatte der Großfürst mit der ihm eigenen Tatkraft persönlich in die Schlacht eingegriffen. Er raffte zusammen, was an Truppen erreichbar war. Aus dem Weichselbogen rollte das III. kaukasische Korps, von Bialystok das XV. Korps heran. Eine gewaltige Streitmacht von 60 000 Gewehren tauchte im Rücken der Division von Berrer auf, um von außen her den deutschen Ring um jeden Preis zu sprengen.

Wir nähern uns jetzt der letzten entscheidenden Phase und dem dramatischen Ausklang der Schlacht. Eine unheimliche Spannung liegt in diesen Tagen vom 17. bis zum 21. Februar, an denen die Schicksalswaage hart auf und nieder klirrt, über den Hauptquartieren Hindenburgs und Nikolais. So ist der Stand der Schlacht am 17. Februar: Vier russische Divisionen — etwa 50 000 Mann stark — wälzen sich nach gelungenem Durchbruch bei Augustow schwerfällig durch die Waldwildnis nach Osten und Süden. Ihnen hat sich die deutsche 42. Divi-

*) Wenn zu gleicher Zeit der Vertreter des russischen Außenministeriums im Großen Hauptquartier, Fürst Kudatschew, nach Petersburg schreibt: „Wir gehen nicht, sondern wir laufen anscheinend aus Ostpreußen. Bei Lötzen haben wir uns drei Monate eingegraben und befestigt, wie es heißt, nicht schlechter als die Deutschen. Plötzlich warfen wir alles hin und flüchteten schleunigst . . ." so kann diese Äußerung nur als gedankenloses Etappengeschwätz eines Zivilisten gewertet werden, der niemals den Krieg zu sehen bekommen hat. Selten hat eine russische Armee so erbittert gekämpft und bis zum bittern Ende die Waffenehre gewahrt, wie die Armee Sievers in der Winterschlacht von Masuren.

sion, die Rache für Makarce fordert, an die Ferſen gehängt. Auch die 77. Diviſion drängt ſcharf von Weſten nach. Vor Hunger entkräftet, auf den fürchterlichen Wegen im Waldinnern ſich mühſam fortſchleppend, iſt der Ruſſe nahezu am Ende ſeiner Kraft. Die Auflöſung der Heeresſäulen nimmt rapide zu. In die Sümpfe geſtürzte Geſchütze, im Geſchirr verendete und im Schlamm erſtickte Pferde, zuſammengefahrene und zerbrochene Kriegsfahrzeuge, fortgeworfene Waffen und dichte Klumpen von Marſchunfähigen, die völlig apathiſch am Wegrand hocken, bilden die Schreckensſpur dieſes winterlichen Rückzuges durch Dickicht und Geſtrüpp. Aber noch gelingt es der eiſernen Energie des unbeugſamen Bulgakow, den Zuſammenhalt ſeiner Infanterie zu wahren und dem kaum weniger mitgenommenen Verfolger die Zähne zu weiſen. — Zum Abfangen dieſer Heeresmaſſe, welche die ihr verbliebene Kraft bei Auguſtow und Makarce erwieſen hat, ſteht zwiſchen Sopokinie und Lipſk einzig und allein in dünner Linie die weit auseinandergezogene 31. Diviſion des General von Berrer zur Verfügung. Aber ſchon hat das Oberkommando Oſt die beſte Truppe von Litzmanns Stoßgruppe, die 2. oſtpreußiſche Diviſion, — die Stürmer von Johannesburg und Lyck — in Eilmärſchen ſüdlich um die Waldwildnis herumgeworfen, um bei Lipſk Berrers linke Schulter zu ſtützen, wenn dort der Anprall der ruſſiſchen Maſſen erfolgt.

Zu gleicher Zeit aber rollt auf den Bahnhöfen von Grodno und Bialyſtok in kürzeſter Folge Zug auf Zug ein, füllen ſich die Ausfallſtraßen der Feſtung mit Regimentern und Batterien, und ſchon erſcheinen die Spitzen der Marſchkolonnen jenſeits der Njemen- und Bobrbrücken. Der rieſige Schatten von zwei friſchen Armee-

korps, die die Stärke von sechs deutschen Divisionen haben, taucht drohend in Berrers Rücken auf.

Würde es noch gelingen, die eingeschlossenen russischen Divisionen in den Wäldern zum Kampf zu stellen und zu vernichten? Würde die im Verlauf der Schlacht erheblich geschwächte 31. Infanterie-Division, die zur Rückendeckung zunächst nur auf die Waffenhilfe der 1. Kavallerie-Division rechnen konnte, diesem Anprall von zwei Fronten gewachsen sein, bis Unterstützung zur Stelle war, oder würde auch dieser erprobten Truppe das Schicksal ihrer Schwesterdivision bei Makarce beschieden sein? Würden die frischen Entsatzkorps vom Njemen und Bobr noch rechtzeitig herankommen, um den deutschen Ring zu sprengen, die entkräfteten Kameraden der Armee Sievers zu befreien und ein zweites Tannenberg in letzter Stunde zu verhüten? Das sind die quälenden Fragen und Zweifel, die im deutschen und russischen Hauptquartier in diesen Stunden die verantwortlichen Männer beschleichen. Schicksalsfragen, die in einem beispiellosen Zusammenprall ihrer Lösung entgegeneilen.

Schwerstes Steilfeuer aus den Forts von Grodno leitet den Kampf ein. Rücken an Rücken stehend — die Division zu Regimentern, die Regimenter zu Bataillonen und Batterien auseinandergerissen — erwarten Berrers vielerprobte Soldaten den Gegner. Bei Sopokinie brechen Bulgakows Regimenter zuerst aus den Wäldern hervor. Das Infanterie-Regiment 174 und einige Batterien hüten hier die Ausgänge. Mehr als einmal sind die zwei Batterien des Feldartillerie-Regiments 31, die ihre Granaten und Schrapnells nach drei Seiten streuen müssen, in Gefahr, russische Bajonette in den Geschützstellungen zu sehen, aber immer wieder bricht sich die Flut der Angreifer im rasenden Abwehrfeuer. Als

aus gut gedeckter Stellung eine schwere Batterie auf deutscher Seite in den Kampf eingreift und ihre 15 cm-Granaten in den russischen Angriffswellen eine blutige Bahn zieht, ist die Wucht des Angriffs gebrochen. In Auflösung flüchtet der Russe in die Wälder zurück.

Zu gleicher Zeit prallt von Grodno her der erste Angriff des III. kaukasischen Korps in Berrers Rücken. Einige Bataillone 137er und 166er mit drei Batterien des Feldartillerie-Regiments 31 sind im Augenblick alles, was mit der Front nach Grodno zur Deckung des Rükkens eingesetzt werden kann. Der Ort Racice und die Höhe 241, von 18 Geschützen der 31er gekrönt, wird zum Brennpunkt erbitterter Nahkämpfe. Unmittelbar unter den Mündungen der Fortsgeschütze kämpfend, muß der Deutsche wehrlos zusehen, wie ihm schweres und schwerstes Steilfeuer das letzte Quartier in Asche legt. Das unter guter Beobachtung durch Fesselballon liegende Feuer der 21- und 28 cm Granaten fordert schwere Verluste. Unter anderem zertrümmert ein Volltreffer den Beobachtungsstand des F.A. 31 und tötet den Regimentskommandeur, Oberstleutnant Collmann, und einen Batteriechef.

Bei Plebanski hat der Russe auf einer schnell errichteten Kriegsbrücke starke Kräfte über den Njemen geworfen. Berrer kann hier keine einzige Kompagnie mehr einsetzen. Auf 15 Kilometer breiter Front liegen seine letzten Reserven bereits im Feuer. Da ist die 1. Kavallerie-Division, die seit Beginn des Vormarsches der Division Berrer wie ein Schatten gefolgt ist, im richtigen Augenblick zur Stelle. Ulanen, Dragoner und Kürassiere werfen sich aus dem Sattel und stemmen sich dem in tiefen Wellen vordringenden Gegner entgegen. Auch hier geht es hart auf hart. Rittmeister greifen zum Karabiner und liegen neben ihren Reitern in der Schützenlinie, die letz-

ten Pferdeburschen, Hufschmiede und Futtermeister muß das Gumbinner Ulanenregiment heranholen, um seine Linien auszufüllen. Die reitenden Batterien und die Maschinengewehrabteilung feuern, was aus Rohr und Lauf heraus geht. So bannt die 1. Kavallerie-Division in treuer Waffenbrüderschaft die Durchbruchsgefahr im Rücken der schwer ringenden Infanterie.

Feinde ringsum! heißt es auch für das Infanterie-Regement 70 bei Lipsk, dessen Bataillone nach Norden und Süden schwenkend auf engem Raum Rücken an Rücken fechten müssen. Verzweifelt kämpft der Russe um die Ausfallstraßen aus den Wäldern. Kein Opfer ist diesen Elitetruppen groß genug, um der Kapitulation zu entgehen. Nicht weniger wuchtig sind die Angriffe, die gleichzeitig das frisch herangeführte XV. russische Korps in opfervollem Einsatz vom Bobr her ansetzt, um ihren eingeschlossenen Kameraden die Hand zu reichen. Das rollende Gewehrfeuer, die dichten Sprengwolken der Schrapnells und der tosende Kampflärm peitschen die 2. ostpreußische Division, die auf verschlammten Wegen herankeucht, vorwärts. Im Augenblick höchster Not, als die Linien der 70er bis zum Zerreißen gespannt sind, als keine einzige Gruppe mehr da ist, die noch im feindlichen Feuer gerissene Lücken stopfen könnte, als die Schützen des elsässischen Regiments hinter dem Dreikantbajonett schon das Weiße im Auge des Gegners sehen können, werfen sich die Spitzenkompagnien der Ostpreußen in das brodelnde Gefecht. Die Krise ist überwunden! In dem frisch genährten Feuer flutet der Russe — moralisch und körperlich am Ende — in das Dickicht zurück, bleiben alle Versuche der frischen Entsatztruppen, die Sperrkette von außen zu zerreißen, zum Scheitern verurteilt.

Der Kessel um die Russen verengert sich zusehends. Von Norden und Westen von der 42. und 77. Division eisern zusammengehalten, im Osten und Süden von Berrers Truppen in die Waldwildnis zurückgejagt, drängen und pressen sich die Massen auf einer schmalen, tiefen Waldblöße bei Ljubinowo zusammen. Das Oberkommando Ost, dem der inzwischen vollendete Aufmarsch der XII. russischen Armee gegen die Südgrenze Ostpreußens (Prashnicz—Soldau) schwere Sorgen bereitet, will und muß jetzt Schluß machen. Es hat schwere Steilfeuerbatterien bei Holynka in der Gegend von Lipsk in Stellung gebracht, — bei dem Zustand der Wege eine fast unglaubliche Leistung — um durch konzentrisches Feuer den Russen zur Übergabe zu zwingen.

Noch wehrt sich der schwerverwundete russische Bär wütend, als sich am 20. Februar die 42. Division auf ihn stürzt. Wieder kommt es zu einem würgenden Waldkampf, bei dem beide Gegner schwer bluten. Als General von Estorff in die vorderste Linie eilt, um sein altes Regiment, die 17er, zum Sturm vorzureißen, trifft ihn das tödliche Geschoß. Mit ihm verlor Belows XXI. Korps einen seiner Besten. In der gleichen Stunde, in der eine kleine Schar von Kameraden und altgedienten Mannschaften den Führer in mancher heißen Schlacht unter dunklen Fichten zur letzten Ruhe bettet, setzt das Vernichtungsfeuer der schweren Haubitzbatterien auf Ljubinowo ein. Der hundertfach widerhallende Donner der Abschüsse, das Heulen und Bersten der schweren Geschosse, das Krachen und Splittern der Baumriesen sind Ehrensalven für den toten General, wie sie kein Soldat jemals ins Grab geschossen bekam....

Umsonst opfert der Großfürst Hekatomben von Menschen, um das Schicksal in letzter Stunde zu wenden. Das junge XV. Korps, überwiegend aus Rekruten ge-

bildet, stürzt sich in massierten Angriffskolonnen auf Lipsk, wo die 2. ostpreußische Division die Stürmer mit dem Gewehr im Anschlag erwarten. Es ist ein tragischer Anblick, diese unerfahrenen Rekrutenregimenter in dem zielsicheren Feuer der Veteranen von Gumbinnen und Tannenberg in Reihen zusammenbrechen und, von neuen Wellen vorgerissen, vollständig verbluten zu sehen. 8000 Gefallene decken vor den ostpreußischen Regimentern das Schlachtfeld*).

Nicht minder heftig rüttelt der Russe vor Grodno an den Außenpforten. Bei Racice nimmt er in nächtlichem Bajonettangriff die heiß umkämpfte Höhe 241, zersprengt die Artillerie-Bedeckung und stürzt sich auf die Batterien der 31er, deren Besatzung sich mit Säbel und Pistole bis zum letzten Atemzuge wehrt**). In erbitterten Gegenangriffen wird die Höhe wieder genommen, werden die Geschütze zurückerobert; vergeblich setzt der Russe vier-, fünfmal zu neuen Massenstürmen an: er kann Berrers Rückendeckung nicht zerschlagen, er kann auch hier das Schicksal der Eingeschlossenen nicht mehr wenden.

Das Ende der Armee Sievers ist gekommen. Dem zusammengefaßten Steilfeuer der schweren und leichten Haubitzbatterien, das unter den aufgestauten Massen entsetzliche Verheerungen anrichtet, das Batterien und Fuhrparkkolonnen zertrümmert und auf der schmalen Waldblöße die Toten zu Hauf schichtet, sind die durch Kampf,

*) Reichsarchiv, Bd. VII.

**) Der Regimentsführer des Feldartillerie-Regiments 31, Major Roos, der auf die Meldung von dem Überfall sich mit wenigen Begleitern sofort aufs Pferd geworfen hatte, um in den Batteriestellungen zu retten, was zu retten war, wird in Nacht und Nebel auf nächste Entfernung von den Russen abgeschossen. Das Regiment hatte damit innerhalb von drei Tagen seinen zweiten Kommandeur verloren.

Hunger und Witterung zermürbten Divisionen nicht mehr gewachsen. Die letzten Bande der Ordnung lösen sich. Zu Tausenden irren die Russen in dem Waldesdickicht umher, stumpf und in ihr Schicksal ergeben strekken Zehntausende die Waffen. Einige verzweifelte Haufen versuchen auch jetzt noch durchzubrechen. Tolle Szenen spielen sich im Waldesinnern ab. So sieht sich plötzlich der Stab der 42. Division, bei dem — von einigen Bagageleuten und einem Zug Pioniere bewacht — 2000 Gefangene lagern, plötzlich von zwei russischen Kompagnien angegriffen. Aber hier genügt es, einige Offiziere abzuschießen, um den ungleichen Kampf mit der Waffenstreckung der Russen enden zu lassen ....

Die X. russische Armee ist ausgelöscht. Nach 14tägigem, härtestem Ringen, in dem der Kern dieser Armee focht, wie nur jemals Männer um Waffenehre und Freiheit fechten konnten, hat die Winterschlacht von Masuren mit einem Vernichtungssieg der Deutschen geendet, der als eine der glänzendsten Waffentaten in der Kriegsgeschichte aller Zeiten fortleben wird. 300 Geschütze, mehr als 100 000 Gefangene und unübersehbares Kriegsmaterial bilden die Beute dieser Schlacht.

Die Vernichtung der X. russischen Armee übte im russischen Hauptquartier eine niederschmetternde Wirkung aus. Der Generalstabschef des Großfürsten schrieb an den Kriegsminister „von dem ganzen Schrecken der Katastrophe...“ Es sei „eine neue Heimsuchung“ gewesen. Die gewaltigen Materialverluste drohten zu einer ernsthaften Krise zu führen. Der britische Militär-Attaché, General Knox, vermerkt in seinen Erinnerungen, daß die Schlacht „das Schlimmste seit Tannenberg“ war. General Daniloff, die stärkste Triebkraft für die Operationen in Ostpreußen, muß schließlich bekennen, daß „das Wespennest Ostpreußen“ den Russen

drei Armeen gekostet habe und in dieser „Falle" das russische Prestige Schläge erlitten habe, die bis zum Kriegsende nie mehr überwunden werden konnten. „Die Eroberung Ostpreußens als strategisches Ziel war endgültig abgetan."

In diesen Sätzen liegt die ganze Bedeutung der Winterschlacht, deren strategische Ausnutzung dem Oberkommando Ost wegen der völligen Erschöpfung der Truppe und katastrophaler Witterung versagt blieb, für die künftigen Operationen eingeschlossen. Niemals wieder hat seit dem Februar 1915 — von einem militärisch belanglosen Überfall auf Memel abgesehen — eine russische Armee ostpreußischen Boden betreten. Die schwergeprüfte Provinz war zum zweitenmal und endgültig von der feindlichen Invasion befreit.

Was die deutsche Truppe und Führung in dieser 14tägigen Schlacht gelitten und geleistet haben, das findet sich in den Erinnerungen der beiden Männer, auf deren Schultern die ganze Last der Verantwortung ruhte, in klassische Form gemeißelt. „Die einzelnen taktischen Lagen", schreibt Ludendorff*), der Generalstabschef von Oberost, „hatten meine volle seelische Spannkraft gefordert. Es läßt sich nicht alles auf dem Papier niederschreiben, das stolze Hoffen, das Jagen des Herzens, die Enttäuschung, das Durchringen zum Entschluß ... Es lassen sich nicht die Reibungen schildern, die in vielen Fällen zu überwinden waren, auch nicht das wiedergeben, was ich für die Truppen empfand..."

Und der Oberbefehlshaber im Osten, Generalfeldmarschall von Hindenburg, der in seinen Lebenserinnerungen den Mitkämpfern den schönsten und hehrsten Nachruf gewidmet hat, den je ein Feldherr für seine Truppe finden konnte, sagt über die Winterschlacht in Masuren:

*) Meine Kriegserinnerungen, S. 105.

„Ihr Name mutet an wie Eiseshauch und Todesstarre. Vor dem Gange dieser Schlacht steht der rückblickende Mensch, wie wenn er sich fragen müßte: Haben wirklich irdische Wesen dies alles geleistet oder ist das Ganze nur ein Märchen oder Geisterspuk gewesen? Sind jene Züge durch Winternächte, jene Lager im eisigen Schneetreiben und endlich der Abschluß der für den Feind so schrecklichen Kämpfe im Walde von Augustow nur Ausgeburten erregter menschlicher Phantasien?“

Loretto 1915

Das Drama von Carency

Auf der Lorettohöhe, dicht oberhalb der kleinen Kapelle, die von der Kriegsfurie zerschlagen, zerstampft und zu Staub zerrieben wurde, erhebt sich heute als weithin sichtbares Totenmal ein gewaltiger Leuchtturm. „Als neuer Stern am Firmament", wie sein Schöpfer, der Bischof von Arras, den Turm besungen hat, bestrahlt sein ewiges Licht, in steter Umdrehung über die Äcker, Wälder und Zechen des Artois huschend, 70 000 französische Grabkreuze. Der Turm selbst steht auf einem der gewaltigsten Massengräber des Weltkrieges, in dem die Gebeine von 30 000 Gefallenen zur letzten Ruhe gebettet liegen. Es sind die Toten von 1914/15.

Seit dem Herbst 1914 schwelte bei Loretto in ruhelosen Grabenkämpfen der Brand des Krieges, um im Frühjahr 1915 zu heller Lohe aufzuflammen. Dann wurde es still. Der Krieg war über Loretto hinweggegangen und nicht mehr zurückgekehrt. Er hatte sich andere Stätten gesucht. Namen von unheimlichem Klang tauchten auf: Verdun, Somme, Arras, Flandern, Aisne-Champagne. Langsam verblaßte der Name Loretto ...

Und trotzdem, niemals wurde härter und erbitterter gefochten, niemals wieder — auch nicht bei Verdun und an der Somme — haben deutsche Truppen in der Abwehrschlacht einen entsagungsvolleren und verlustreicheren Kampf durchstehen müssen, als an den von Verwesungsdünsten durchzogenen Hängen der Lorettohöhe

und zwischen den schwelenden Dorftrümmern des Artois, den Brennpunkten der Frühjahrsschlacht bei La Bassée und Arras.

Die Loretto-Schlacht 1915 bildete eine Grenzscheide. Die aus der Friedenszeit übernommene Kampftaktik war der neuartigen, erstmalig voll zur Auswirkung gelangenden Vernichtungstechnik nicht mehr gewachsen. Noch hielt die deutsche Führung an der starren Linientaktik, der Verteidigung ohne genügende Tiefengliederung, fest, und nur zu oft verwandelte das zu ungeahnter Wucht zusammengefaßte feindliche Vorbereitungsfeuer — damals war der Begriff Trommelfeuer aufgekommen — die voll besetzten ersten Linien in Massengräber. Noch war ein eiserner Grundsatz der damals herrschenden Kampfvorschriften, daß jede Truppe ohne Rücksicht auf Verluste die ihr anvertraute Stellung zu halten und den eingedrungenen Gegner unbedingt wieder hinauszuwerfen habe. So wurden Dorfruinen zu Festungen, von Granaten zerpflügte Friedhöfe zu Bastionen und einzelne Anhöhen zu Brennpunkten eines mörderischen Kampfes, in dem ganze Regimenter und Divisionen verbluteten.

Auf der anderen Seite schwor damals noch die französische Führung auf ein Angriffsverfahren, das auf schmaler Front tiefe Stoßmassen in Bewegung setzte. Hier genügte auch die Feuerkraft dezimierter Verteidiger, ja bisweilen eine einzige Gruppe, ein intaktes Maschinengewehr, ein noch feuerfähiges Geschütz, um gegen diese im Grabenlabyrinth und Drahtgewirr schwer beweglichen und unlenkbaren Kolonnen zu vernichtender Wirkung zu gelangen. Dieses Aufeinanderprallen neuartiger Kampftechnik und veralteter Kampfformen bildete den düsteren Hintergrund für die beispiellosen Verluste bei Angreifern und Verteidigern in der

Lorettoschlacht 1915, die zudem noch durch den fanatischen Angriffswillen der Franzosen und die stählerne Widerstandskraft der deutschen Verteidiger ihr ganz besonderes Gepräge erhielt.

Anfang Mai 1915, als in Galizien die Hörner zum Sturm bliesen und preußische Garde, Bayern und Hannoveraner Seite an Seite mit österreichisch-ungarischen Divisionen die russischen Stellungen in Galizien durchbrachen und die Karpathenfront einrissen, waren die Vorbereitungen des englisch-französischen Generalstabes zur ersten gemeinsamen Durchbruchsoffensive an der Westfront beendet. Nach den mehrfach gescheiterten Versuchen im Winter 1914/15 konnte der französische Generalissimus dem Verlauf der Offensive mit größten Hoffnungen entgegensehen. Joffre und French zählten im Frühjahr 1915 rund 2,5 Millionen Mann Kampftruppen, das waren 600 000 Bajonette mehr, als der Deutsche nach den starken Abgaben an den Osten im besten Fall einsetzen konnte.

Die Führung des Angriffs war General Foch übertragen worden, der d'Urbals X. Armee mit 20 Sturmdivisionen — das waren nach den damaligen Stärkeverhältnissen 260 000 Mann*) — auf schmaler Front von 24 Kilometern zum Durchstoß auf Lens und Douai ansetzte, während French, gleichfalls dicht massiert, neun Divisionen — 100 000 Mann stark — an der La Bassée-Front in den Kampf warf. Dieser Stoßmasse von 360 000 Bajonetten, der 1750 Geschütze den Weg zu bahnen hatten, lagen sieben deutsche Divisionen mit einer Gefechtsstärke von 65 000 Gewehren an der Angriffs-

*) Die französischen Divisionen umfaßten damals noch durchweg vier Infanterie-Regimenter. Die Regimenter der Marokkanischen Division und die Fremdenregimenter umfaßten 4 Bataillone. Daher die überraschend hohe Kopfstärke.

front gegenüber. Im äußersten Notfall konnte Kronprinz Rupprecht von Bayern, der Führer der 6. deutschen Armee, auf zwei Divisionen der Heeresreserve zurückgreifen. Das Kräfteverhältnis zu Beginn der Offensive war also für den deutschen Verteidiger denkbar ungünstig. Es stand: Eins gegen sechs. Hinzu kam, daß die an der Angriffsfront eingesetzten deutschen Truppen — es waren dies im Norden bei La Bassée das durch eine bayrische Division verstärkte VII. westfälische Armeekorps, im Zentrum auf der Lorettohöhe das XIV. badische und südlich anschließend bis vor die Tore von Arras das I. bayrische Reservekorps — von den vorangegangenen Kämpfen stark mitgenommen waren. Die Westfalen hatten sich von dem Blutverlust bei Abwehr der britischen Märzangriffe noch nicht recht erholt, und die badischen Regimenter waren bei Loretto seit Monaten nicht zum Verschnaufen gekommen. Den Grad der inneren Auszehrung kennzeichnet die Verlustliste des badischen Leib-Grenadier-Regiments 109. Dieses Regiment verlor in den zermürbenden Grabenkämpfen um Loretto von Ende Oktober 1914 bis Anfang Mai 1915 37 Offiziere und 1800 Mann, darunter 530 Tote ...

Schon in den letzten Tagen des April hatte sich der Front zwischen La Bassée und Arras eine wachsende Unruhe bemächtigt. Kurze, aber äußerst wirksame Granatschauer prasselten über den deutschen Stellungen nieder, schwerer Beschuß verschüttete die Laufgräben und riß die Anmarschstraßen auf, und zahlreiche Flieger flogen „Sperre" über den französischen Linien. Vom 6. bis 8. Mai lag anhaltendes, nur von kurzen Pausen unterbrochenes Zerstörungsfeuer auf der Lorettohöhe und den angrenzenden Stellungsteilen. Die Verluste in den voll

besetzten Gräben häuften sich. In den Nachtstunden flaute das Feuer stark ab, und als am 9. Mai strahlender Sonnenaufgang einen prachtvollen Maiensonntag versprach, ist es so still und friedlich geworden, daß die übernächtigten Posten in den deutschen Gräben deutlich die Pfiffe von Lokomotiven im Hinterland vernehmen können. Die letzten Tage mit all ihren Schrecken scheinen nur ein wirrer Traum gewesen zu sein.

Aber es ist die Stille vor dem Sturm. Um 6 Uhr morgens setzt schlagartig aus 1750 Geschützen ein Feuerwirbel ein, wie ihn im bisherigen Verlauf des Krieges noch keine einzige Truppe erlebt hat. In ihren Ausgangsstellungen sehen die französischen Sturmtruppen über den deutschen Linien Drahthindernisse und schwere Balken durch die Luft wirbeln, sehen Brustwehren einstürzen und haushohe Erdfontainen hochspringen. Berauscht von diesem elementaren Kraftausbruch sind sie kaum noch zu halten. ... Einen grauenhaften Anblick bietet vom Hinterland aus die Lorettohöhe, die einem riesenhaften Kessel mit siedendem Wasser gleicht, aus dem in unablässiger Folge Blasen hervorsprudeln. Es ist kaum vorstellbar, daß auf diesem höllischen Flecken Erde noch Verteidiger am Leben sind, wenn die französischen Sturmkolonnen gegen diesen lebenswichtigen Abschnitt der deutschen Wehrstellung zum Angriff antreten. Mit schwerster Besorgnis sehen die Stäbe der Kampftruppen, die dieser Feuerwirbel völlig aktionsunfähig gemacht hat, dem Augenblick des feindlichen Generalangriffs entgegen. Auch die hohen Kommandostellen im Hinterland der deutschen Front hat das Trommelfeuer schon in den frühen Morgenstunden hochgeschreckt. In den Korpsstabsquartieren und dem Hauptquartier der Armee spürt man sofort, daß es sich diesmal um keinen der vielfach gegen diesen Frontabschnitt vorgepralten ö r t l i c h e n

Angriffe handeln kann, vielmehr deutet dieses unheimliche Feuer, dessen Flammenbogen eine Front von fast 25 Kilometern überspannt, einen Angriff ganz großen Stils, eine Entscheidungsoffensive mit weitgesteckten Zielen, an. Ein Eingreifen der oberen Führung ist in dieser Phase der Schlacht ausgeschlossen. Sie muß den quälenden Zustand des Abwartens mit starken Nerven überstehen, bis sich nach Beginn des Infanteriekampfes aus Hunderten von einlaufenden Meldungen der Stand der Schlacht übersehen läßt.

Als in der zehnten Morgenstunde dieses Maiensonntags sich die französischen Stürmer über die Sturmleitern ins Niemandsland ergießen, als Haigs britische Garden mit gefälltem Bajonett, und indische Regimenter mit wildem Angriffsgeschrei vorbrechen, als in den zertrümmerten deutschen Linien gellende Alarmrufe und schrille Signalpfeifen die noch kampffähigen Verteidiger auf die Brustwehren rufen, da ahnt die im Flaggenschmuck prangende und die Siege im Osten bejubelnde Heimat nicht, daß in dieser Stunde ein Kampf auf Leben und Tod entbrannt ist, ein Kampf, von dessen Ausgang das Schicksal der ganzen Westfront abhängen kann.

Auf beiden Flügeln der Offensivfront bringt der Angriff der Heeresleitung der Alliierten zunächst eine schwere Enttäuschung. Im Norden bei La Bassée sind die Briten und Inder zwischen zerschmetterten Sandsackaufbauten und eingeebneten Gräben auf härtesten Widerstand der westfälischen und bayrischen Regimenter gestoßen. Dort wo ein Einbruch gelingt, entspinnt sich ein Kampf Mann gegen Mann, von dessen Erbitterung die Verluste des IV. britischen Armeekorps zeugen, das nach seinem Rückzug am Abend 1500 Gefallene in den Gräben der Bayern zurückläßt. Es hilft dem britischen

Armeeführer auch nichts, daß er nach dem Zusammenbruch der Inder drei- viermal seine besten Regimenter gegen die Stellungen der Westfalen vortreibt. Die Söhne der Roten Erde stehen wie ein Fels. Als der blutige Kampftag zur Neige geht, muß der britische Oberbefehlshaber dem ungeduldigen Foch melden, daß das Ergebnis des Angriffs gleich Null ist. Nicht günstiger lauten die Nachrichten von dem südlichen Angriffsflügel vor Arras. Das Trommelfeuer hat die Deckungen der Bayern nur zum Teil zerstören können, und die bayrischen Reservisten fertigen die in dichten Wellen vorbrechenden Angreifer so scharf ab, daß die 19. französische Infanterie-Division schon in der ersten Phase des Angriffs 3000 Mann, ein Drittel ihrer infanteristischen Gefechtskraft, einbüßt. Auch auf der Lorettohöhe selbst, wo das Trommelfeuer grauenhafte Verwüstungen angerichtet hat, geht es nicht nach Wunsch. Der Angriff des XXI. Korps stößt auf ganz unerwarteten Widerstand. Die Überlebenden der badischen Regimenter 110 und 111 wissen, welche Folgen ein Verlust der Lorettohöhe haben muß. Um einzelne Granattrichter, um jede Sandsack-Barrikade und Schulterwehr wird mit maßloser Erbitterung gerungen. An verschiedenen Stellen ist der Franzose in vereinsamte Gräben eingedrungen, in denen sich keine Hand mehr rührt. Über die Leichen der Verteidiger hinweg dringen die Stürmer ungestüm durch diese Lücken, um die Höhenstellungen aufzurollen, aber jetzt stürzen die letzten Kampfreserven, die Hänge zur Kuppe hinauf, und in stundenlang hin- und herwogenden Nahkämpfen bricht sich der Schwung des Angriffs.

Der schwere Druck, der nach all diesen enttäuschenden und niederdrückenden Berichten auf dem Stabe des Armeeführers d'Urbal und der Heeresgruppe Foch lastet, ist

aber wie weggeweht, als plötzlich aus dem Zentrum der Angriffsfront eine siegverheißende Meldung nach der anderen einläuft. Es ist das XXXIII. Korps des bewährten General Pétain, das triumphierend den Durchbruch meldet. Drei ausgezeichnete Divisionen führt Pétain in den Kampf: die marokkanische, die 70. (Sayolle) und die von dem feurigen Barbot befehligte 77. Division. Pétains Angriffsstreifen liegt südlich der Lorettohöhe, wo die beiden stark befestigten, wie ein Balkon in die französischen Stellungen hineinragenden Dörfer Ablain und Carency einen Eckpfeiler der deutschen Loretto-Front bilden. Pétain hütet sich, diese mächtigen Bastionen, die von zwei Bataillonen des badischen Leib-Grenadier-Regiments 109*) verteidigt werden, im Stirnangriff zu berennen; vielmehr wird der Frontabschnitt Ablain—Carency beim Angriff ausgespart, da diese weit vorgeschobene Balkonstellung nach erfolgtem Einbruch im Süden und nach Einnahme der Lorettohöhe den Angreifern wie eine reife Frucht mühelos in den Schoß fallen muß.

Es ist 10.30 Uhr vormittags, als der Bataillonsadjutant des II./109, Leutnant von Pavel, der auf einer Leiter einen Vorsprung der Kirchenruine erstiegen hat, im Süden deutsche Schützen im Zurückgehen und — es scheint kaum möglich zu sein — tief in der Flanke, ja schon halb im Rücken von Carency dichte Wellen feindlicher Infanterie in stürmischem Vordringen sieht. Kaum hat Leutnant von Pavel seinem Kommandeur, Hauptmann v. Gleichenstein, die aufsehenerregende Entdeckung gemeldet, da sind auch schon Kompagnien der 1. bayrischen Reserve-Jäger und des bayrischen Reserve-Infanterie-Regiments 7 sichtbar, die an die Stellung der

*) In Ablain lag das I./109; in Carency das II./109 unter Befehl des Hauptmann Freiherr von Gleichenstein.

Grenadiere anschließend in heftigem Feuergefecht ihre aufgerissenen Flanken auf den Südrand von Carency zurückbiegen; schon klatschen die ersten Gewehrschüsse aus Süden und sogar aus Osten gegen die Häuserwände, schon tauchen auch Franzosen an der Straße nach Souchez, der Lebensader der Carency-Stellung, auf, wo sich die zurückgezogenen bayrischen Kompagnien bereits überflügelt sehen. Während der tatenfrohe Adjutant, Leutnant von Pavel, für den gefallenen Führer der drei in Carency befindlichen Geschütze das Kommando übernimmt und mit sichtbarem Erfolge die französischen Linien aus der Flanke abstreicht, rückt die 5. Kompagnie der Leibgrenadiere im Laufschritt an den bedrohten Ostausgang, wirft sich zwischen die dünnen Linien der bayrischen Reservisten und dämmt den Einbruch am Dorfrande ab. Von der Straße nach Souchez und aus dem dort entlang laufenden Verbindungsgraben aber lassen sich die Franzosen nicht mehr vertreiben. Damit sind die Verteidiger von Carency von ihrer wichtigsten rückwärtigen Verbindung abgeschnitten. — Kaum ist wenigstens die ärgste Gefahr im Rücken — am Osteingang des Dorfes — gebannt, da tauchen auch am Südrand zwischen den Häuserruinen französische Jäger auf. Hauptmann von Gleichenstein wirft ihnen einen Zug der 6. Kompagnie unter Leutnant Lepper entgegen. Mit Handgranaten, die damals noch an der brennenden Zigarre entzündet werden mußten, wird der Dorfrand vom Gegner gesäubert, dann wirft der Zug Lepper, nicht mehr als 60 Mann stark, in schneidigem Draufgehen die französischen Jäger noch einige Hundert Meter weiter zurück, nistet sich in der Höhe des Friedhofes ein und hält in den angrenzenden Gräben den Gegner den ganzen Tag in Schach.

Zugleich mit den badischen Leibgrenadieren haben sich die bayrischen Jäger zwischen den verfallenen Resten ehemaliger Kampfstellungen und verwachsenen Grabenstücken in erbittertem Gegenangriff auf die eingedrungenen Franzosen geworfen. Als erster fällt der von seinen Jägern vergötterte Führer der 1. Kompagnie, Leutnant d. R. Bachmeyer. Leutnant Gries stößt mit seinem Zuge unmittelbar an den ersten Häusern des Dorfes auf den Feind, zwingt ihn durch stehend freihändig abgegebenes Schnellfeuer zur Umkehr und jagt ihn bis in die alte Stellung der Jäger zurück. Offizierstellvertreter Kiermaier, ein passionierter und ungewöhnlich sicherer Handgranatenwerfer, läßt in diesen kritischen Stunden seinem oft bewährten Draufgängertum die Zügel schießen. In rücksichtslosem Vorgehen wird Grabenstück für Grabenstück wieder genommen, Volltreffer auf Volltreffer landet in den dicht gedrängten Reihen der Franzosen, die bei der Wucht dieses Gegenstoßes gar nicht mehr dazu kommen, in dem Gewirr eingeschossener Gräben ihre Übermacht zur Geltung zu bringen; die dichtauf folgenden Schützengruppen feuern auf jeden sich zeigenden blauen Zipfel, und um das Massaker vollständig zu machen, geraten die aus dem Stand geworfenen Franzosen in das Kreuzfeuer eines sich gleichfalls vorarbeitenden Jägertrupps unter Leutnant Gleißner. 200 tote und verwundete Franzosen*), die auf engstem Raum diesem ungestümen Vorstoß zum Opfer gefallen sind, zeugen von der erbarmungslosen Härte dieses Nahkampfes.

Zu dieser Stunde, als das Bataillon von Gleichenstein sich schon nach mehreren Seiten gegen den immer zudringlicher werdenden Gegner zur Wehr setzen muß, ist das III. Bataillon der Leibgrenadiere, das als Korpsreserve in Lens liegt, gerade zum Kirchgang angetreten.

*) Das bayr. Res. Jäger Btl. Nr. 1, S. 86.

Das pausenlose Rollen und Grollen an der Front läßt keine rechte Sonntagsstimmung aufkommen. Unheimlich klirren in der Kathedrale die hohen bunten Glasfenster, und wenn in manchen Augenblicken der ferne Geschützdonner sogar die wuchtigen Klänge der Orgel übertönt, dann begegnet sich mit vielsagendem Blick manch ein Augenpaar ...

Der Geistliche hat kaum die Kanzel bestiegen und seine Predigt begonnen, als durch eine Seitenpforte ein Offizier des Korpsstabes tritt. Hell klirren seine Sporen auf den Steinfliesen. Siebenhundert Augenpaare folgen ihm, siebenhundert Herzen pochen schneller, als er zu dem Geistlichen tritt, salutiert und einige leise Worte wechselt.

Dann steht der fremde Offizier mit der Hand am Helm vor dem Bataillonskommandeur, Hauptmann d. R. Kuenzer, und jeder einzelne Mann weiß, was jetzt kommen muß. Schon hat sich der Hauptmann erhoben. Seltsam fremd hallt in diesen geweihten Räumen seine scharfe Kommandostimme: „Das Bataillon tritt sofort auf dem Großen Platz zum Abmarsch an die Front an. Sturmgepäck. Munition wird auf dem Alarmplatz empfangen!" Einen Augenblick tiefe Stille. Es ist, als ob der Tod selbst durch den Raum schreitet. Dann werden die Türen aufgerissen, Kommandorufe hallen, eisenbeschlagene Stiefel dröhnen mit hartem Laut auf die steinernen Fliesen, und im Laufschritt eilen die Kompagnien in ihre Quartiere.

Zwanzig Minuten später steht das Bataillon auf dem Großen Platz abmarschbereit. Hauptmann Kuenzer, nach seiner Verwundung erst wenige Tage wieder bei der Truppe, gibt den Kompagnieführern noch kurze Instruktionen. Dann drückt er jedem einzelnen seiner erprobten Offiziere die Hand. Es sollte das letzte Mal

sein. Nach zwei Tagen war von den vier Kompagnieführern seines Bataillons noch einer am Leben und auch dieser verwundet. ... Vorbei an promenierenden Etappenleuten, an Zivilisten und französischen Frauen, hasten die Marschkolonnen durch die Vorstädte von Lens auf die große Straße von Arras. Ein Strom von Verwundeten, durchgehende Gespanne und zurückjagende Munitionskolonnen kreuzen den Weg der im Gewaltmarsch heraneilenden Kompagnien. Berittene Offiziere preschen ihnen entgegen. „Vorwärts Grenadiere! Auf jede Minute kommt es an!" Im Brand der Mittagssonne wird Laufschritt eingelegt, solange die keuchenden Lungen es aushalten. Herrgott, was mag da vorn nur geschehen sein?

Zwischen 11 und 12 Uhr mittags war im Zentrum der deutschen Front eine lebensgefährliche Krise eingetreten. Bei La Targette waren Pétains Divisionen in vier Kilometer Breite durchgestoßen*), und wie eine Sturmflut hatten diese französischen Elitetruppen — zunächst nur bei Carency auf Widerstand stoßend — das Hinterland der deutschen Front überschwemmt. Reserven, die das Loch stopfen könnten, sind nicht vorhanden. Schon brandet die Flut über eine bayrische Batterie hinweg, schon haben Marokkaner den Schloßpark von Souchez und den hochgelegenen Friedhof besetzt, schon muß in Gi-

*) Der Haupteinbruch fand bei dem Düsseldorfer Landwehr-Regiment 39 statt, das im Verbande des I. bayrischen Reserve-Korps kämpfte. Es ist damals gegen dieses Regiment der schwere Vorwurf „des Versagens" erhoben worden. Dieser Vorwurf läßt sich unter keinen Umständen aufrechterhalten. Das in vorderster Linie eingesetzte Bataillon war buchstäblich im Trommelfeuer vernichtet. Von den 4 Kompagnien waren 7 Offiziere und 307 Mann gefallen; das ganze Regiment verlor an Toten 23 Offiziere und 690 Mann, darunter den Regimentskommandeur und 2 Bataillonskommandeure. Die Gesamtverluste erreichten 2000 Mann.

venchy — fünf Kilometer im Rücken der Verteidiger von Carency — der Brigadestab zur Waffe greifen, als zwischen sprossenden Hecken überraschend französische Stoßtrupps auftauchen und mit ihren ersten Schüssen unter den die Straßen füllenden Fuhrpark-Kolonnen eine Panik hervorrufen. Schon stürzen — und das scheint das Ende zu bedeuten — die ersten Wellen der Division Barbot die Westhänge der Vimyhöhe hinauf und tauchen vor La Folie auf. Mit glänzenden Augen verfolgt General Barbot am Scherenfernrohr das Vordringen seiner Bataillone, als eine Granate heranfaucht. „Achtung, das gilt uns", ruft ein Soldat neben ihm und wirft sich im Bruchteil einer Sekunde zu Boden. Der General wendet sich sorglos lächelnd um, da schlägt er, in den Unterleib getroffen, wie ein gefällter Baum zu Boden. „Herrlicher Tag des Sieges", sind seine letzten Worte. — Sieg! Sieg! schmettern auch die Clairons der französischen Stürmer auf der Vimyhöhe. „Douai wird vor uns sichtbar mit seinen Kirchen, seinen zahllosen rot überdachten Häusern. Bei Souchez sehen wir deutsche Munitionskolonnen im Galopp nach Osten eilen. Das ist der Sieg! Der Durchbruch! Kaum mehr Gegner vor uns! Kein Artilleriefeuer!" so schildert ein französischer Gefechtsbericht die Situation*).

Die deutsche Front war durchstoßen. Es ging jetzt um Minuten. Aber in dieser tödlichen Krise zeigte sich die kriegerische Tugend des deutschen Soldaten in ihrer ganzen Größe. Die letzten Infanteriegruppen sterben lieber auf dem Platze, als daß sie auf der Vimyhöhe oder bei Souchez noch einen Meter Boden preisgeben. Aus den Dörfern am Ostrand der Vimyhöhe stürzen, mit dem Karabiner in der Faust, schnell zusammengeraffte Mannschaften des Jäger-Regiments

*) Palat, Bd. IX.

zu Pferde Nr. 5; blutjunge Rekruten aus dem Ausbildungslager, Pferdepfleger, Kolonnenfahrer, Burschen und Schreibstuben-Ordonnanzen schließen sich ihnen an und klimmen die steilen Osthänge der Vimyhöhe hoch, auf deren Kuppe sie mit den Spitzen der Division Barbot zusammenprallen. In diesem drangvollen Augenblick naht, in Schweiß gebadet und staubüberkrustet, das III. Bataillon der badischen Leibgrenadiere aus Lens, das der Alarm mitten im Gottesdienst überrascht hatte. Mit keuchender Brust werfen sich die Leibgrenadiere dort in den Kampf, wo die Not am größten ist. Eine Kompagnie stürzt sich auf die Vimyhöhe, eine andere deckt Givenchy, der Rest kämpft in und um Souchez. Die 9. Kompagnie der Leibgrenadiere unter Leutnant Graf von Pfeil bildet zwischen Kavalleristen und Bagagemannschaften das Rückgrat der Verteidigung auf der Vimyhöhe. Sie hat schwere Stunden zu überstehen. Der Franzose will — ohne Rücksicht auf Verluste — diesen lebenswichtigen Höhenrücken, der den Weg nach Lens und Douai öffnet, noch am ersten Tage nehmen. Nach dem Zurückfluten der ersten Angriffe soll die Artillerie den Weg bahnen. Schrapnells mit tiefliegendem Sprengpunkt kämmen die deckungslose Kuppe ab, schwere Granaten mit schwarz qualmenden Einschlägen reißen breite Lücken, und dann tritt gegen 5 Uhr nachmittags die französische Infanterie mit blitzenden Bajonetten wieder zum Sturm an. Von fanatischem Siegeswillen beseelt stürzen Barbots Regimenter über die Leichen der Gefallenen hinweg, sie gewinnen in dem dünn gewordenen Feuer der Verteidiger Raum, da klimmt mit fliegenden Pulsen und keuchenden Lungen die Maschinengewehr-Kompagnie des elsässischen Regiments 171 — als Spitze der Eingreifdivision auf Lastwagen vorgeworfen — die Steilkante hoch; Verwundete schleppen

die Munitionskästen herbei, schon liegen die Richtschützen an den Gewehren, und ein rasendes Feuer ruft den Stürmern ein donnerndes Halt entgegen.

Aber ohne den rücksichtslosen Einsatz der Schwesterwaffe hätten diese wenigen Kompagnien und hastig zusammengerafften Haufen nicht vermocht, dem Angriff siegestrunkener Regimenter Halt zu gebieten. Von seiner Beobachtungsstelle aus hat Hauptmann Freiherr von Roeder, dessen Batterie (4./Feld-Art.-Reg. 14, Karlsruhe) ein heftiges Störungsfeuer auf die Lorettohöhe unterhält, den Durchbruch der Franzosen im Süden rechtzeitig bemerkt. Kaum bei seiner Batterie angelangt, kaum hat er die Geschütze nach Süden schwenken und freies Schußfeld schaffen lassen, da werden auch schon die ersten Marokkaner am Friedhof von Souchez sichtbar, da sehen die Kanoniere die französischen Schwarmlinien gegen die Vimyhöhe und gegen Souchez vorrücken, hinter ihnen geschlossene Kolonnen, die Kompagnieführer hoch zu Roß. Ohne jeden Infanterieschutz nimmt die Batterie den Kampf auf. Von Geschütz zu Geschütz springend feuert Hauptmann von Roeder seine Kanoniere zu äußerster Leistung an. Es geht hart auf hart. Dann ertönt durch den Gefechtslärm die helle Stimme des Hauptmanns so ruhig wie beim Übungsschießen auf dem Heuberg: „Vorgehende Kolonnen auf der Chaussee nach Arras ..." Mit Aufsatzstellung 600 bis 650 eröffnet die Batterie das direkte Feuer auf die feindlichen Massen*). Die Wirkung ist furchtbar. Die dichten Wellen, die die Vimyhöhe hinaufstürmen, werden in der Flanke, ja zum Teil im Rücken gefaßt. Sie stürzen auseinander, nehmen Deckung, stürzen von neuem vor, laufen zurück, hetzen, von ihren Offizieren angespornt, von neuem die Hänge hoch, immer verfolgt von

*) Feldzugsgeschichte des Feldart. Reg. 14.

dem unerbittlichen Feuer der im Ziel bleibenden Batterie. Zu gleicher Zeit hat in Givenchy Leutnant Bäuerle von der 6. Batterie des gleichen Regiments zwei Geschütze nach Süden herumgerissen. Von harten Kanonierfäusten mehr gehoben als geschoben, läßt Leutnant Bäuerle die beiden Geschütze auf der Straße nach Neuville so weit vorrollen, bis sie den ganzen Hang des Vimy-Rückens aus der Flanke bestreichen können. Dann faucht auf 800 Meter Granate auf Granate im Schnellfeuer aus den Rohren. Infanteriegeschosse prasseln gegen die Schutzschilde, die Splitter von Naheinschlägen zischen durch die Luft, aber die Kanoniere schauen nicht links nicht rechts. Zünder gestellt, Geschosse eingelegt, gerichtet, abgezogen — Schnellfeuer! So glühend heiß sind die Rohre, daß bei der Hitze der Lack abspringt. Aus Givenchy naht im Galopp eine Munitionskolonne. Mit Mühe sind die Gespanne zum Halten zu bringen. Mit zitternden Flanken, weiße Flocken aus Maul und Nüstern stoßend, bäumen die aufgeregten Tiere inmitten des Höllenlärms der Einschläge und Abschüsse hoch. Da fegt es mit infernalischem Fauchen heran. Volltreffer! Eine gewaltige Wolke von Rauch und Erde spritzt unter dem einen Geschütz hoch. Aber — ein Wunder, schon zuckt aus der Qualmwolke der Feuerstrahl eines neuen Abschusses. Das Geschütz feuert weiter. Ein Blindgänger ist unter das Geschütz in den Schlamm gefahren. Schon hat die Munitionskolonne ihre Ladung abgeworfen, hat gewendet und jagt in schärfster Gangart nach Givenchy zurück.

In diesen Stunden, in denen das badische Feldartillerie-Regiment 14 seinen bisher härtesten Kampf im Kriege zu bestehen hat, genießt der beurlaubte Führer der 6. Batterie, Oberleutnant d.R. Freudenberg, den ersten Tag in der Heimat in vollen Zügen. „Wie ging da das Herz auf. Die sorgfältig bestellten Felder der Heimat und den

deutschen Rhein und die Lieben zu Hause zum erstenmal wieder zu sehen. Mein Jüngster kannte den bärtigen Kriegsmann im Mantel voll Lorettodreck nicht mehr ... Am nächsten Morgen, es war der 10. Mai, nahm ich die Zeitung und las: Feindliche Angriffe an Loretto- und Vimyhöhe. Der Feind ist bis Souchez und Vimy auf die Givenchyhöhe vorgedrungen." — Dort stand meine Batterie; in Souchez Freund Roeder. Was ist aus unserer Infanterie in Carency und Ablain geworden, was aus unsern Beobachtern, Telefonisten und Abwehrgeschützen? Die Urlaubsstimmung war gründlich vorbei. Meiner Frau sagte ich: „Ich muß nach Hause." Versteinert sieht sie mich an: „Wohin?" — „Zur Batterie!" — „Ist das jetzt Deine Heimat?" — „Nicht Heimat, aber Pflicht. Hoffentlich wird's bald anders. Leb wohl!" — Und wie atmete ich auf, als die Batterie noch da war, als ich zurückkam ..." (Feldzugsgeschichte des Feldart. Reg. 14.)

Als im Laufe des Nachmittags und Abends zwei Divisionen der Heeresreserve auf dem Schlachtfeld eingetroffen waren, schien die dringendste Gefahr an der Durchbruchsstelle für den Augenblick gebannt. Schon vorher war das 1. bayrische Jägerbataillon bei Souchez eingetroffen und sofort in den Kampf geworfen worden. Dieses prächtige Edelweiß-Bataillon geht sofort zum Angriff auf die Marokkaner und Senegalneger über, die sich im Schloß von Souchez, in den Baumkronen des Schloßparkes und in Gebüsch und Hecken fest eingenistet haben. Es ist ein kurzes, aber äußerst blutiges Gefecht. Stehend freihändig schießen die Jäger die Schwarzen von den Bäumen herunter, mit aufgepflanztem Hirschfänger gehen sie dem sich wütend zur Wehr setzenden Gegner zu Leibe. Rot färbt sich das klare Wasser des

Carency-Baches, der, — ein Bild des Friedens — in kecken Windungen den Schloßpark durchplätschert.

Jetzt aber tritt ein unerwartetes Ereignis ein. In wilder Hast fluten die Schwarzen nach Süden zurück, um Anschluß an ihre Hauptlinien zu gewinnen. Hier sperrt ihnen das Feuer einer Kompagnie Leibgrenadiere den Weg. Sie flüchten nach Westen. Hier prasselt ihnen mit Visier 800 das Feuer der Verteidiger von Carency entgegen. Mit dem Mute der Verzweiflung wenden sie sich nach Norden, stürmen die Malon-Mühle und überwältigen in wenigen Minuten die Bedienung von zwei Geschützen, die eine höllische Erscheinung zu sehen glaubt, als plötzlich in ihrem Rücken, wie aus dem Boden gewachsen, die Schwarzen auftauchen. Es ist nicht möglich, noch an diesem Tage den verbissenen Widerstand der Marokkaner an der Malon-Mühle zu brechen. Ungewollt haben diese verlorenen Haufen auf ihrer verzweifelten Suche nach einem Ausweg den Ring um die Verteidiger von Carency fast geschlossen. Sie bedrohen von der Malon-Mühle aus auch den letzten dünnen Lebensfaden, der Carency noch mit der Außenwelt verbindet, den Laufgraben Souchez—Ablain—Carency.

Als die Sonne wie ein rotglühender Ball am westlichen Himmel untertaucht, hält der Franzose die Zeit für gekommen, die Südfront von Carency aus den Angeln zu heben. Nach einem heftigen Feuerüberfall tritt noch mit den letzten einschlagenden Granaten ein Bataillon Alpenjäger zum Sturm an. Es trifft auf den Zug des Leutnant Lepper (6/109), der seit dem Vormittag hier in verzehrendem Gefecht treue Wacht hält, aber schon fast die Hälfte seines Bestandes eingebüßt hat. Schritt für Schritt müssen die wenigen Gruppen Raum geben. Die Alpenjäger erklimmen die Friedhofsmauer, Schüsse peitschen zwischen umgestürzten Grabsteinen hoch, krachend

detonieren Handgranaten auf den Grabhügeln, Kommandorufe und der Aufschrei der Getroffenen erfüllen diese Stätte der Ruhe mit tosendem Kampflärm.

Der Kompagnieführer, Leutnant von Unruh, ein hervorragender Soldat, der auch die schwierigste Situation kaltblütig meistert, ist mit dem Rest seiner Kompagnie und einem Maschinengewehr dem verzweifelt um Stand ringenden Zug Lepper sofort zu Hilfe geeilt. Im Dauerfeuer kämmt das Maschinengewehr die Ränder der Kirchhofsmauer ab und zwingt die Alpenjäger in Deckung. Hart südlich des bereits am Vormittag so heiß umkämpften Dorfrandes setzt sich die Kompagnie von Unruh fest und stellt rechts und links eine zusammenhängende Linie mit den Resten der bayrischen Kompagnien her. Knappe 100 Meter entfernt erwarten die Alpenjäger auf dem Friedhof den Morgen. Eine gefährliche Nachbarschaft ....

Foch und d'Urbal wußten, daß sie dem erschöpften Gegner keine Frist zur Abstützung der eingerissenen Frontteile geben durften. Sollte der zum Greifen nahe Sieg nicht wieder in nebelhafte Ferne entschwinden, so mußte der nächste Tag die Entscheidung bringen. Vor allem kam es darauf an, den Eckpfeiler der deutschen Front, Carency, zu zertrümmern und die verheerende Flankenwirkung dieser trutzigen Bastion auszuschalten. In der von Bewegung und Unruhe erfüllten Nacht zum 10. Mai traf die französische Heeresleitung die letzten Vorbereitungen, um nach dem Versagen der beiden Angriffsflügel die ganze Stoßkraft der unverbrauchten Reserven auf dem entscheidenden Abschnitt zwischen Lorettohöhe, Vimyrücken und Neuville zusammenzufassen.

Die deutsche Führung hatte sich entschlossen, die beiden frischen Divisionen, deren Gros in der Nacht das

Schlachtfeld erreicht hatte, im Abschnitt des I. bayrischen Reservekorps einzusetzen, da hier die Krise des ersten Tages fast zu einer Katastrophe geführt hatte. Die Besatzung von Carency mußte, so bitter es war, sich selbst überlassen bleiben. Alles, was man tun konnte, war, die tapferen Verteidiger für die bevorstehenden schweren Stunden mit dem Notwendigsten auszurüsten. Auf dem einzigen noch freien Verbindungswege, dem Laufgraben von Souchez über Ablain nach Carency, den die Marokkaner von der Malonmühle her mit Infanteriefeuer abstrichen und dessen Wände im Sperrfeuer der französischen Artillerie barsten, schleppten keuchende Trägertrupps Munition, Verbandszeug, Trinkwasser und Verpflegung und — unter fast übermenschlicher Anstrengung — 100 Granaten für die drei Geschütze nach Carency hinein. Der Kommandeur des II./109 in Carency, Hauptmann Freiherr von Gleichenstein, hatte das Menschenmögliche getan, um auch am nächsten Tage allen Angriffen die Stirn bieten zu können. Die 7. und 8. Kompagnie hielten weiterhin die ursprüngliche Front gegen Westen. Teile der 8. hatte er in den hoch gelegenen Steinbruch nördlich des Dorfes gelegt, von wo diese die Südfront und den Ostausgang nach Souchez auf das wirksamste mit Stockwerkfeuer unterstützen konnten. Außerdem wurden diese bedrohtesten Abschnitte der Verteidigung noch in der Nacht durch eine zusammengestellte Kompagnie des völlig aufgeriebenen Landwehr-Regiments 39 verstärkt.

Angesichts des dunklen Massivs der Kirchhofsmauern hatte die Kompagnie von Unruh nach dem letzten Zusammenstoß mit den Alpenjägern zu Picke und Spaten gegriffen und in der Nacht wie um ihr Leben gegraben. Aber als die Morgendämmerung die letzten Nachtschatten verscheuchte, da war trotz härtester Arbeit der Graben

in dem steinigen Boden erst zu einer Tiefe von 75 und zu einer Breite von 40 Zentimetern gediehen. In dieser schmalen Bodenrinne mußten die Grenadiere dem zweiten Kampftag entgegensehen.

Die französische Artillerie wußte, was sie ihrer Infanterie schuldig war. Die schweren Batterien im Wald von Bouvigny, die Artillerienester bei Mont St. Eloy, die dicht geballten Feld-Batterien hinter der Topartmühle, sie alle hatten in ihren Karten die Stellungen der Verteidiger von Carency haargenau eingezeichnet. Die Kolonnen hatten in emsiger Nachtarbeit die Munitionsstapel zu Hauf geschichtet, so daß alles bereit war, um das Dorf sturmreif zu schießen. Von 8 Uhr morgens an konzentrierte diese Artilleriemasse ihr Feuer auf die Carency-Stellung. Keller und Unterstände brachen unter den Einschlägen der schweren 21- und 28-cm-Granaten zusammen. Krachend barsten die Dächer der Häuser, von denen ein Hagel von Ziegelsteinen und zersplittertem Gebälk auf die Dorfstraße herabprasselte. In kurzer Zeit war das ganze Dorf mit einer dichten, von dem Ziegelstaub blutrot durchwirkten Qualmwolke, überzogen.

Anhaltend schweres Zerstörungsfeuer von vorn erfordert schon eine standfeste Truppe. Feuer von vorn und aus der Flanke ist eine harte Nervenprobe. Aber die Verteidiger von Carency hatten Schlimmeres auszuhalten. Von Norden, Westen, Süden und Südosten, von vorn, von beiden Flanken und vom Rücken her fauchten und heulten die Granaten heran. Acht Stunden lang! Um vier Uhr nachmittags hält General Fayolle das Dorf für sturmreif. Zwei Regimenter treten zu beiden Seiten des Friedhofes unter dem schmetternden Klang der Signalhörner zum Angriff mit blanker Waffe an.

Sie stoßen auf erbitterten Widerstand. Die Reste der 1. bayrischen Reserve-Jäger, die seit Beginn Seite an Seite mit dem Bataillon von Gleichenstein fechten, und die Kompagnie von Unruh empfangen die Stürmer kaltblütig mit vernichtendem Feuer, das ganze Reihen niedermäht. Aber östlich anschließend brandet die Welle über die erst in der vergangenen Nacht zur Verstärkung eingetroffene Kompagnie Wehrmänner hinweg. Wieder ist es die unverwüstliche Kompagnie von Unruh, die in diesem kritischen Augenblick eingreift und Schlimmeres verhütet. Die Anschlußgruppen haben sofort mit zurückgebogener Flanke einen Haken gebildet und verleiden durch wirksames Flankenfeuer dem Gegner jedes weitere Vordringen. In kleinen Gruppen gehen die Grenadiere sogar zum Gegenangriff vor. So fällt der Grenadier Rastätter mit drei Kameraden einen Zug Franzosen mit Hurra und gefälltem Bajonett an, als diese gerade im Begriff sind, eine Anzahl deutscher Gefangener abzuführen. Die völlig überrumpelten Franzosen heben die Hände und werden zum Gefechtsstand des Hauptmann von Gleichenstein abgeführt ...

Die verwundbarste Stelle von Carency, der Ostausgang nach Souchez, ist zu der gleichen Zeit der Schauplatz eines wilden Häuserkampfes. Es geht hart auf hart. Mit leidenschaftlichem Schwung haben französische Jäger die dort fechtende 5. Kompagnie, deren Führer, Leutnant Conrad, bereits schwer verwundet ist, in das Dorf zurückgedrängt. Verzweifelt wehren sich die einzelnen Gruppen gegen den scharf nachdrängenden Gegner. Jeden Schritt vorwärts müssen die französischen Jäger mit Blut bezahlen. Feldwebel Schmieder, ein ganz hervorragender Zugführer, verteidigt ein Haus bis zur letzten Patrone. Er fällt im Nahkampf. Mehrere Gruppen, die hinter Geröllhaufen und schnell er-

richteten Barrikaden dem Gegner Trutz bieten, werden umzingelt. Ihr Führer, Unteroffizier Ochsler, ist gefallen. Da bricht sich der Gefreite Bach mit dem Kolben Bahn und hetzt zum Gefechtsstand des Bataillons, um Hilfe zu holen. Er stößt bereits unterwegs auf den Bataillons-Adjutanten, Leutnant von Pavel, der mit hastig zusammengerafften Mannschaften des Stabes herbeieilt und sofort die Führung des Kampfes übernimmt. Es gelingt den Grenadieren im Verein mit einigen Gruppen bayrischer Reservisten, den zähen Gegner wieder aus dem Dorf hinauszudrängen, aber ihr Führer, Leutnant von Pavel, ist gefallen. Ein Schuß aus nächster Nähe hatte ihn niedergestreckt. Die Verteidiger von Carency verloren in diesem Offizier einen der unermüdlichsten Kämpfer, das Leib-Grenadier-Regiment 109 einen seiner besten Degen.

General Fayolle beantwortete den Mißerfolg des Angriffs mit schwerem Vergeltungsfeuer. Noch einmal versuchten bei untergehender Sonne seine Bataillone zwischen Ruinen und Trümmern in den Kern des Dorfes vorzudringen, aber wieder brach sich ihre Kraft in erbittertem Häuserkampf. Über diesen zweiten hartnäckigen Angriff schreibt die Regimentsgeschichte des Leib-Grenadier-Regiments 109:

„... Dabei stieß Gefreiter Bach allein auf 15 Franzosen und rief ihnen mehr geistesgegenwärtig als sprachgewandt „tout de suite prisonniers! prisonniers!“ zu. Nur der französische Offizier ließ sich nicht verblüffen und schoß Bach in den zum Kolbenschlag erhobenen rechten Arm. Da aber kam Hilfe, und die Franzosen konnten gefangen abgeführt werden. Seitdem hieß der Gefreite Bach so wie das Bächlein, das er mit zahlreicher Feinde und seinem eigenen Blut ... rot gefärbt

hatte: Carency-Bach*). — Der französische Vorstoß hatte den Geschützen in Carency besonders lohnende Kolonnenziele geboten, und auch die Gruppen der 8. Kompagnie am Steinbruch hatten äußerst wirksames Stockwerkfeuer abgegeben. So war den Franzosen ihr vergeblicher Angriff teuer zu stehen gekommen. An einzelnen Stellen lagen ihre Leichen in mehreren Reihen übereinander."

Die Entscheidung, die die französische Heeresleitung am 10. Mai angestrebt hatte, war trotz größter Anstrengungen der Truppe ausgeblieben. Sie muß auf den dritten Tag verschoben werden. Joffre ist bereits ungeduldig geworden. Ungehaltene Anfragen laufen aus dem Großen Hauptquartier bei Foch und d'Urbal ein. Die beiden Generale sind nach wie vor der Überzeugung, den Gegner durch rücksichtslose Fortsetzung der Offensive niederwerfen zu können. Allerdings melden die einzelnen Divisionen außerordentlich hohe Verluste. Auf der Lorettohöhe liegt in den Angriffsstreifen des XXI. Korps der zweite Mann in seinem Blut. Die Ausfälle an Offizieren haben sich in dem würgenden Trichterkampf dieser zwei Tage derart gesteigert, daß zahlreiche Kompagnien von Sergeanten geführt wurden. Noch schlimmer sieht es bei den Truppen des Pétainschen XXXIII. Korps aus. Die marokkanische Division, die am Abend des 10. Mai bei Souchez und der Malonmühle von einem wuchtigen Gegenstoß getroffen wurde, war völlig aufgerieben. Die 7. Tirailleure, die mit 67 Offizieren und 3280 Mann in die Schlacht gerückt

*) Nach seiner Verwundung wieder zur Truppe zurückgekehrt, fiel dieser vorbildliche Soldat als Unteroffizier im Januar 1916 bei einem Stoßtruppunternehmen in der Champagne.

waren, hatten am zweiten Kampftage 50 Offiziere und 1937 Mann verloren. Die Freibataillone des Fremdenregiments, besonders die tschechischen und polnischen Kompagnien, waren vernichtet. Eine griechische*) Kompagnie von 300 Mann hatte schon am ersten Tage am Vimyrücken 90 Tote und 160 Verwundete verloren. Die Führerverluste standen dem nicht nach. General Pein und zwei Regimentskommandeure von der marokkanischen Division waren gefallen, von vier Bataillonskommandeuren des Fremdenregiments waren drei auf der Walstatt geblieben. Bei der Division Barbot (77.), die jetzt Oberst Stirn führte, waren die Verhältnisse nicht weniger trostlos. Die Todesverachtung, mit der die Truppe des gefallenen Barbot immer wieder versucht hatte, den dünnen Ring der Verteidiger zu sprengen, hatte die Blüte dieser erstklassigen Regimenter geknickt.

Trotz alledem bleibt d'Urbals Entschluß, den Angriff am 11. Mai auf der ganzen Front zu erneuern, unerschütterlich. Er rafft seine Reserven zusammen, verstärkt insbesondere die Stoßkraft des Zentrums zwischen Loretto und Neuville und läßt die am härtesten mitgenommenen Regimenter durch frische Truppen ablösen. Im übrigen glaubt der französische Armeeführer, daß die deutschen Verteidiger nach den ruhelosen und aufreibenden Kämpfen am Ende ihrer Widerstandskraft angelangt sind. In einem flammenden Armeebefehl ruft er seinen Truppen zu: „Soldaten! Der Augenblick ist gekommen, dem Feind den Todesstoß zu versetzen. Ganz Frankreich sieht auf Euch." Zugleich herrscht d'Urbal seine Divisionskommandeure an: „Ich will heute Abend auf der Höhe 140 stehen (d. i. der Vimyrücken). Daß man mir

*) Diese griechischen Freiwilligen hatten sich für die Gallipoli-Front gemeldet, wurden aber von der französischen Heeresleitung als Sturmtruppe an der Westfront verwendet.

nicht mehr von unüberwindlichen Schwierigkeiten spricht! Es wird heute leichter sein als morgen. Und wenn es heute nicht gelingt, so werden wir es morgen und übermorgen von neuem versuchen." — Seinen alten Waffengefährten Pétain aber, dessen XXXIII. Korps wieder im Brennpunkt dieses bevorstehenden Großkampftages stehen soll, beschwört der Armeeführer mit dringenden Worten: „Ich rechne auf Deinen Angriff. Es ist der Tag der Entscheidung."*)

Während Foch und d'Urbal aus dem Vollen schöpfen und die Lücken der Angriffsarmee mit frischen Brigaden, Divisionen, ja sogar Armeekorps stopfen konnten, mußte Kronprinz Rupprecht von Bayern mit dem Einsatz eines jeden einzelnen Bataillons geizen. Die 58. und 115. Infanterie-Division, die zum Teil schon am Abend des 9. Mai in die Schlacht eingegriffen hatten, waren die einzige Reserve, die General v. Falkenhayn im Augenblick hatte freimachen können. Mit diesen geringen Kräften mußte sich die 6. deutsche Armee — mochte kommen, was da wollte — auch in den nächsten Tagen behelfen.

Nichts kennzeichnet die drangvollen Verhältnisse, unter denen Truppe und Führung auf deutscher Seite die Lorettoschlacht durchzufechten hatten, klarer, als die erschütternde Tatsache, daß zur direkten Unterstützung der seit 36 Stunden auf verlorenem Posten ausharrenden Besatzung von Carency am Abend des 10. Mai nicht mehr als ein schwaches Bataillon freigemacht werden konnte.

Dieses aus Bestandteilen von vier Regimentern bunt zusammengewürfelte Bataillon von Preußen hatte zwar in den Abendstunden des 10. Mai den zähen Widerstand

*) Palat, Bd. IX.

der Marokkaner bei der Malonmühle brechen und die Afrikaner aus diesem Stützpunkt vertreiben können, es war aber zu schwach, um mit den Leibgrenadieren in Carency eine zusammenhängende Linie herstellen zu können. Eine Lücke von 600 Metern Breite trennte den rechten Flügelmann der Gruppe Preuschen von den äußersten Vorposten des Bataillons von Gleichenstein, eine Lücke, die am Tage zwar durch Feuer gesperrt werden konnte, nachts aber dem Unternehmungsgeist der Franzosen Raum genug bot, um den Kessel um Carency auch im Norden zu schließen.

Eine einzige Kompagnie, die 12./109 unter Leutnant d. R. Wittkopp, die bisher bei Souchez gekämpft hatte und etwa noch 120 Mann in ihren Reihen zählte, konnte die 28. Infanterie-Division noch aussparen und in der Nacht zum 11. Mai auf dem zum Glück immer noch frei gebliebenen letzten Verbindungsweg über Ablain zur Verstärkung vorschicken. Schwer bepackt mit Munition, Lebensmitteln und dem bitter benötigten Verbandsmaterial und Trinkwasser arbeitete sich die Kompagnie Wittkopp Schritt für Schritt in dem durch den anhaltenden Beschuß zerwühlten Laufgraben nach Carency vor, dessen Trümmer im gleißenden Lichtschein französischer Fallschirmraketen gespenstisch aus dem Dunkel auftauchten. Hauptmann von Gleichenstein setzte diese willkommene Reserve sofort an der wunden Stelle der Verteidigung, am Ostausgang nach Souchez, ein, wo die Kompagnie sich auf dem unaufgeräumten Kampfplatz des Vortages zwischen den gefallenen Kameraden und toten französischen Jägern in Trichtern und Ruinenresten zur Verteidigung einnisten mußte.

Schon in den frühen Morgenstunden entbrennt die Artillerieschlacht in voller Stärke. Gegen Mittag stei-

gert sich der Artilleriebeschuß zum Trommelfeuer. Es zerschlägt die letzten Widerstandsnester auf der Lorettohöhe, es rast über den in kümmerlichen Deckungen kauernden Kompagnien in den Mulden und auf den Hängen des Vimyrückens und verwandelt die deutschen Batteriestellungen in ein wüstes Trümmerfeld. Besonders hart mitgenommen wurde die Batterie von Roeder (4/ Feld-Art.-Reg. 14), deren rücksichtsloser Einsatz am 9. Mai noch im letzten Augenblick das Ärgste verhütet hatte. Ein Mitkämpfer schreibt in seinem Tagebuch: „.. Um 12.45 setzen die feindlichen Batterien mit einer Beschießung ein, die alles ... bisher Erlebte an Heftigkeit und Dauer weit übertrifft. Es sieht aus, als wollten die Franzosen ganz Souchez dem Erdboden gleichmachen. Häuser und Mauern krachen unter der Wucht der schweren und leichten Granaten zusammen, teils die Straße sperrend teils ihren Schutt über die Batterie streuend, die aus einer mächtigen Staubwolke heraus feuert. Die Geschütze stehen schon zwischen Bergen von Backsteinen und Dachziegeln, und immer noch endet die feindliche Sturmvorbereitung nicht ... Die Kanoniere laden und feuern aber unentwegt weiter, gilt es doch, den Kameraden in Carency bis zum äußersten beizustehen."

Für die innere Haltung, die die badischen Kanoniere in diesen schweren Stunden aufbringen, liefert der in der Feldzugsgeschichte des Feldartillerie-Regiments 14 erwähnte Fall des Kanonier Schneider von der 3. Batterie ein erschütterndes Beispiel. Diesem wurden durch einen Volltreffer unter ein Geschütz beide Füße zerschmettert. „Trotz seiner Schmerzen", so berichtet ein Mitkämpfer, „rief er uns noch zu: Haltet aus, Kameraden! Ladet für mich noch einmal! Es ist das letztemal, daß ich abziehe, und schwenkte die Mütze, als sie ihn aus der Stellung trugen."

Fest entschlossen, den trotzigen Gesellen in Carency das Rückgrat zu brechen, hatte d'Urbal schweres und schwerstes Geschütz gegen die Dorfstellungen eingesetzt. Nach französischen Quellen gingen an diesem Tage 20 000 Granaten aller Kaliber auf den schon längst in Trümmer gelegten Ort nieder. Welche unwägbaren Kräfte mußten in diesen Männern stecken, die erschöpft und übernächtigt, in der Hitze und inmitten der unaufhörlich aufwirbelnden Rauch- und Staubwolken vom Durst verzehrt, ihre gefallenen und verwundeten Kameraden neben sich, auch jetzt wieder zur Waffe griffen und dem siegesgewiß vorstürmenden Gegner Trutz boten. Dreimal lief am Vormittag der Franzose vergeblich gegen die Linien des bayrischen Reserve-Jäger-Bataillons und der Kompagnie von Unruh an der Südfront*) an, keinen Meter Boden gab diese schwer mitgenommene Truppe preis, als nach höchster Feuersteigerung der Franzose am Nachmittag und am Abend mit Todesverachtung seine Angriffe wiederholte.

Wie am Tage zuvor wurde auch diesmal wieder der Ostrand des Dorfes zum Brennpunkt des Kampfes. Dreimal drangen die scharf zupackenden Zuaven und Jäger in das Dorf ein, dreimal warf die Kompagnie Wittkopp (12/109), deren Führer bereits während des Trommelfeuers gefallen war, die Franzosen wieder heraus. Um einen vierten Angriff zum Stehen zu bringen, mußte Hauptmann von Gleichenstein aber schon den letzten entbehrlichen Mann von weniger bedrohten Abschnitten heranholen. Erst nach vierstündigem Häuser- und Straßenkampf konnte das Dorf wieder vom Gegner gesäubert werden. Von den vielen glänzenden Einzeltaten,

*) Auch Reste des bayr. Res. Inf. Reg. 7 waren an diesen Kämpfen maßgeblich beteiligt.

die für den Geist der Truppe sehr bezeichnend sind, nur ein einziges Beispiel: Ein Trupp von etwa 40 Franzosen, stark genug, den Befehlsstand des Hauptmann v. Gleichenstein auszuheben, irrt von seiner Kompagnie abgeschnitten im Dorfe umher. Unteroffizier Armand, der mit einigen Grenadieren unvermutet auf diesen Gegner stößt, greift sofort an, jagt einige Nahschüsse in den verwirrten Haufen und nimmt den ganzen Trupp gefangen. Zwei Offiziere und 104 Mann sind die Gesamtbeute dieses dritten harten Kampftages in Carency. —

Foch und d'Urbal standen in der Nacht vom 11. zum 12. Mai vor schweren Entschlüssen. Sie mußten sich Rechenschaft ablegen, daß trotz des Masseneinsatzes an Artillerie und der Aufopferung der Infanterie „der Tag der Entscheidung" mit einem völligen Fiasko geendet hatte. Weder bei Souchez noch auf der Lorettohöhe oder am Vimyrücken waren die gesteckten Ziele erreicht worden. Carency trotzte nach wie vor jedem Ansturm. Drohend erhob sich die Gefahr einer völligen Erstarrung der Offensive im Stellungskampf. Um den Angriff wieder in Fluß zu bringen, war vor allem eine Klärung der Lage bei Carency nötig. Dieser „furchtbare Schlupfwinkel", der täglich neue Blutopfer forderte, der die Kampfkraft der ganzen Division Fayolle seit Beginn der Offensive fesselte und mit seinem scharf zugespitzten Keil auf alle Angriffe gegen Souchez lähmend wirkte, mußte gesäubert werden, bevor man daran denken konnte, den Angriffstruppen wieder raumgreifende Ziele zu setzen.

General Pétain, in dessen Angriffsstreifen diese vorgeschobene deutsche Bastion lag, hatte die sorgfältigsten Vorbereitungen getroffen, um Carency am 12. Mai zu Fall zu bringen. Fieberhaft studierten seine Artillerie-Kommandeure erbeutete deutsche Stellungskarten, um die Deckungen, Stützpunkte und Unterstände — soweit sie bisher

dem Feuer standgehalten hatten — mit schwerstem Kaliber fassen zu können. D'Urbal hatte mit der Zuweisung von Reserven an Pétain nicht gespart. Soeben erst eingetroffene frische Regimenter des III. Armeekorps wurden für den Sturm bereitgestellt. Schließlich war es in der Nacht noch den tatendurstigen Chasseurs an der Ostecke von Carency gelungen, durch die 600 Meter breite unbesetzte Lücke durchzustoßen und den Ring auch im Norden um den Ort zu legen. Damit war die vollständige Einkesselung von Carency bis auf die schmale Kampfgrabenverbindung nach Ablain erreicht. Pétain konnte diesmal seiner Sache sicher sein ...

Schon in den frühen Morgenstunden setzt konzentrischer Beschuß auf die Dorfstellungen ein. Er steigert sich von Stunde zu Stunde bis zum Trommelfeuer. „Wir sahen am Scherenfernrohr", so schrieb damals ein Artilleriebeobachter auf der Gießlerhöhe in sein Tagebuch, „Einschlag neben Einschlag zwischen den Dorfruinen und den Gräben vor Carency liegen, dann steigerte sich das Feuer zu solcher Raserei, daß die einzelnen Einschläge überhaupt nicht mehr zu unterscheiden und die Dorfstellungen von einer tief hängenden, schwarz-gelben Rauchwand bedeckt waren, aus der zahllose Blitze zuckten und Stichflammen hochschossen. Erschüttert standen wir vor diesem Bild der Vernichtung, wir knirschten vor Wut mit den Zähnen und ballten die Fäuste, als wir unsere Karlsruher Kameraden vom Leib-Grenadier-Regiment, mit denen uns so viel gemeinsames Kampferleben im Kriege, so viele fröhliche Erinnerungen an Garnison- und Manöverzeiten verbanden, dort wehrlos diesem Höllenfeuer preisgegeben und — untergehen sehen mußten. Denn daß dieser Feuerwirbel den Untergang von Carency und seiner Besatzung bedeutete, war jedem von uns klar."

Um 5 Uhr nachmittags springen die französischen Sturmtruppen mit gellendem „En avant“ aus ihren Gräben. Im Norden stürzt sich ein frisches Linienregiment auf die Stellungen der 8. und die Reste der 5. Kompagnie. Im Osten versuchen Zuaven an dem seit Tagen umkämpften Dorfrand, über Leichenhügel hinweg, den Eingang ins Innere zu erzwingen. Im Süden rennen Alpenjäger gegen die Kompagnie von Unruh an. Von Westen und Süden zugleich werden die Stellungen der 7. Kompagnie (Leibgrenadiere) und der bayrischen Reservejäger angepackt.

Der erste Einbruch gelingt dem Franzosen im Norden. In fünf Wellen tief gestaffelt überwindet er ohne Rücksicht auf Verluste das Niemandsland und faßt zunächst in Stellungsteilen Fuß, deren Besatzung vom Trommelfeuer vernichtet ist. Von hier aus reißt er in erbittertem Nahkampf die Lücke rechts und links auf und überschwemmt den Steinbruch, den eine schwache Besatzung von 10 Grenadieren, Reste der 5. Kompagnie, verteidigt. Hier entspinnt sich ein kurzer, dramatischer Kampf. Als erster fällt Unteroffizier Gänserich. Durch die Brust geschossen sinkt er seinem alten Kampfkameraden, Unteroffizier Reichmann, in die Arme. Im nächsten Augenblick fliegt eine Handgranate Reichmann vor die Füße. Er schleudert sie zurück, hat gerade noch Zeit zwei, drei Nahschüsse auf die heranstürzenden Franzosen abzufeuern, dann bricht er unter Kolbenhieben zusammen. Mit Ausnahme von zwei Verwundeten fällt die ganze Besatzung — bis zum letzten Atemzug fechtend — unter französischen Bajonetten.

Zu gleicher Zeit sind die Franzosen auch frontal bei den bayrischen Jägern eingebrochen und packen die 7. Kompagnie der Leibgrenadiere jetzt von vorn und beiden Flanken. Unterstützung ist nicht mehr zu erwarten. Schon

längst liegt auf deutscher Seite der letzte Mann im Feuer. Vereinsamt, nur von Stabsarzt Lörz und einigen Sanitätern betreut, lauschen in den Katakomben der Kirche 80 Schwerverwundete, die hier schon seit Tagen in ihren Schmerzen liegen, dem wilden Kampfgetümmel.

Gegen 7 Uhr ermattet das rollende Gewehrfeuer, verebben die krachenden Einschläge der Handgranaten in der Westflanke und im Innern des Dorfes. Von drei Seiten eingekeilt und in ihren Gräben zusammengepreßt haben die bayrischen Jäger und die 7. Kompagnie die Waffen gestreckt. Kurze Zeit darauf reichen sich die von Norden und Westen in das Dorfinnere eingebrochenen Franzosen an der Kirchenruine die Hand. Die wenigen Mannschaften des Stabes und einige Schützengruppen sind Schritt für Schritt in die Katakomben zurückgedrückt worden. Hier bleibt mit Rücksicht auf die zahlreichen Schwerverwundeten kein anderer Ausweg als die Übergabe. Auch der tapfere Kommandeur von Carency, Hauptmann von Gleichenstein, muß mit seinem Stabe den bitteren Weg in die Gefangenschaft antreten.

Aber noch kann der Franzose seines Sieges nicht froh werden. Nach wie vor halten im Süden und im Osten des Dorfes, an den Brennpunkten der vergangenen Kampftage, die Kompagnie von Unruh und die 12. Kompagnie der Leib-Grenadiere, treu unterstützt von einigen Abteilungen bayrischer Reservisten, ihre Stellung. Die unheimliche Stille in Rücken und Flanke findet für Leutnant von Unruh erst ihre Erklärung, als zwei ins Dorf geschickte Patrouillen nicht mehr zurückkehren und eine dritte den Franzosen im Rücken der Kompagnie meldet. Schon tauchen auch aus der Stellung der bayrischen Jäger Franzosen in der rechten Flanke mit dem Rufe: Bon camarade! Pas tirer! Onne Gewerr! auf, prallen aber

verblüfft zurück, als ihnen zur Antwort Schüsse entgegenpeitschen.

Von allen Seiten eingeschlossen, bewahrt Leutnant v. Unruh auch in dieser verzweifelten Situation seine unerschütterliche Ruhe. Er gibt den Befehl: „Nummer 1 jeder Rotte schießt nach vorn, Nummer 2 nach hinten. Die rechte Flügelgruppe feuert nach rechts, die linke Flügelgruppe nach links.“ So hält sich die Kompagnie bis zum Einbruch der Dunkelheit den immer wieder vordringenden Gegner vom Leibe. In der Nacht beschließt Leutnant von Unruh den Durchbruch nach Norden. Als Marschrichtung wählt er die Flugbahn und die Einschläge der französischen Granaten, die noch am ehesten auf eine Lücke im feindlichen Ring hindeuten. 75 Mann sammelt der Kompagnieführer von seinen Getreuen noch um sich. Die letzten Befehle, Karten, Briefschaften werden vernichtet. Dann packt jeder Mann sein Gewehr fester und reiht sich schweigend ein. Während zwei Gruppen unter Offizierstellvertreter Schön durch Gewehrfeuer und Abschießen von Leuchtraketen den Franzosen ablenken, tritt die Kompagnie, Mann hinter Mann, den Rückmarsch an. Es ist ein höllischer Weg. Im Nachtdunkel arbeitet sich die Kolonne durch Granattrichter, zerwühlte Gräben und Drahthindernisse hindurch, und bahnt sich, über Gefallene und stöhnende Verwundete hinwegsteigend, über Geröllhaufen und eingestürzte Mauern kletternd, Schritt für Schritt einen Weg durch diese Stätte des Grauens.

Schon verschwimmen die letzten Umrisse der Ruinen im Rücken der Schlußleute, schon scheint das Gröbste überwunden, als hart am Rande des Carencywäldchens der Spitze ein scharfes „Qui vive“ entgegenschallt. Auf zwei Meter Entfernung peitschen Schüsse in die vorbrechende Spitzengruppe, Getroffene brechen zusammen,

aber schon sind die Grenadiere zwischen den überraschten Franzosen, mit Bajonett und Kolben brechen sie sich Bahn — *der Durchbruch ist gelungen.* Noch zweimal fährt der Tod aus dem Nachtdunkel mit flammenden Granateinschlägen in die Kolonne, dann tönt den völlig Erschöpften am Dorfrand von Ablain das Freiheit verheißende „Halt! Wer da?" des ersten deutschen Posten entgegen. Es ist geschafft! Ungläubig, wie aus dem Grabe auferstanden, wurden sie in Ablain von den Kameraden des I. Bataillon bestaunt. — Mit 75 Mann war Leutnant von Unruh zum Durchbruch angetreten, mit 44 Mann meldete er sich in Souchez bei seinem Regimentskommandeur. Einsam und verlassen kämpften bis zum Morgen des 13. Mai noch einige Gruppen der 12. Kompagnie am Ostrande von Carency. Ihre Offiziere waren gefallen. Unteroffiziere hatten die Führung übernommen. Ein Befehl zum Rückzug war nicht gekommen. So hielten diese unbekannten Soldaten auf verlorenem Posten aus: In stiller, selbstverständlicher Pflichterfüllung. Ausgehungert und verdurstend streckten diese letzten Verteidiger am 13. Mai die Waffen. *Das war das Ende von Carency...*

Das letzte Aufgebot

Der Freiheitskampf Tirols 1915.

Die ersten sechs Monate des Großen Krieges waren für die österreichisch-ungarische Armee eine Zeit schwerster Prüfungen gewesen. Der furchtbare Anprall der russischen Massen, die sich im August und September 1914 mit ihrem ganzen Schwergewicht zuerst auf die Armeen der Doppelmonarchie gestürzt hatten und erst unter unsäglichen Blutopfern auf dem Kamm der Hochkarpathen zum Stehen gebracht werden konnten, hatte die Lebenskraft des österreichisch-ungarischen Feldheeres in beängstigendem Maße ausgehöhlt. Niemals wieder hat sich die Armee des greisen Franz Josef, die in heroischem Kampf — in Angriff und Verteidigung — ihre Waffenehre gegen einen übermächtigen Gegner wahrte, von dem Blutverlust der Lemberger Schlachten, der Kämpfe am San und bei Jaroslau erholen können. Anderthalb Millionen Mann waren unter dem Doppeladler im August 1914 ins Feld gerückt, 800 000 Mann Ersatz waren der fechtenden Truppe an die Front gefolgt, und diese imposante Streitkraft von 2 300 000 Mann war an der Jahreswende 1914/15 bis auf eine Gefechtsstärke von 940 000 Mann zusammengeschmolzen*). Der Zweifronten-Krieg in Serbien und Galizien hatte, noch ehe das Jahr 1914 zu Ende gegangen war, die Blüte der österreichisch-ungarischen Armee geknickt. Dabei stand der ungemein harte, blutige und strapaziöse Karpathenwinter als Gewaltprobe noch bevor, der von den beteiligten

*) Österreich-Ungarns letzter Krieg II. S. 9

k. k. Armeen und der zur Unterstützung der schwer ringenden Bundesgenossen eingesetzten Deutschen Südarmee das Äußerste an Entbehrungen und Kräfteverbrauch forderte, was einer fechtenden Truppe überhaupt zugemutet werden konnte.

In dieser Zeit härtester Anspannung tauchte im Rükken der Mittelmächte ein neuer Feind auf. Italien, das in Geheimverhandlungen bereits am 3. Juli 1914, einen Monat vor Ausbruch des Weltkrieges, Frankreich seine Neutralität zugesichert und mit seiner offiziellen Neutralitäts-Erklärung vom 2. August 1914 Frankreich die Möglichkeit gegeben hatte, zwei aktive Armeekorps und fünf Territorial-Divisionen von der Alpenfront wegzuziehen und rechtzeitig für die Entscheidungsschlacht an der Marne bereitzustellen, hatte seit Beginn des Jahres 1915 gegen Österreich-Ungarn eine so drohende Haltung eingenommen, daß die Möglichkeit einer bewaffneten Auseinandersetzung, die Österreichs Generalstabschef, Conrad von Hötzendorf niemals aus den Augen verloren hatte*), von Monat zu Monat mehr zur Gewißheit wurde. Mit einer kaum mehr zu überbietenden Selbstüberwindung hatte Österreich-Ungarn sich zu Zugeständnissen bereit gefunden, die hart an die Grenze des Erträglichen gingen. Aber diese Angebote blieben weit hinter dem zurück, was die Entente im Rahmen einer Zerstückelung Österreich-Ungarns großzügig Italien als Preis für den Übergang ins eigene Lager angeboten hatte. Italienische Forderungen, die auf dieser Grundlage an

*) Conrad von Hötzendorf, seit jeher von stärkstem Mißtrauen gegen Italien erfüllt, urteilte damals, „daß es ganz im Geiste italienischer Mentalitität" läge, „jetzt, da Österreich-Ungarn im Nordosten und auf dem Balkan schwer bedroht war, den bisherigen, klug getäuschten Bundesgenossen skrupellos von rückwärts anzufallen ..." (Conrad v. Hötzendorf: Aus meiner Dienstzeit, Bd. VI. S. 377.)

Österreich-Ungarn gerichtet wurden, waren unmöglich zu erfüllen. Ihre Bewilligung wäre einem völligen Verzicht auf staatliche Selbsterhaltung gleichgekommen. —

Am 23. Mai 1915 erklärte Italien den Krieg. Aber jetzt geschah ein Wunder. Die Völker der Doppelmonarchie erhoben sich gegen den neuen Feind wie ein Mann. „Die Deutschen Österreichs sahen die Kernlande der Monarchie, sahen alpenländischen Boden unmittelbar bedroht; die Magyaren ließ der Abfall Italiens ... alte nationale Beziehungen vergessen ... Und die Südslaven schon gar wandten sich einmütig gegen den neuen Feind, der die Slowenen aus dem Isonzoland, die Kroaten und Dalmatiner von den Küsten verdrängen und ihre dahinter wohnenden Brüder von der Adria absperren wollte"*).

Das Beispiel der Südslaven wirkte sogar auf die Tschechen zurück, die sich in den bald einsetzenden Kämpfen an der Isonzofront so hervorragend schlugen, daß das wegen Massendesertionen aufgelöste Prager Hausregiment wieder aufgestellt wurde. „So kam in jenen Pfingsttagen am Isonzo und auf den Bergen Tirols und Kärntens noch ein letztes Mal Grillparzers Ruf an die Radetzkyarmee zu seinem Recht: In Deinem Lager ist Österreich."*)

Dieses Aufflammen eines starken nationalen Widerstandswillen änderte jedoch nichts an der Tatsache, daß in jenen kritischen Maitagen des Jahres 1915 rund 600 Kilometer Grenzlinien nahezu schutzlos dem Einfall eines wohlausgerüsteten Heeres von etwa 800 000 Streitern preisgegeben war. Wenn der italienische Oberbefehlshaber Cadorna die günstige Gelegenheit beim

*) Oesterreich-Ungarns letzter Krieg, II. Bd. S. 507 ff.

Schopfe nahm, wenn er, zu einer kühnen Operation ausholend, seine Armeen zu rücksichtslosem Angriff ansetzte und den aus Ersatzbataillonen, Landsturm, Gendarmerie und Zollwachen bunt gemischten Grenzschutz der Österreicher überrannte, über den Isonzo stieß und Triest nahm, den Plöckenpaß überschritt, das Drautal überschwemmte und vor Villach und Klagenfurt auftauchte, wenn schließlich zur Rückendeckung dieser Operation der Angriff an der Tiroler Front über den Brenner hinaus nach Norden brandete, so mußte der Stoß der italienischen Armee die Donaumonarchie ins Herz treffen. Die Kriegswende war da...

In dieser höchsten Not rief Österreich in dem am ehesten bedrohten Grenzland Tirol das letzte Aufgebot zu den Waffen. Wie zu Andreas Hofers Zeiten sollten es wieder die Standschützen sein, jene alt-historische Einrichtung aus Kaiser Maximilians Zeiten, seit vier Jahrhunderten tief im Tiroler Bauernvolk verwurzelt, die den heimischen Herd mit der Waffe in der Hand zu schirmen hatten. Aber während 1809 Tirol seine unverbrauchte Manneskraft gegen die napoleonische Soldateska einsetzen konnte, stand 1915 die wehrfähige Mannschaft des Landes fern der Heimat in Galizien und auf dem Karpathenkamm; was noch im Lande steckte, waren Dienstuntaugliche, junge Burschen, Greise und Kinder.

Und trotzdem brachte dieses Land der harten Bergbauern im Kampf für seine Freiheit das schier Unmögliche fertig: 38 370 Standschützen, mehr als die Gefechtskraft eines kriegsstarken Armeekorps, eilten in Tirol und Vorarlberg zu den Fahnen. Als unmittelbar vor der italienischen Kriegserklärung der Alarmbefehl von Innsbruck durch Stadt und Land flog, da wurde das Dichterwort aus den Freiheitskriegen:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?"

im 20. Jahrhundert wieder erhabene Wirklichkeit. Das ganze Land glich einem einzigen riesigen Feldlager. Wie 1809 jagten Reiter von Dorf zu Dorf, eilten Boten mit Laufzetteln von Haus zu Haus; dumpf klagend scholl der langgezogene Ton des Kuhhorns durch die Dorfstraßen:

„Das Büffelhorn, das lange geruht,
Veit Stoßperg nahms aus der Lade,
Das alte Horn, es brüllte nach Blut
Und wimmerte: Gott genade!"

Die Sturmglocken gellten durch die stillen Hochtäler: Feind im Land; Böllerschüsse dröhnten, von den Bergen und Felsen hundertfach widerhallend, und des Nachts loderten Höhenfeuer auf und riefen die Hirten, Almknechte und den letzten Hüttenwart auf einsamem Gipfel zu den Waffen*).

„Unvergeßlich wird wohl jedem, der den Ausmarsch mitangesehen, der Anblick dieser Bataillone sein. Es war kein Ausmarsch mit Musik ... und Jubel, wie einst im August 1914. Der aufflammende Optimismus von damals war verflogen, jedermann in Tirol hatte das Gefühl, daß das, was hier zum Bahnhof zog, des Landes Äußerstes, Allerletztes war. Von ferne glich das Bild der marschierenden Standschützen wohl dem einer Truppe: hechtgraue Monturen, Rucksäcke, geschulterte Gewehre, hochbepackte Trainfuhrwerke.

Aber beim Näherkommen gewahrte man den Unterschied: Voran schritt ein langbärtiger Standschützenmajor, von Zivilberuf Gastwirt, Fleischhauer oder dgl., den krummen Säbel von 1809 in der schwieligen Faust. Hinter ihm in langsamem, feierlichem, dröhnendem Schritt lange Reihen hochbetagter Männer mit weißen oder

*) Einzelheiten s. bei Mörl; Pfersmann; Pichler

grauen Bärten und ernsten zerfurchten Gesichtern, zu denen die kecke österreichische Soldatenmütze so gar nicht recht passen wollte. — Tief beugten sich die Rücken unter den vollbepackten Rucksäcken. Hinter den Alten kamen unmittelbar die Jungen: wieder keine kraftvollen Soldatenfiguren, sondern junge Burschen, kaum der Schule entwachsen, mit ihren bartlosen Milchgesichtern in seltsamem Gegensatz zu den Alten an der Spitze. Und ganz zuletzt die Kinder. Es gingen viele mit, die noch nicht 14 Jahre alt waren, die nicht daheim bleiben mochten, als der Kaiser rief gegen die „Wallischen", die den Großvater, der mit den Standschützen auszog, nicht allein gehen lassen wollten ...

Gar mancher von all den wackeren Schützen sah die Heimat nicht wieder. Viele deckte wenige Wochen später der grüne Rasen von Lafraum oder die Schutthalden der Dolomiten ... Während der Vater längst schon in den Karpathen moderte, legten sich der Großvater und Enkel einträchtig in Tirol zur Ruhe, drei Generationen gefallen für ein Ideal, das nicht lange darauf untergehen sollte in den Stürmen des allgemeinen Umsturzes ..."*).

Die Schulklassen und die Hörsäle der Universität Innsbruck leerten sich von den letzten Studenten und Professoren. Neben dem alten Bergbauern stand der Professor, neben dem Seelsorger der Holzknecht, neben dem Lehrer der Schüler mit geschultertem Gewehr. Sogar die Lazarette, in denen Kaiserjäger und Landesschützen ihre Wunden vom galizischen Feldzug ausheilten, verödeten. Den Kopf noch bandagiert, den Arm in der Binde, an Stöcken humpelnd, zogen zahlreiche Verwundete mit den Standschützen an die Front. Ergreifend gestaltete sich der Ausmarsch der Innsbrucker Stand-

*) Pfersmann S. 282 ff.

schützenbataillone. Von nah und fern waren aus allen Dörfern des Inntales die Mütter, Frauen und Mädchen zusammengeströmt, ganz Innsbruck war auf den Beinen, dicht gedrängt stauten sich die Massen in der Maria-Theresien-Straße, als das erste Bataillon zur Vereidigung zog. „Feldkurat Hosp hielt eine kurze Ansprache, dann erfolgte die Vereidigung. Laut und klar sprach das Bataillon die Eidesworte nach. Ein Gewitter zog die Nordkette entlang, und gerade am Ende der Eidesformel, die 600 Hände waren noch zum Schwur erhoben, fuhr ein Blitz nieder und ein gewaltiger Donner erfüllte das weite Inntal als grandioser Schlußpunkt der Eidesformel*)."

Es hob wohl ein großes Weinen in dem sonst so fröhlichen Innsbruck an, als die Bataillone der Standschützen mit dem alten Tiroler Kampflied

„Und will der Feind herein, herein,
Und soll's der Teufel selber sein,
Dann ruhen unsere Stutzen nicht,
Bis daß des Schützen Auge bricht."

auf den Lippen sich zum Bahnhof in Marsch setzten. Die mühsam bewahrte Fassung der Tausende von Greisinnen, Frauen und Mädchen, die in den verödeten Dörfern zurückbleiben mußten, war dahin, als dieser ergreifende Heerbann der letzten Männer Tirols an ihnen vorbeizog, als das letzte Abschiedswort verhallte und eine geschwungene Kappe, eine hochgestreckte Hand als letzter Gruß vor ihren starren Augen stand.

Wie aus dem Boden gewachsen, war vor der 1. und 4. italienischen Armee, die sich den Vormarsch zum Brenner anders gedacht hatten, neben Tiroler, Salzburger und Steiermärker Landsturmbataillonen ein kriegsstarkes

*) Mörl, S. 22

Armeekorps Tiroler Standschützen aufgetaucht. Gewiß, kein Armeekorps aktiver, geschulter Soldaten in der Blüte ihrer Jahre, aber 40 000 Mann, aufgewachsen in der rauhen Luft der Berge, gestählt in stetem Kampf mit der Natur, gefeit gegen Wind und Wetter, vertraut mit Steigeisen, Seil und Eispickel, vor keiner Felswand und keinem Kamin zurückschaudernd; bewaffnet mit scharfen Augen, die von frühester Jugend an gewohnt waren, die Kugel aus dem Stutzen ins Ziel zu bringen und durchglüht von echtem Haß gegen die fremden Eindringlinge, waren die militärisch gänzlich unausgebildeten Standschützen für die Elite der aufmarschierenden italienischen Armeen, die Alpini und Bersaglieri, ein sehr ernst zu nehmender Gegner.

Wie schwer Tiroler Landsturm und Standschützen dem Feind vom ersten Tage an das Leben machten, das zeigte sich schnell in Hunderten von Überfällen auf Patrouillen und Vorhuten, zu deren Kennzeichnung ein einziges Beispiel dieser Art genügt:

„... Oberjäger Flügel (ein passionierter Gemsjäger und Wildschütz) lugte ... aus seinem unter Knieholz versteckten „Flügelstande" hoch oben auf einem Bande des Vallon bianco ... sehnsüchtig nach Osten, von wo der Feind herankommen mußte. Anfang Juni taten ihm die Italiener endlich den Gefallen und kamen heran, in Massen. Zuerst näherte sich eine stärkere Patrouille ... den Stellungen, voran ein Offizier mit wehendem Federbusch, ein Bersaglieri. Oberjäger Flügel und seine Leute lauerten. Erst nachdem der Offizier auf den ersten Schuß Flügels „gepurzelt" war, durften die anderen schießen und bald war der Großteil der Patrouille erledigt. Neben der Leiche des Offiziers lagen zwölf tote Bersaglieri.

Ich saß eben ... im Unterstand, als ich vor der Tür die laute Äußerung Flügels vernahm: „Der Oberleutnant hat's nit globa wolla, daß es ein Offizier gsi ist," worauf er eintrat und meldete: „Herr Oberleutnant, meld' g'horsamst, es ist sogar a Huptma gsi." Dabei legte er eine vollgepfropfte Offizierstasche, eine Repetierpistole und einen Feldstecher vor mich hin. Nachdem er den Feldstecher „selb gut brucha" konnte, erwirkte ich ihm dessen Überlassung. Die Tasche enthielt sehr wertvolles Schriftmaterial. Der „Huptma", capitano Luigi Adorni ... war wohl der erste im italienischen Kriege gefallene capitano."

(Das österr. Landsturm-Bat. 165 an der ital. Front.)

Aber nach diesem harmlosen Vorspiel zahlreicher Patrouillenplänkeleien wurde es ernst, bitter ernst, als der Kampf um die Gipfel mit aller Schärfe entbrannte. Hier aber waren die Söhne der Tiroler Berge in ihrem Element. Weit überstrahlt alle diese stillen, namenlosen Kämpfer in Eis und Schnee, zwischen Felsen und an schroffen Wänden, die Gestalt des Bergführers Sepp Innerkofler aus dem Sextental. Weit über Österreichs und Deutschlands Grenzen hinaus als Bergführer bekannt, Besitzer des Dolomitenhofes und Hüttenwart auf der Drei-Zinnen-Hütte, verkörperte Sepp Innerkofler alle hervorragenden Eigenschaften des um seine Freiheit kämpfenden Tiroler Volkes in seiner Person. Eine geborene Führernatur, war dieser 55 jährige Bergführer, der niemals zuvor den Soldatenrock getragen hatte, bald die treibende Kraft in dem ganzen Kampfabschnitt. Aktive Offiziere der Kaiserjäger ordneten sich willig der Führung dieses Mannes unter, der Weg und Steg, jeden Grat und Kamin, jede Felsspalte und jeden Gipfel seiner engeren Heimat kannte, wie kein zweiter, und bei angeborenem soldatischen Instinkt die Vorsicht des Bergfüh-

rers mit rücksichtslosem Draufgängertum in einer geradezu idealen Weise vereinigte.

Unschätzbare Dienste hat dieser Mann seinem Lande geleistet. Auch der erprobte Bergsteiger wird fassungslos vor dieser Unermüdlichkeit, dieser zähen Lebenskraft und Ausdauer eines Sepp Innerkofler stehen, wie sie die Feldzugsgeschichte der Tiroler Standschützen*) verzeichnet:

„Schon am 21. Mai stieg Sepp um 6 Uhr früh auf den 2744 Meter hohen Paternkofel, um zu beobachten, wie die Italiener bereits Geschützstände bauten. Am 22. Mai stieg er schon um 3 Uhr früh zur Zsigmondyhütte im Bacherntal, auf den Hochleist und Monte Giralba. Am 23. Mai übernahm Sepp mit Hans Forcher die Überwachung des Paternsattels. Am Pfingstmontag, 24. Mai, kletterte er schon bei Nacht auf den Paternkofel, beobachtete genau die Stellungen der Italiener. Am 25. Mai stieg er schon um Mitternacht auf den Paternkofel, um dort mit Bergführer Piller das Feuer der auf dem Zinnenplateau stehenden Batterie Teßmann zu beobachten, welche die Italiener hinter dem Paternsattel vertreiben wollte ..."

Tag und Nacht war Sepp Innerkofler mit den Bergführern Piller und Hans Forcher, dem Feldkurat Hosp (Feldprediger) und dem Professor Goller, einem hervorragenden Schützen, unterwegs. Jeden Tag wurde eine neue Spitze in Angriff genommen. Am 2. Juni war die Gruppe Innerkofler 18 Stunden in Eis und Schnee unterwegs und brachte wertvolle Skizzen von den italienischen Stellungen heim. Auch verwegene Feuerüberfälle waren an der Tagesordnung. Bei einer Besteigung des Einser wurden italienische Posten 50 Meter unter dem Gipfel abgeschossen und die feindlichen Feldwachen

*) Mörl, S. 49 ff.

von der Bachernspitze verjagt. Oft genug entkamen die kühnen Patrouillengänger nur mit knapper Not dem Tode, mehr als einmal war ihnen in dem wütenden Feuer der Italiener der Rückweg verlegt und unter Infanterie- und Artilleriebeschuß mußten sie „unter Sepps eisern ruhiger Führung" einen halsbrecherischen Abstieg über schroffe Wände vornehmen und sich hinter der italienischen Front auf Schleichwegen wieder zu den Ihrigen durchschlagen. Eine solcher verwegenen Unternehmungen schildert Sepp Innerkoflers treuer Begleiter, Hans Forcher: „Dreihundert Scharfe (Patronen) han i mitginumm und außigibloſen han i sie alle bis af fünfe. Dö han i augikaltn (aufbewahrt) zum Zrugegian (Zurückgehen) ... Wasche nett, kannsch am begegn." (Wußte nicht, konnte ihm — dem Italiener — noch begegnen.)

Anfang Juli hatte sich die Lage im Sextental-Abschnitt unangenehm verschärft, da der Italiener sich auf dem Gipfel des Paternkofel festgesetzt und damit einen hervorragenden Beobachtungsposten für seine Artillerie gewonnen hatte, von dem zugleich Scharfschützen und Maschinengewehre sich aus den Reihen der Standschützen ein Opfer nach dem anderen holten. Obwohl Sepp Innerkofler unter den gegebenen Verhältnissen eine Unternehmung gegen den 2744 Meter hohen Paternkofel für aussichtslos hielt, und auch der Abschnittskommandeur in voller Erkenntnis der kaum überwindbaren Schwierigkeiten es seinem erprobtesten Bergführer freistellte, das Gewaltunternehmen fallen zu lassen, entschloß sich dieser angesichts der wachsenden Gefahr für den gesamten Kampfabschnitt, doch einen Handstreich gegen den Gipfel zu wagen. Außer Sepp Innerkofler als Führer nahmen sein Schwager, der Bergführer Piller, Hans Forcher, die Standschützen Franz von Rapp und der Lehrer Josef Taibon an dem verzweifelten Unternehmen teil.

Sepps Bruder, Christian Innerkofler, ging zu gleicher Zeit mit 20 ausgesuchten Standschützen gegen den Paternkofel-Sattel vor. In derselben Nacht sollte der gleichfalls unermüdliche Professor Goller die Sentinella-Scharte nehmen. Ihm sagte Sepp: „Schaug fein umer von der Sentinella, und wenn um 7 Uhr noch die Welschen oben auf dem Paternkofel sein, kannst Du dir denken, daß es schief gangen ist.“ Um Mitternacht wurde aufgebrochen. „B'hüt Dich Gott“, sagte Sepp zu seinem jungen Sohn Gottfried, der ihn schon auf manchem gefährlichen Erkundungsgang begleitet hatte. „Wünsch Glück, Vater.“ „Ja, sell brauchen wir heunt woll.“ Das war der Abschied, den Vater und Sohn vor dem letzten Gang nahmen. Ergreifend und erhaben in seiner Schlichtheit.

Nicht größer als ein Zimmer ist der Gipfel des Paternkofels. Hinter Stein- und Felsbarrikaden lag gut gedeckt die italienische Besatzung. Als Sepp und Hans Forcher als erste aus dem nahezu senkrechten Leuchskamin herausstiegen und den Gipfel erreichten, sprang hinter der Deckung ein italienischer Posten mit dem Alarmruf: „I Tedeschi“ hoch, feuerte und verwundete Hans Forcher. Sepp schleuderte einige Handgranaten, riß den Stutzen an die Backe, gab Feuer, da traf ihn auf wenige Meter Entfernung eine italienische Kugel mitten in die Stirn. Rücklings stürzte er 50 Meter über die steile Rinne gegen das Altsteintal ab.

Der Sohn unten sah, wie der Vater fiel und reglos liegen blieb. Piller, von Rapp und Taibon waren noch im Kamin und wurden von den Italienern mit Felsstücken bombardiert. Mit Mühe und Not gelang es ihnen, sich und den verwundeten Hans Forcher zu retten. Sepps Leiche wurde später von den Italienern am Paternkofel begraben.

Tirols bester Mann war gefallen. Aber es blieb keine Zeit, diesem unersetzlichen Verlust nachzutrauern. Das beste Gedenken an Sepp Innerkofler war, es ihm gleich zu tun. So wetteiferten Sepps alte Kameraden, dem Italiener jeden Schritt auf Tiroler Boden, jeden Gipfel und Beobachtungspunkt streitig zu machen. Professor Goller und der tatenfrohe Seelsorger, Feldkurat Hosp, hatten im Sommer und im Herbst 1915 nicht weniger als 78 Bergpatrouillen zu verzeichnen. Aber diese übermäßige Beanspruchung der Besten zeigt zugleich, wie dünn in den ersten Monaten des italienischen Feldzuges die österreichische Verteidigungsfront*) war, wie es auf jeden einzelnen Mann ankam. So konnte es auch nicht ausbleiben, daß die Alten und Jungen, die auf den Gipfeln der 3000 er in Eis und Schnee schutzlos lagen oder in den mittleren Höhen, vom Regen durchnäßt, ihre Stellungen hielten, wochenlang in engster Berührung mit dem Feinde ausharren mußten, bis endlich einmal die Stunde der Ablösung schlug. Welche Anforderungen dieser Gebirgs-Kleinkrieg an die Standschützen stellte, zu welchen äußersten Mitteln die Führer der einzelnen Kampfabschnitte greifen mußten, zeigt der folgende Bericht:

„Es begann zu regnen. Nahezu jeden Tag regnete es, auf den Höhen des Karnischen Kammes fiel häufig Schnee. ... Wir beim Train konnten uns Bretterhütten bauen, trotzdem kam ich durch fünf Wochen nie aus der feuchten Uniform und aus den nassen Sachen ... In die Höhenstellungen konnten wir aber keine Bretter schaffen,

*) Bei Ausbruch des Krieges standen bis zum Eintreffen des deutschen Alpenkorps an der Tiroler Front 190000 Italiener, darunter 16 Bataillone der erstklassigen Alpini (Alpenjäger) etwa 50000 Oesterreichern gegenüber, von denen rd. 40000 Standschützen waren. (Oesterreich-Ungarns letzter Krieg, Bd. II.)

wir brachten nur unter den größten Schwierigkeiten Proviant hinauf. Mit den Fuhrwerken kam man nur bis Mitterberg, von dort an bestand nur die Andeutung eines Fußsteiges. ... Tragtiere hatten wir keine. Träger waren nicht aufzutreiben, es war ja alles eingerückt. So mußten wir 8- bis 12jährige Buben aus dem Sextental und Innichen als Träger aufnehmen. Sie mußten den Proviant von Mitterberg nachts — der Weg war ja von den Italienern einzusehen — in die Stellungen hinauftragen. Zahlreiche dieser braven Buben erkrankten bald. Die ewige Nässe war entsetzlich ..."

Da ging ein Aufatmen und ein Jubel durch Tirol, als bald nach der Kriegserklärung Italiens das deutsche Alpenkorps eintraf und sich neben den Standschützen in die Bresche warf, bis die aus Galizien heraneilenden Kaiserjäger-Regimenter in den Kampf um die engere Heimat eingreifen konnten. Ein österreichischer Generalstabsoffizier schildert uns den überwältigenden Eindruck, den Generalleutnant Krafft von Delmensingen bei seiner Ankunft in Innsbruck von dem Freiheitskampf der Tiroler erhielt:

„Immer mehr staunend erhielt er Einblick in Verhältnisse, die ihm als deutschem General und bisherigen Armeestabschef an der Westfront ganz unverständlich erschienen. Nach der mustergültig mit allen Errungenschaften des modernen Krieges ausgestatteten Kampffront vor Arras, kam ihm diese armselige, zusammengestoppelte Organisation mit ihren selbstgeschaffenen Divisionen, Brigaden, Marsch-, Reserve- und Landsturmbataillonen, mit russischen Maschinengewehr-Abteilungen, belgischen und chinesischen Geschützen, alten

Karthaunen M. 61*), österreichischen, deutschen und mexikanischen*) Gewehren und bewaffneten Bauernhaufen höchst sonderbar vor.

Daß man mit wohlgeordneten Verbänden das Äußerste zu leisten hatte, das war er gewöhnt. Daß man aber ein Land vom ersten Tage des Krieges an schutzlos preisgeben konnte und es einem armseligen Hinterlandskommando vertrauensvoll überließ, das Land mit mühsam zusammengetrommelten Milizen gegen die Armeen einer wohlausgerüsteten Großmacht zu verteidigen, das wollte ihm nicht einleuchten. Er kannte eben österreichische Verhältnisse nicht. Rückhaltlos äußerte er immer wieder sein Erstaunen und seine Bewunderung für diese Leistung ..."**).

Welche Freude und Begeisterung aber das Auftauchen deutscher Truppen an der Front erregte, das zeigt uns diese frische und ursprüngliche Schilderung eines Standschützenoffiziers:

„Eines Tages ritten Major an der Laun und ich die Kreuzbergstraße entlang, um wieder Rückzugslinien auszukundschaften. Da stand auf einmal vor uns eine lange 10,5 cm Kanone, gezogen von elefantengroßen belgischen Pferden. Graue Soldaten mit Pickelhauben waren eifrig beschäftigt, eine Stellung für das Geschütz auszubauen. Es war die preußische schwere Batterie Nr. 102, geführt von Hauptmann Rose. Die Deutschen griffen an unserer Front in den Kampf ein ...

Eines Morgens kam ein bayrisches Jägerbataillon gegen Serten anmarschiert. Für uns ein ungewohntes Bild. Die Kompagnien dicht geschlossen, jede Doppel-

*) Die alten Ringgeschütze von 1861 hatten also bereits Königgrätz und Custozza, die mexikanischen Gewehre die abenteuerlichen Kämpfe Maximilians 1860/61 erlebt.

**) Pfersmann S. 293 ff.

reihe mit der Nase beinahe auf dem Tornister der vorderen. Die Kompagnien im strengen Schritt und gleichen Abständen.

Kommando: Singen! „Eins, zwei, drei, vier", zählt der Feldwebel. Dann: Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt ich auf ein Grab", eins, zwei, drei, vier, „da kam ein stolzer Reiter und brach sie ab." Eins, zwei, drei, vier.

Die hohen Stiefel rauschten im Takt einer Maschine durch den grundlosen Kot der Sertener Straße. In derselben Weise zog das Bataillon am Abend des nächsten Tages wieder heraus. Es hatte sich nur den Italienern gezeigt. „Ach, dieser Feldzug, der ist kein Schnellzug", sangen die Jäger diesmal. Daran mußten wir noch oft denken. Uns allen aber schien diese unentwegt durch Regen und Kot marschierende Truppe mit dem unwiderstehlichen Rhythmus ihres Marsches wie ein Symbol der deutschen Armee. Der größten und schönsten Armee, welche die Welt je gesehen."*)

Selten hat sich so schnell ein herzliches Verhältnis zwischen den deutschen und österreichischen Bundesgenossen entwickelt, wie hier im Grenzland Tirol, wo Nord und Süd vereint uralten deutschen Boden schützten. Mochten die an strengste Disziplin gewohnten reichsdeutschen Truppen zuerst auch über die bunt zusammengewürfelten Standschützen-Bataillone und ihre selbstgewählten Offiziere staunen, so nötigte ihnen die kämpferische Haltung dieser bewaffneten Tiroler Bauern doch bald höchste Achtung ab. Wie schnell sich Miliz und Aktive zusammenfanden zeigt dieses treffende Beispiel:

„Kommandant der Stellung, in der unsere 2. Kompagnie lag, war Leutnant Endel von einer preußischen Maschinengewehrkompagnie des deutschen Alpenkorps. Er schien Ungünstiges über „die Standschützenmiliz" ge-

*) Mörl, S. 42.

hört zu haben und wollte daher die Leute prüfen. Er schickte einen Mann mit einem geschlossenen Briefumschlag in den Graben, mit dem Befehl, den Briefumschlag zu einer bestimmten Zeit zu öffnen. Der Umschlag enthielt den Befehl, sofort zu alarmieren. Auf das Alarmzeichen besetzten die Preußen und unsere Leute die Stellung. Leutnant Endel hatte mit der Uhr in der Hand alles beobachtet. Der Alarm war zu seiner Befriedigung ausgefallen. Er sagte nachher zu unserem Leutnant Plaseller: „Ich wußte, daß ich mich auf meine Leute, mit denen ich seit Kriegsbeginn im Felde stehe, verlassen kann. Daß aber Ihre Leute alles nicht nur gleichschnell, sondern auch gleich geschickt gemacht haben, wie meine Mannschaft, darüber staune ich. Ich weiß, wir werden gut zusammenarbeiten." Wie wohl taten solche Worte unseren braven Schützen. — Besonders mit den biederen Leibern (Münchener Leibregiment) entwickelte sich ein direkt herzlich-kameradschaftliches Verhältnis. Die braven Leiber teilten ihre Liebesgaben mit den in dieser Hinsicht viel schlechter gestellten Leuten unseres Bataillons. — Spielend lernten unsere Leute den praktischen Felddienst von den kriegerfahrenen deutschen Kriegern."

Mochten die Standschützen zunächst in der Kriegserfahrung hinter den deutschen Truppen zurückstehen, so waren sie ihren bayrischen und noch mehr ihren aus der norddeutschen Tiefebene stammenden preußischen Kameraden als Bergsteiger natürlich weit überlegen. So ergänzten sich hier Nord und Süd in einer geradezu idealen Weise. Dies zeigte sich besonders deutlich bei den mehr und mehr an Heftigkeit zunehmenden Bergkämpfen im Juli. Es war am 18. Juli, als das 3. Alpiniregiment zum Sturm gegen die Filmoorhöhe (2573 m) vorbrach. Schon war die nur aus einigen Gruppen Standschützen und einer Abteilung Grenzgendarmerie bestehende Be-

satzung in höchster Not, schon schien dieser wichtige Gipfel, der Schlüsselpunkt des dortigen Kampfabschnitts, verloren, da brachte der Lienzer Bergführer Rudl Eller mit Seil und Mauerhaken eine Abteilung vom Münchener Leibregiment mit einem Maschinengewehr die steilen Wände der 2690 m hohen Königswand hinauf. Sie kamen im letzten Augenblick. Verheerend wirkte ihr Flankenfeuer gegen die in den Wänden hängenden und die steilen Hänge emporklimmenden italienischen Alpenjäger. Reihenweise stürzten die Alpini rücklings über die schroffen Wände ab, das „Avanti Savoia! Corragio!" erstarb ihnen auf den Lippen, und während die befreite Besatzung aus ihren selten fehlenden Stutzen Treffer auf Treffer in die weichenden Sturmhaufen sandte, rettete sich der Rest nur durch wilde Flucht hinter Felsvorsprünge und Steindeckungen.

Schwere Sorgen lasteten in diesen Wochen auf dem Hauptquartier Conrad von Hötzendorfs in Teschen. Jeden Tag mußte der österreichische Generalstabschef gewärtig sein, Alarmmeldungen über den Einbruch der italienischen Armeen in die Grenzprovinzen zu erhalten. Tirol von ungedienten Standschützen verteidigt, 100 Kilometer Kärntner Grenze von zwei Gebirgsbrigaden und einigen Jungschützen-Bataillonen beschirmt, an den wichtigsten Stellen der Isonzofront bei Tolmein und Görz alles in allem 21 Bataillone und demgegenüber das mobile Heer einer Großmacht im Anmarsch — fürwahr eine harte Nervenprobe, in solcher Situation an der so glücklich begonnenen Offensive gegen Rußland festzuhalten. Aber das Kriegsglück, das Österreichs Fahnen in Serbien und Galizien verlassen hatte, war mit den tapferen Verteidigern der Grenzlande. Während die Armee Brusati sich von der harten Abwehr der Tiroler Stand-

schützen täuschen ließ und an den Einsatz starker gegnerischer Kräfte in dem schwer zugänglichen Bergland glaubte, während der Kärtner Grenzschutz um den Plökkenpaß erbittert focht und in verzehrenden Nahkämpfen Zeitgewinn erstritt, ging der Vormarsch der für die Offensive gegen Triest ausersehenen 2. und 3. italienischen Armee so schleppend vor sich, daß die Armee Boroevic Zeit gewann, eine feste Abwehrfront zu bilden.

Der italienische Oberbefehlshaber, General Cadorna, war kein Feldherr im Sinne des Grafen Schlieffen, der „den göttlichen Funken und das himmlische Feuer" in sich fühlte; er war ein bedächtiger, in seinen Entschlüssen schwerfälliger Methodiker, der, stets in Sorge um seine Flanken, in jenen bewegten Wochen des Mai und Juni 1915 die größte Gelegenheit, die je einem Feldherrn geboten wurde, ungenutzt verstreichen ließ. Als am 23. Juni Cadorna den Befehl zum Beginn der Offensive über den Isonzo gab, da spannte sich bereits eine eiserne Kette von der blauen Adria bis zu den Eisriesen Tirols. Zwar war die Überlegenheit der Italiener mit 36 Divisionen immer noch derart, daß ein Erfolg ihnen sicher schien, denn dieser Stoßmasse konnte Boroevic am Isonzo nur sieben, die Kärtner Front vier Divisionen, und General von Dankl in Tirol außer den Standschützen nur das Alpenkorps entgegenstellen; aber eine Überrumpelung, ein überfallartiger Einbruch in die Grenzlande war jetzt nicht mehr möglich.

Was für den deutschen Soldaten im Jahre 1915 Loretto und die Champagne bedeutete und in den folgenden Jahren Verdun und Somme, Chemin des Dames und Flandern, das sollten für die vielgeprüfte österreichisch-ungarische Armee die Isonzoschlachten werden: die Hölle.

Während bei Görz selbst die Landschaft noch von südlicher Schönheit ist, das silberne Band des Isonzo sich durch Weinberge und schimmernde Olivenhaine zieht, goldene Weizenfelder sich mit grünen Maisplantagen ablösen und zwischen blühenden Gärten schneeweiße Häuser eingebettet liegen, zieht sich von Görz bis zum Adriatischen Meere eine der trübseligsten und ödesten Landschaften hin, die man sich denken kann: Der Karst. Ein totes Felsenplateau, ein mit Geröll und Felsbrocken besätes, pflanzenloses Gefilde. Dort wo der Karst sich zur Ebene senkt und die Hochfläche von Doberdo bildet, hat das Wasser in vieltausendjähriger Arbeit den Felsboden ausgehöhlt. Die Bora, der berüchtigste Karstwind, hat das letzte Restchen Erde von der Hochfläche weggefegt, die nur mehr den blanken Fels zeigt.

Auf diesem höllischen Kampfplatz, der außer einigen Felsvertiefungen und künstlich aufgeschichteten Steindeckungen nicht den geringsten Schutz gegen Artilleriefeuer bot, hier, wo die Wirkung jeder krepierenden Granate sich in einem Hagel von Steinsplittern und Felsbrocken vervielfältigte, wo die Gefallenen auf dem blanken Fels nicht ins Grab gesenkt werden konnten, und in der Glut der südlichen Sonne den Aufenthalt für die Lebenden zur Qual machten, erwartete die Armee Boroevic den ersten Angriff der Italiener. Vom 23. bis 29. Juni lag schweres Zerstörungsfeuer auf den österreichischen Linien, das furchtbare Verheerungen unter der Besatzung anrichtete. Dann schritten am 30. Juni 14 italienische Divisionen — 214 Bataillone gegen 76 österreichische — tief gegliedert zum Sturm. Am Monte S. Michele, auf der Hochfläche von Doberdo, wurde bis zum Weißbluten gekämpft. Das 1. Landesschützen-Regiment, das mit 2500 Mann in die Schlacht gerückt war, kehrte aus diesem Brennpunkt der ersten Isonzoschlacht mit 550

Mann zurück. Auf den Brückenkopf von Görz stürzten sich 48 italienische Bataillone im ersten Rausch der Feuertaufe auf acht österreichische, ohne daß ihre eng massierten Angriffe im Feuer der Verteidiger Raum gewinnen konnten. Aber erst am achten Tage ist die Angriffskraft der Italiener gebrochen.

Mitte Juli flammt die zweite Isonzo-Schlacht auf. Einen Monat wogt der Kampf auf der Felsenhochfläche hin und her, dann gibt der Italiener, der mehr als 40000 Mann verloren hat, die Schlacht auf. Aber auch der Verteidiger ist mit seinen Kräften am Ende. Besonders das Artilleriefeuer hat auf dem felsigen Boden seine Reihen dezimiert. Von dem 4. Kaiserjäger-Regiment, das der Not gehorchend nicht an der heimatlichen Front, sondern hier in der Materialschlacht eingesetzt werden muß, werden zwei Bataillone auf der Hochfläche von Doberdo fast vollständig v e r n i c h t e t*). Die 20. ungarische Honved-Division, verliert von ihren 6000 Mann an vier Tagen 4800 Mann ...**).

Noch gab Cadorna die Hoffnung nicht auf, nach einem neuen Gewaltstoß noch im Jahre 1915 als Sieger in Triest einzuziehen. In der dritten und vierten Isonzoschlacht gipfelte vom Oktober bis zum Dezember noch einmal das Ringen um den Besitz des Görzer Brückenkopfes und die mit Gefallenen besäte Hochfläche von Doberdo. Als heftige Schneestürme dem Kampf ein Ende setzten, stand der Italiener da, wo er im Juni mit seinen Angriffen begonnen hatte. Vergeblich hatte Cadorna 246000 Mann geopfert***). Alpenländische Regimenter, ungarische Honveds, Egerländer und die im Nahkampf

*) Jakoncig, S. XVIII.

**) Oesterreich-Ungarns letzter Krieg, Bd. II. S. 752.

***) Die Verluste der Italiener betrugen vom Juni bis Dezember 1915 66000 Tote und 180000 Verwundete. (Reichsarchiv, Bd. IX. S. 334.)

besonders gefürchteten Dalmatiner hatten sich trotz allem, was bereits hinter ihnen lag, den Italienern weit überlegen gezeigt. Die österreichische Front stand zur Jahreswende fester denn je. Die furchtbare Gefahr, die in den Pfingsttagen 1915 an Österreichs Grenzen aufgetaucht war, konnte als gebannt angesehen werden.

Während am Isonzo, bei Tolmein und Karfreit alle Völker der Doppelmonarchie ihr Bestes hergaben, um dem Italiener den Weg nach Triest zu sperren, setzten die Tiroler Standschützen, nur durch das deutsche Alpenkorps gestützt, ihren entsagungsvollen Kampf zwiden Felszacken der Dolomiten, auf dem Col di Lana und im Eis und Schnee des Ortlermassivs fort. Diese Söhne uralter Bauerngeschlechter, die Enkel und Urenkel der Kampfgefährten von Andreas Hofer, zeigten in dem Kriege der Millionenheere und der Materialschlachten, was „das letzte Aufgebot" eines Volkes zu leisten vermochte, wenn die Wehrkraft des Landes an anderen Fronten gebunden war.

Erbarmungslos, wie die im ewigen Schnee liegenden Berge, war dieser Kampf im Hochgebirge. Wenn der Stutzen nicht mehr ausreichte, wenn die letzte Patrone aus dem Lauf war, dann griffen diese Bergbauern zu den primitiven Kampfmitteln ihrer Vorväter zurück. Und wie 1809 die Soldaten des Mordbrenners Lefevre in den Engpässen Tirols unter herabpolternden Gesteinsmassen begraben wurden, so bekam auch in dem Kriege der Erngranaten und des Giftgases der Italiener diese ursprüngliche Kampfesweise der Gebirgsvölker empfindlich zu spüren. Mehr als einmal sahen sich vorrückende Abteilungen auf schmalen Paßstraßen von losgelösten Steinlawinen und einem Hagel von Felsstücken zugedeckt, die Tod und Verderben in ihre Reihen trugen. So hielten die Standschützen mit dem Stutzen und den Waffen,

die ihnen die Natur in die Hand gab, eiserne Wacht an den Grenzen Tirols und trugen schweigend die Hauptlast des Kampfes, bis von der Isonzofront und aus Rußland aktive Regimenter zur Stützung der Tiroler Front nahten. —

Der älteste Standschütze, der im Ortlergebiet den Stutzen führte, zählte 82 Jahre, der jüngste gefallene Standschütz hatte gerade erst 15 Sommer gesehen. Der 15jährige Karl Achammer aus Lienz — ein Urenkel des 1809 gefallenen Josef Achammer — hatte sechs Brüder im Felde, und zwei waren bereits gefallen, als er zur Fahne eilte. Der Junge wurde wegen Tapferkeit zum Korporal befördert. Es gab Fälle, daß drei, sogar vier Mitglieder einer Familie in Reih und Glied nebeneinander ins Feld zogen, ja nicht einmal Frauen ließen sich zurückhalten*), der fechtenden Truppe ins Feld zu folgen.

„Unvergeßlich wird jedem der Eindruck sein", so schreibt ein Mitkämpfer**), „den in den folgenden Wochen die verödeten Tiroler Dörfer machten. Generalleutnant Krafft von Delmensingen (der Kommandeur des Alpenkorps) äußerte damals gelegentlich einer Frontfahrt zu dem ihn begleitenden Generalstabshauptmann Pfersmann: „Ich sehe in dem ganzen Dorf keinen einzigen Mann. Nur Weiber, Greise und kleine Kinder. Wo sind denn eigentlich alle Tiroler?"

„Ihre Blüte liegt in Ostgalizien begraben. Was davon noch lebt, ist eben hinter den Russen her. Und die ganz Jungen und die ganz Alten stehen dort, wo wir eben hinfahren, den Welschen gegenüber."

General Krafft schwieg, und wir fuhren weiter, zwei

*) Bei dem Standschützenbataillon Dornbirn stand die Kunstmalerin Stephanie Hollenstein aus Lustenau im Felde.

**) Pfersmann, S. 301.

Stunden lang, durch viele Tiroler Orte. Plötzlich sagte er, der sonst so herrische deutsche General, mit weicher Stimme, indem er an den Helm griff: „Ich neige mich vor dem Opfermut des Tiroler Volkes. Etwas Größeres gibt es nicht auf Erden."

Brennende Champagne

Die erste Doppeloffensive an der Westfront

Alarmstimmung herrschte im Sommer 1915 im britisch-französischen Lager. Seit Monaten wurden das Hauptquartier Joffres und Frenchs, die Kriegs- und Außenministerien in London und Paris von den einer Katastrophe zueilenden Ereignissen in Rußland in Atem gehalten. Seit dem historischen Tage der Durchbruchsschlacht von Gorlice-Tarnow, dem 2. Mai 1915, war Schlag auf Schlag auf den russischen Koloß herniedergesaust. Von Anfang Mai bis Ende August hatte die Armee des Zaren nahezu 1 500 000 Mann eingebüßt, davon über eine Million Gefangener. Rückwärts rollte die russische Dampfwalze. Galizien war bis auf einen schmalen Grenzstreifen geräumt, Polen war verloren, deutsche Reitergeschwader streiften durch Kurland bis vor die Tore der alten Hansestadt Riga und fegten in stürmischem Vormarsch durch die litauische Ebene. Zwölf Festungen waren von den verbündeten Truppen erobert worden, in deren technisch hervorragend ausgebauten Forts Hunderte von Millionen französischer Goldanleihen steckten. Aus zahllosen Wunden blutend schleppte sich der russische Riese in das unwegsame Innere seiner Wälder und Steppen zurück, einen feurigen Kranz brennender Dörfer und eine Wüste ausgesogenen und zerstampften Landes zwischen sich und dem Feinde lassend.

Lord Kitchener, Englands großer Kriegsminister, der stärkste Pfeiler des britischen Weltreiches, schrieb damals

in einer Denkschrift an die französische Regierung: „Rußlands Zustand ist in höchstem Maße alarmierend, von welcher Seite man ihn auch betrachten mag: sozial, politisch, wirtschaftlich und militärisch. Die anarchistischen und revolutionären Parteien sind nicht ausgeschaltet. Verrat herrscht überall. Der deutsche Einfluß gewinnt trotz des Zaren und des Großfürsten in dem sozialen Gefüge des Landes, von oben bis unten, fortgesetzt an Boden. Die Beherrschung der skandinavischen und türkischen Meerengen durch den Feind sperrt Rußland von der Außenwelt ab und verhindert die für seine Verteidigung lebensnotwendigen Einfuhren. Rußlands Bewaffnung ist völlig unzureichend, seine Munitionsversorgung einfach erschütternd und infolge der geringen industriellen Hilfsquellen nahezu hoffnungslos ..."

Lord Kitchener war ein Mann der Tat. Hatte die britische Regierung — durch die Ereignisse an den Dardanellen und auf dem vorderasiatischen Kriegsschauplatz stark in Anspruch genommen — bisher gezögert, die Masse ihrer noch im Inland befindlichen Reserven von 26 Kitchener-Divisionen (diese Kitchener-Formationen bestanden nur aus Freiwilligen, da England die allgemeine Wehrpflicht erst 1916 einführte) an der Westfront festzulegen, so riß Lord Kitchener unter dem Eindruck des russischen Zusammenbruches jetzt das Steuer herum. In einem Anfang Juli in Calais abgehaltenen Kriegsrat sagte der britische Kriegsminister der französischen Regierung die sofortige Überführung starker englischer Kräfte auf den französischen Kriegsschauplatz zu. Der Oberbefehlshaber des britischen Expeditionsheeres, Marschall French, erhielt zugleich die Anweisung, die in Aussicht genommene französische Offensive nicht wie bisher nur durch Ablenkungsstöße, sondern unter Einsatz aller Kräfte zu unterstützen.

Währenddessen füllten sich die Hafenstädte an der britischen Kanalküste mit Truppen. In den heißen Tagen und Nächten des Juli 1915 glich Southamton einem einzigen Heerlager. Aus Liverpool und Birmingham, aus schottischen Garnisonstädten und den in Nordengland gelegenen Waffenschmieden der britischen Nation rollte in dichter Folge Transport auf Transport heran. Die alten Tore aus der Tudor-Zeit erzitterten in allen Fugen unter dem Rattern und Rollen der Geschütze, und dem dumpfen Marschtritt der Bataillone, die in endlosen, khakibraunen Kolonnen Southampton-Docks zustrebten. Tag um Tag, Woche um Woche ergoß sich dieser Strom britischer Jugend über die Laufstege in das Innere der Schiffe. Tag um Tag keuchten und schnoben Verladekräne und Dampfwinden, faßten Riesengeschütze, Feldkanonen, Fuhrwerke und Pferde, Massen von Stacheldraht und Granaten aller Kaliber und verstauten sie in den unergründlichen Schiffsleibern.

Wenn dann die Dunkelheit über dem vom Kriegsfieber gepackten Hafen hereingebrochen war, wenn hinter abgedichteten Lichtern Stadt, Kais und Docks nur noch als stumpfe schwarze Linie zu erkennen waren, dann begannen die Schiffsschrauben das Wasser zu mahlen, dann setzte sich Dampfer hinter Dampfer in Bewegung, vorbei an den Eisengerüsten der Schiffswerften, an den riesigen Öltanks der Anglo-Persian Oil Company, hinein ins freie Wasser, vorbei an Cowes, wo vor genau einem Jahr noch deutsche und britische Segelyollen in friedlichem Wettkampf lagen: diese dunkle Kuppe da im Westen muß Ventnor sein, kein Leuchtturm sendet mehr seine Strahlenbündel von der lieblichen Isle of Wight und grüßt zum letztenmal Alt-Englands Söhne, die jetzt hinter einem Schutzkranz von Kreuzern und Zerstörern von der Finsternis aufgesogen werden.

Dreizehn frische Divisionen, mehr als 200 000 Mann wurden in der Zeit vom Juli bis September 1915 in britischen Häfen verladen und nach Frankreich überführt. Das britische Weltreich begann unter dem Druck des russischen Niederbruches sein volles Gewicht in die Wagschale des Krieges zu werfen.

Aufatmend sah der französische Oberbefehlshaber die unverbrauchte Jugendkraft britischer Reserven in die Front einrücken. Dieser starke Einsatz der Bundesgenossen enthob ihn für die geplante Herbstoffensive, die nach den schweren Niederlagen in der Champagne und bei Loretto*) noch im Jahre 1915 die Entscheidung im Westen bringen sollte, aller Sorgen. War es im Februar und im Mai nicht gelungen, auf eng begrenztem Angriffsraum an einer Frontstelle die deutschen Linien zu durchbrechen, so sollte die Herbstoffensive in einem gewaltigen Zangenangriff in der Champagne und im Artois die gesamte deutsche Wehrstellung zwischen Arras und Reims zum Einsturz bringen. Damals also schoß bereits der Plan in Gestalt, den die französische Heeresleitung von Joffre über Nivelle bis zu Foch — vom Herbst 1915 bis zum Herbst 1918 — mit ebensoviel Zähigkeit, wie Erfolglosigkeit vergeblich in die Tat umzusetzen versuchte.

Infolge des Eintreffens dieser beträchtlichen englischen Verstärkungen hatte sich das Kräfteverhältnis an der Westfront noch mehr zu Ungunsten der Deutschen verschoben, als vor der Lorettoschlacht. Bei einer Gesamtzahl von 1,88 Millionen deutscher und 2,83 Millionen englisch-französischer Streitkräfte betrug die Überlegen-

*) „Winterschlacht in der Champagne" (Februar 1915) und „Schlacht zwischen La Bassée und Arras" (Mai/Juni 1915)

heit auf feindlicher Seite eine runde Million Mann.

Im Lager der Alliierten herrschte Anfang September 1915 ein derartiger Kräfteüberschuß, daß von 110 französischen Divisionen sich 37 in Ruhequartieren erholen und von 30 britischen Divisionen sogar 16 aus der Front herausgezogen werden konnten. Stellt man dieser gewaltigen Manövriermasse die deutsche Heeresreserve an der Westfront gegenüber, die Anfang September alles in allem sieben Divisionen umfaßte, so erhält man ein eindrucksvolles Bild von der unvergleichlich schärferen Belastung, der das deutsche Feldheer schon im Kriegsjahr 1915 ausgesetzt war.

Wenn französische Historiker das Eintreffen des Gardekorps und des X. hannoverschen Armeekorps im Westen, deren Spitzentransporte Mitte September im belgischen Etappengebiet mit der Ausladung begannen, als Kräftezuwachs für die deutsche Heeresreserve besonders hervorheben, so ändert dies an unserer Feststellung nichts, ist im Gegenteil nur geeignet, die These von der unvergleichlich stärkeren Beanspruchung des deutschen Soldaten noch zu unterstreichen. Beide Armeekorps kamen nach viermonatlichem ununterbrochenen Vormarsch, nach schweren Durchbruchsschlachten, zahllosen Gefechten und härtesten Strapazen in völlig erschöpftem Zustande aus Rußland zurück und hatten zur Auffüllung und Neuformierung — das Gardekorps hatte in dem russischen Sommerfeldzug 16 000 Mann verloren, die Hannoveraner nicht viel weniger — eine längere Ruhezeit dringend notwendig. Wenn diese abgekämpften Truppen im Drange der Not sofort von den Verladerampen in die Abwehrschlacht geworfen werden mußten, so ist dies nur ein Beweis mehr, daß unter der verzehrenden Wirkung des Zwei-Fronten-Krieges die

deutsche Heeresleitung es sich schon 1915 versagen mußte, völlig abgekämpften Truppenteilen auch nur die notwendigste Erholungs- und Ausbildungszeit zuzugestehen.

General Joffre hatte für die Doppelschlacht Kräfte bereitgestellt, die ein Höchstmaß an Truppenmassierung darstellten. Unter dem Oberbefehl von Castelnau wurden in der Champagne gegen die 25 Kilometer breite Angriffsfront zwei Armeen, die 2. unter Pétain und die 4. unter de Langle de Cary, angesetzt. Sie verfügten über eine Stoßmasse von 35 Divisionen. Die Gefechtsstreifen der in erster Linie angreifenden 19 Divisionen betrugen 1500 Meter, also pro Regiment 350 bis 500 Meter. Jedes Regiment hatte in drei Wellen mit nur 50 Meter Abstand anzugreifen. Diese fast unglaubliche Zusammenballung der Angriffstruppen deutet darauf hin, daß die französische Heeresleitung aus den blutigen Erfahrungen der Lorettoschlacht nichts gelernt hatte und mit dem Einsatz tiefgegliederter napoleonischer Stoßkolonnen hartnäckig an einer Angriffstaktik festhielt, die Hekatomben von Opfern fordern mußte, sofern es nur kargen Resten der Verteidiger gelungen war, das Trommelfeuer zu überstehen.

Das Truppenaufgebot hinter der allerdings erheblich breiteren Front im Artois war nicht geringer. Zwischen La Bassé und Loos traten 13 britische Divisionen an, während Foch nördlich und südlich der Lorettohöhe, auf der Schädelstätte der Frühjahrsschlacht, 18 Divisionen in die Schlacht warf. 35 ausgeruhte, großkampffähige Divisionen in der Champagne, 31 Divisionen im Artois, insgesamt 800 000 Bajonette, dazu hinter beiden Fronten 15 Kavallerie-Divisionen, die darauf brannten, den Durchbruch zu einer allgemeinen Verfolgung des ge-

schlagenen Gegners zu gestalten: das war die Stoßmasse, die Joffre und French gegen fünf deutsche Stellungsdivisionen in der Champagne und 10 Divisionen im Artois zum Durchbruch antreten ließen.

Niemals wieder sah die Westfront bis zum Eintreffen der amerikanischen Millionenarmee im Hochsommer 1918 ein so ungleiches Kräfteverhältnis an lebendiger Kampfkraft. Kein Wunder, daß General Joffre, seines Sieges gewiß, die kühnsten Erwartungen an den Verlauf der Doppeloffensive knüpfte. Der Regierung versprach der französische Generalissimus den Übergang über den Rhein für den Oktober 1915. Einem Minister, der ihn wegen der Möglichkeit eines zweiten Winterfeldzuges ansprach, versicherte Joffre, daß dies nicht mehr in Frage käme. Die deutsche Infanterie sei .... vollständig ausgepumpt. In kürzester Frist würde sie sich auf dem Rückzug zum Rhein befinden*).

Noch eine andere, für die Siegesgewißheit Joffres sehr bezeichnende Episode, hat uns die französische Kriegsgeschichte überliefert. Während einer Besichtigungsfahrt an die elsässische Front erklärte Joffre im Kreise mehrerer Generale: „So ist die Situation! Die Deutschen sind dort gewesen (er hält die linke Hand auf, den Daumen senkrecht in die Höhe gestreckt); dann sind sie hier gewesen (er zeigt auf den liegenden Zeigefinger); jetzt sind sie dort (er zeigt auf den Mittelfinger) und morgen, pfitt!“ ... er macht mit der Rechten die Geste des endgültigen Herunterpurzelns**) ....

Schon Ende August hatte die 3. deutsche Armee in der Champagne (Generaloberst von Einem) und etwas später

*) Unveröffentlichter Brief des General X.... zitiert von Palat S. 377.

**) Unveröffentlichter Brief eines Ohrenzeugen, zitiert von Palat S. 377

die 6. Armee im Artois (Kronprinz Rupprecht von Bayern) das sich vor ihren Fronten zusammenballende Unwetter erkannt. Am 5. September lief bei der Obersten Heeresleitung in Pleß die folgende Meldung von der Armee v. Einem ein, die an Klarheit nichts zu wünschen übrig ließ: „Die ausgezeichneten, jede Mißdeutung ausschließenden Fliegermeldungen beweisen, daß der Feind vor ganzem linken Flügel der Armee seine Stellung als Angriffsfeld fast schematisch genau nach Verfügung von Joffre vom 16. 4. 15 ausbaut. Die Ausführung der Arbeiten ist auffallend gut, wird ohne Rücksicht auf Verluste betrieben und durch starke Artillerie und Minenfeuer gedeckt ..."

Unter Hinweis auf die Aussagen von Gefangenen und Überläufern, auf den Befund von Toten und Feststellungen von Truppenteilen fährt laut „Reichsarchiv" diese instruktive Meldung fort: „... So muß man zu dem Schluß kommen, daß es sich nicht mehr um die Möglichkeit, sondern um die Wahrscheinlichkeit eines Angriffs handelt, der von langer Hand überaus sorgfältig vorbereitet ist, daher sehr heftig und nachhaltig durchgeführt werden wird."

Am 21. September hatte General von Falkenhayn mit dem Kaiser das Große Hauptquartier in Pleß verlassen, um sich an die Westfront zu begeben. Die während der Reise einlaufenden Meldungen vom A.O.K. 3 und 6 klangen bedrohlich. Am 22. September meldet v. Einem: „Seit heute morgen Trommelfeuer auf größtem Teil des XII. und VIII. Reservekorps. Verstärkung an schwerer Artillerie nunmehr unerläßlich ..."

Noch glaubte der Chef des Generalstabes, daß es sich bei den Angriffsvorbereitungen der Westgegner nur um eine Drohung handele, noch konnte er sich, nachdem erst kürzlich eine Anzahl deutscher West-Divisionen für den

Feldzug in Serbien freigemacht worden waren, nicht zu dem Entschluß durchringen, die karge Heeresreserve im Westen aus der Hand zu geben, als der 25. September schlagartig Klarheit in die Absichten des Gegners brachte.

Als an diesem Tage der Kaiser und General von Falkenhayn in Stenay, dem Hauptquartier des Kronprinzen (5. Armee), eingetroffen waren, lief ein Funkspruch der Nachbararmee von Einem ein: „Gegner in Gegend Souain—Somme Py durchgebrochen. Näheres noch nicht bekannt. Ersuchen Armee-Oberkommando 5 mit Truppen auszuhelfen."

Da der rechte Flügel der 5. Armee selbst angegriffen war — die Grenze zwischen der 3. und 5. Armee lag an der „Wetterecke" Massiges-Kanonenberg —, und die Armee des Deutschen Kronprinzen sich außer Stande sah, zu helfen, legte sie den Funkspruch dem gerade eingetroffenen Chef des Generalstabes vor. Gleichzeitig lief von der Armee Rupprecht von Bayern aus dem Artois eine ernste Meldung ein: „Gegner ist durch Gasangriff in die Stellungen des IV. Armeekorps, westlich Aubers in die Stellung des VII. Armeekorps eingebrochen. Weitere Verstärkungen der Armee sind unbedingt notwendig."

Über Nacht war also durch den doppelseitigen Einbruch in die deutsche Wehrstellung im Norden bei La Bassée und in der Mitte auf den Champagnehöhen eine völlig neue Lage entstanden. *Eine schwere Krise schüttelte die Westfront.* Noch war es völlig ungeklärt, ob die jetzt beschleunigt in Marsch gesetzten Verstärkungen zur Zeit eintreffen würden, um die Einbruchslücken stopfen zu können, noch war es überhaupt sicher, ob die im Westen vorhandenen Heeresreserven ausreichen würden, um den zur Entscheidung angetretenen Gegner zum Stehen zu bringen. Alles hing jetzt davon ab, ob die *innere Kraft* des deutschen

Soldaten stark genug war, nach der harten Nervenprobe des in seiner zermalmenden Wucht bisher für unmöglich gehaltenen Trommelfeuers den feindlichen Massen Halt gebieten zu können.

Seit dem 22. September tobt das Trommelfeuer an der Front. Auf der 50 Kilometer breiten Angriffsfront zwischen La Bassée und Arras haben Foch und French 1900 Geschütze aufgefahren, gegen die Rupprecht von Bayern zunächst nur 475 Rohre einsetzen kann. Noch dichter ist der Artillerie-Aufmarsch in der Champagne. An dieser für die Entscheidung wichtigsten Angriffsfront hatte Castelnau 1600 Feldgeschütze und nahezu 700 schwere und schwerste Rohre auffahren lassen, um die deutschen Stellungen in einer Breite von 25 Kilometern in Trümmer zu legen. Alle 10 Meter ein Geschütz, alle 60 Meter eine Batterie, hinter jeder Batterie Berge von Spreng- und Brandgranaten und hinter jedem Divisionsabschnitt unerschöpfliche Munitionslager: so beginnt der Franzose die Herbstschlacht in der Champagne 1915.

Fünf Divisionen halten in der Champagne die deutschen Kampfstellungen besetzt. Der Munitionseinsatz der französischen Artillerie für das Sturmreifschießen beträgt 1,25 Millionen Schuß, das sind auf eine Divisionsbreite von 5000 Metern 200—250 000 Schuß. — Drei Tage und drei Nächte — 72 Stunden — wütet das Feuer. Einschlag neben Einschlag liegt auf den deutschen Stellungen, deren dichtes Verteidigungssystem mit seinen Kampf- und Laufgräben, seinen Schulterwehren, Schützenauftritten und Maschinengewehr-Bastionen sich bis zur Unkenntlichkeit verwandelt. Zerfetzte Drahthindernisse, zu Splittern und Stümpfen geschlagene Kiefernwälder, zertrümmertes Gebälk und geborstenes Eisen

bilden inmitten der traurig-trostlosen Kreidelandschaft gespenstisch anzuschauende Reste der ehemaligen deutschen Befestigungsanlagen. Mit zusammengebissenen Zähnen hockt die Besatzung der Stellungsregimenter in ihren Unterständen. Dem Tod geweihte Posten liegen zwischen Schutt und Gesteinstrümmern und suchen die Qualm- und Staubwand vor den eigenen Linien zu durchdringen. Die bergmännisch in den Kreideboden getriebenen Stollen bieten wenigstens einen teilweisen Schutz, aber dem schweren und schwersten Steilfeuer des Gegners sind auch sie nicht gewachsen. Ein Unterstand nach dem anderen fällt den 28- und 30-cm-Granaten zum Opfer, die mit wahrhaft satanischem Heulen herangegurgelt kommen. Selbst Unterstände mit einer Kreidedecke von vier Metern brechen unter Volltreffern dieser mannshohen Preßstahlgranaten zusammen. In den deutschen Batteriestellungen wird das Unterste zu oberst gestülpt. Zertrümmerte Geschütze, in Brand geschossene Munitionswagen und reihenweis hingestreckte Kolonnenpferde bieten ein Bild der Vernichtung.

Von den pausenlosen Detonationen halbtaub geschlagen, durch den in Hals und Lunge dringenden Kreidestaub von verzehrendem Durst gepeinigt, seit Tagen ohne warme Verpflegung, die Masse der übel zugerichteten Verwundeten in Unterständen und Grabenresten zusammengepfercht, aus ihren zusammenstürzenden Deckungen herausgeschossen und in schwelenden Granattrichtern hockend, erwarten die Sachsen, Rheinländer, Westfalen und Hessen — vom XII., VIII. und XVIII. Reservekorps — sehnsüchtig die erlösende Stunde des feindlichen Infanterieangriffs.

Fliegergeschwader von bisher unbekannter Stärke kreuzen über den deutschen Linien und können bei einem

Kräfteverhältnis von 464 zu 130*) ungeniert jeden einzelnen deutschen Stützpunkt, jeden Laufgraben und größeren Unterschlupf auf die lichtempfindliche Platte bannen. Bombenflugzeuge stoßen tief ins Hinterland als Vorboten der Schlacht, weithin erschüttern die grellen Detonationen ihrer Wurf- und Kettenbomben die Stille der in tiefes Dunkel gehüllten Etappenstädte. Schweres Flachfeuer liegt auf Ausladebahnhöfen und Schienensträngen und zwingt zur überstürzten Räumung heranrollender Transportzüge.

Von La Bassée bis Arras, wo „eine stehende Wand emporgeschleuderter Lehmmassen" den höheren Stäben jeden Einblick in die deutschen Linien vom Hinterland aus verwehrte, und von dem Champagnedorf Auberive bis an den Rand des im Herbstschmuck braungold-schimmernden Argonnerwaldes wölbte sich der Feuerbogen der britisch-französischen Artilleriemassen. Westfront in Flammen ...

Um 9.15 Uhr vormittags gab am 25. September der Eiffelturm für die Champagne-Front das Signal zum Generalangriff. In einem feurigen Aufruf hatte Joffre seine Sturmtruppen zur äußersten Kraftanstrengung angefeuert. „Die Stunde des Angriffs und des Sieges", so rief der französische Generalissimus seinen Divisionen zu, „ist nach den Monaten des Abwartens gekommen! Hinter einem Vorhang von Eisen und Feuer werdet ihr ... auf der ganzen Front in engster Gemeinschaft mit den Armeen unserer Verbündeten zum Sturme schreiten.

*) Es standen im Artois 264 und in der Champagne 200 feindliche Flugzeuge gegen 70 bezw. 60 deutsche Apparate. Das Verhältnis der bewaffneten Flugzeuge war erheblich ungünstiger für die Verteidiger, da die Deutschen nur über 24 bewaffnete C-Maschinen verfügten, die Gegner über 180 bewaffnete Flugzeuge.

Euer Elan wird unwiderstehlich sein! Er wird Euch ... bis zu den Batterien des Feindes und über seine befestigten Linien hinaus tragen! Ihr werdet ihm nicht Ruhe und Rast gönnen bis zur Vollendung des Sieges."

Von dem Eindruck des dreitägigen Massenfeuers überwältigt, stürzen sich die französischen Sturmwellen in einem Rausch der Begeisterung auf die in Qualm und Kreidestaub verschwimmenden deutschen Linien. 19 Divisionen in erster Linie, dahinter 8 Divisionen in Marschkolonne dicht aufgeschlossen, 8 weitere Divisionen als Durchbruchsreserve, und eine Kavalleriemasse von 20 Reiterregimentern, zum Einhauen bereit, treten zum Durchbruch gegen fünf vom Trommelfeuer dezimierte und zermürbte deutsche Divisionen an, hinter denen schwer mitgenommene Batterien Sperrfeuerräume von je 600—800 Meter zu decken hatten. Hier mußte vom französischen Standpunkt aus jeder Zweifel an einem Siege ausgeschlossen sein. —

Als der Feuervorhang des Feindes sich ruckartig über den vordersten deutschen Linien hebt und sich auf die Anmarschwege und die Reservestellung legt, als die französischen Stürmer sich über die Brüstung schwingen und die dichten Wellen der Angreifer sich über das Zwischenfeld ergießen, reißen schrille Alarmrufe der Posten die Verteidiger aus der Apathie der letzten Tage heraus. Die Stunde der Abrechnung ist gekommen. Wer noch eine Waffe führen kann, bricht sich in verzweifelter Kraftanstrengung mit Hacke und Schaufel durch die verschütteten Ausgänge Bahn und stürzt, das Gewehr in der Faust, aus den Deckungen hervor. Hinter Brustwehren und Gesteintrümmern knieend, aus Granattrichtern und stehend freihändig feuernd, empfangen

die Verteidiger die Sturmregimenter Castelnaus mit einem rasenden Feuer.

Bei der 24. (Sächsischen) Reservedivision, die am westlichen Flügel der Angriffsfront der Stoß von drei französischen Divisionen mit voller Wucht trifft, beißen de Langle de Cary's Sturmtruppen auf Granit. Vor dem zielsicheren Feuer der Res.-Jäger 13, die um die Dorftrümmer von Auberive nicht minder erbittert kämpfen, als die badischen Leibgrenadiere in der Lorettoschlacht um Carency, sowie vor dem Abschnitt des den Gegner kaltblütig erwartenden Res.-Reg. 104 brechen die Massen der 42. französischen Division, wie gemäht, zusammen. Ohne Rücksicht auf Verluste prallen wiederholte Angriffe über die vordersten Trichterlinien hinweg; in wütenden Gegenstößen werden die Eindringlinge wieder zurückgeworfen, wobei mehr als 1000 Gefangene von acht verschiedenen Regimentern (!) in den Händen der Verteidiger bleiben. Wie diese Reservisten und Landwehrleute vom XII. Reservekorps zu kämpfen verstehen, dafür nur ein Beispiel:

„In den Gräben der 10. und 11./Res.Gren.-Reg. 100 war ein Zug schwerer Maschinengewehre eingesetzt, die trotz mehrmaliger Verschüttungen das Rückgrat der Verteidigung bildeten. Als der Grenadier Möbius, der zuerst die Waffe bedient, verwundet zurückfiel, sprang sofort Waffenmeister Kosel an seine Stelle. Tot brach er unmittelbar danach zusammen. Nun brachte der Unteroffizier Becker die Waffe hastig wieder zum Schuß. Da ging ihm ein Schuß durch den linken Ellenbogen. Grenadier Köppen sprang ein. Mit Halsschuß sank er tot um. Im Strichfeuer eines feindlichen M.G. liegt dann Grenadier Perl an der Waffe, bis drei Schüsse auch ihn außer Gefecht setzen. Der Letzte reißt das Gewehr in

den zerschossenen Graben zurück." (Feldzugsgeschichte des Res.-Gren.-Reg. 100.)

Welchen Hoffnungen sich der Franzose schon in der ersten Phase des Angriffs hingab, zeigt ein bezeichnender Zwischenfall, den die Geschichte des Sächsischen Res.-Feld-Art.-Reg. 24 eindrucksvoll schildert:

„Die Artilleriebeobachter saßen ungeachtet des feindlichen Feuers auf ihren Beobachtungs-Hochständen und verfolgten, durch Rauch und Staub spähend, den Verlauf der Schlacht. Da! 12 Uhr mittags ertönt vom Hochstand der Ruf: Reitermassen in Gegend St. Hilaire in nördlicher Richtung vorgehend. Was? — Reitermassen? Unmöglich! Und doch, man traute seinen Augen nicht, dahinten kamen sie heran, verschwanden in einer Bodensenke, um auf dem nächsten Höhenrücken wieder zu erscheinen. Eine fieberhafte Tätigkeit herrschte auf dem Hochstand und Befehle jagten zu den Langrohrgeschützen, den Feldbatterien und einigen Haubitzen. Schon nach wenigen Sekunden gurgelten die ersten Granaten den feindlichen Schwadronen entgegen ..." Dieses tollkühne Unternehmen sollte im konzentrisch zusammengefaßten Infanterie- und Artilleriefeuer sehr schnell ein klägliches Ende nehmen. In wenigen Augenblicken waren die Schwadronen zersprengt, in wilder Karriere jagten die Reiter nach allen Richtungen auseinander. Weithin bedeckten gefallene Pferde und tote Reiter das Feld oder hingen verendet in den tollsten Stellungen zwischen den Drahthindernissen.

Auch am östlichen Flügel, vor der Front des XVIII. A.K. (5. Armee), gewinnt der Angriff keinen Raum. Obwohl bei Massiges das Trommelfeuer fürchterlich gewirkt hat und die Sturmtruppen nach Gefechtsberichten des I. Kolonialkorps „über Leichenhaufen kletternd" stellenweise in völlig vereinsamte Grabenreste eindringen,

bleibt nach erbitterten Nahkämpfen die erste Stellung fest in der Hand der hessischen Regimenter.

Über die Abwehr des Sturmes bei Massiges, der Nahtstelle der Armee von Einem und der Kronprinzenarmee, gibt der folgende Bericht eines Mitkämpfers ein treffendes Bild:

„... Einige Posten stehen bereits auf den Feuerbänken (Schützenauftritten) und schießen freihändig über den Graben hinweg. Ich springe unter sie. Ein unvergeßlicher Anblick. Auf dem ganzen Bogen zwischen Ville sur Tourbe und Massiges wälzen sich durch das hohe Gras blaue Fluten heran, unabsehbar, Mann an Mann. Als gälte es einen Spaziergang, so kommen sie in ruhigem Schritt heran, den neuen Stahlhelm auf dem Kopf, das Gewehr mit dem aufgepflanzten blanken Stahl in der Faust. Die Vordersten sind schon fast am Drahtverhau und unsere Linien so dünn! — Eine ungeheure Erregung hat uns alle erfaßt ... nach all der Nervenqual der letzten Tage. Man denkt nicht daran, daß man auf Menschen schießt ... Die Wut! Die grenzenlose Wut! Es gilt heimzuzahlen für die tückische Beschießung, Rache zu nehmen für die Verschütteten, die Toten. Man achtet nicht der immer noch einschlagenden Granaten. Eine von ihnen reißt Kamerad Morgenstern, den dritten Mann rechts von mir, hinweg. Beinahe Volltreffer. Man sieht kaum hin. Man muß schießen! Immer auf die vordersten! Sie fallen und sperren den Nachfolgenden den Weg. Das gibt Aufenthalt.

Wir feuern uns an durch Zurufe. Da, eine Ladehemmung! Herrgott, das Schloß klemmt, und da laufen sie an. In demselben Augenblick erhält mein Nebenmann Koch einen Schulterschuß. Ich nehme sein Gewehr auf, aber der Wackere will nicht weichen ... Da findet auch

unsere Artillerie ihre Sprache wieder, zwar belfern nur einige Feldgeschütze, aber ... ihre gut liegenden Schrapnells und Granaten reißen Lücken unter den Anstürmenden. — Vor meiner Gruppe häufen sich die Gefallenen. Alles schiebt sich nach der Lücke im Drahtverhau. So viele auch fallen, immer neue kommen heran, mit einer befremdlichen, unheimlichen Ruhe. Viele von ihnen sind schwer beladen (Pioniere, Trägertrupps) mit Säcken, Schanzzeug und anderem Gerät. — Auch unsere Linien verstärken sich. Von allen Ecken und Enden eilen Reserven herbei und bald steht Mann an Mann. Auch dem Kompagnieführer ist es gelungen, sich mit seinen beiden Ordonnanzen aus dem verschütteten Unterstand herauszuarbeiten. — Die vordersten Wellen des Gegners sind hinweggemäht. Aber schon kommen neue Massen heran. Ein französischer Offizier erregt meine Bewunderung. Auf 30 Schritt läuft er seinen Leuten voraus mit hochgeschwungenem Degen. Am Drahtverhau wirft er sich nieder und winkt von hier aus unablässig seinen Leuten, bis er mit einemmal zusammenzuckt und reglos liegen bleibt. Seine Leute folgen ihm. Ein mörderisches Feuer prasselt ihnen entgegen. In Reihen sinken sie dahin, lautlos, klaglos. Ein grausiges Bild. Aber man hat keine Zeit, nachzudenken und sich Gefühlen hinzugeben, man sieht nur den blanken Stahl, der nach dem eigenen Leibe zielt: Du oder ich."

(Bericht des Utffz. Köhlein in der Feldzugsgeschichte des Ref.-Inf.-Reg. 80.)

Während an beiden Flügeln der Angriffsfront in der Champagne der Massenangriff als völlig gescheitert angesehen werden kann, ist im Zentrum der deutschen Wehrstellung zwischen Souain und Perthes (VIII.R.K.) schon um die Mittagsstunden eine

sehr ernste Lage entstanden. Hier sind bei Souain die drei Divisionen des II. Kolonialskorps, einer französischen Elitetruppe, auf die „weiche Stelle" der deutschen Front gestoßen, wo bei der Division Liebert behelfsmäßig zusammengesetzte Regimenter, darunter abgesessene Kavallerie, unter dem Anprall der Massen zusammenbrachen. Die den Durchbruchsstellen benachbarten und noch kampfkräftigen Truppenteile wurden durch doppelseitige Umfassung schnell in den Strudel gezogen und fanden nach stundenlanger zäher Abwehr ein bitteres Ende. Das Schicksal des I./J.R. 134, das noch in der Nacht vor dem Sturm als erste frische Truppe*) in vorderster Linie eingesetzt wurde und dann nach zehnstündigem erbitterten Nahkampf ehrenvoll unterging, bietet ein Beispiel für viele. Wie diese Männer auf verlorenem Posten aushielten, bis die Überlebenden das harte Los der Gefangenschaft traf, schildert uns plastisch ein Kompagnieführer:

„Es ist 10 Uhr vormittags. Da stürmt der Posten herbei: Sie kommen! — Leuchtpistole her! Alles raus! Nacheinander jage ich als Feuerzeichen für unsere Artillerie drei rote Patronen in die Luft, dann springe ich mit einem Unteroffizier an die Brustwehr. Richtig — in dem zerfetzten Hindernis liegen die Sturmlinien des Gegners, wenige Meter vor uns. Ganz deutlich sind die Gesichter zu erkennen. „Handgranaten her!"

Während ich die drei einzigen Geschosse dieser Art abziehe und losschleudere, nehmen die Leute das Feuer auf ... Überall, soweit ich sehen kann, ist die Kompagnie mobil ... Knattern, Prasseln, Pfeifen ... Die Gewehrläufe sind glühend heiß, die Schlösser sitzen voll Kalk-

*) Die 183. Inf.-Brigade, bestehend aus den Regimentern 183 und 184, war die einzige Reserve, auf die Generaloberst v. Einem bis zum Abend des 25. September zurückgreifen konnte.

staub, beim Laden gibts ständig Hemmungen; ich habe schon die dritte Flinte in der Hand ... Der Kampf um uns wird dichter und dichter, man kann seitwärts und vorwärts keine 20 Schritt weit sehen ... Eben setzt der Wind ein und jagt die Wolken auseinander. Deutlich erkenne ich dichte Menschenmassen hinter uns. Mein erster Gedanke ist: Das sind Verstärkungen! Das sind die Unseren ... Doch im nächsten Augenblick — das Blut will mir stocken — sehe ich blaue Mäntel ... Stahlhelme ... Wir sind umzingelt.

In meinem Nest sind wir nur noch fünf Mann ... Eben will ich das Gewehr anlegen, da zischt ein scharfer Knall aus der Brustwehr. Steine, Sand, Splitter wirbeln um uns; mit gewaltigem Druck werden wir rückwärts in den Graben geschleudert. — Endlich kann ich wieder aus den Augen sehen — geschehen ist mir nichts, nur zwei Mann sind noch unverwundet bei mir. — Bald sitzt die letzte Patrone im Lauf. Handgranaten fliegen nun auch von rechts her in unser Nest. Da entschließe ich mich, mit meinen beiden letzten Leuten, in das Nachbarnest hinüberzuspringen. Wie rasend wird auf uns geschossen. Ich höre, wie der eine von meinen Soldaten ruft: „Wir müssen uns ergeben!“ und sehe im Augenblick, wo wir beiden anderen in das nächste Nest hineinspringen, wie er die Hände hochhebt. Drüben hebt ein französischer Offizier die Pistole und knallt ihn auf 30 Meter Entfernung nieder ...

Fast im selben Augenblick höre ich Kommandorufe der Franzosen ganz nah; mitten im Nest platzt eine Handgranate — dann ist alles in Dampf gehüllt — ein Stich zuckt mir durch den linken Arm ... Aus meinem Rockärmel quillt Blut ... In der nächsten Sekunde schon tauchen plötzlich ein paar blaue Mäntel auf — ein mächtiger Kerl steht vor mir und streckt mir das Bajonett

entgegen ... Das Lied ist aus! ... Ich hätte heulen mögen ..."

Auch bei der an die Division Liebert östlich anschließenden 50. J.D. war dem Franzosen der mit 16 Regimentern hier drei deutsche angriff ein tiefer Einbruch gelungen. Nur dem Umstand, daß die Flügel der beiden eingestoßenen Divisionsabschnitte mit beispielloser Bravour ihre Stellungen hielten und, von drei Seiten berannt, bis zum Eintreffen der ersten Verstärkungen sich den Gegner vom Leibe hielten, war es zu verdanken, daß hier nicht schon in den Mittagsstunden des 25. September eine Katastrophe eintrat.

Kein Opfer war den hier fechtenden französischen Kerntruppen zu hoch, um die Eckpfeiler dieser eingerissenen Frontabschnitte zum Einsturz zu bringen, aber weder das Regiment von Ompteda (Res.Inf.Reg. 103, Bautzen) am westlichen Flügel noch das rheinische Reserve-Regiment 69, das die inneren Flügel der beiden eingestoßenen Divisionsfronten zusammenhält, lassen sich aus dem Stand werfen. Um den östlichen Eckpfeiler der Einbruchsfront, die Stellung des westfälischen Infanterie-Regiments 158, toben bis in den späten Abend hinein Nahkämpfe von einer Härte und Erbarmungslosigkeit, wie sie die Westfront weder auf der Lorettohöhe, noch im Argonner Wald oder bei Ypern bisher gesehen hat. Die Regimenter der 21. französischen Division, die an dieser Stelle eingesetzt sind, werfen sich mit feurigem Elan auf die Westfalen. Oberst Degrées du Lou, der unmittelbar vor Beginn des Sturmangriffs auf die Brüstung springt und mit dem Rufe: „En avant pour la France" die Fahne des 65. Regiments ergreift, reißt seine Truppe in heller Begeisterung zum Sturme vor. Zwischen aufgerissenen Schulterwehren, über die Leichen deutscher

Verteidiger hinweg, entspinnt sich ein wilder Kampf um das französische Banner. Oberst Degrées fällt. Drei Offiziere und zahlreiche Unteroffiziere liegen in ihrem Blut, die Fahnengruppe ist vernichtet, schon packen westfälische Fäuste nach dem französischen Banner, da bricht sich der bereits verwundete Capitaine de Corta mit dem Revolver durch das Getümmel Bahn und rettet die Fahne in die französischen Linien.

Aber noch kann der Franzose aus dem Vollen schöpfen. Bataillon auf Bataillon flutet gegen die Gräben der Westfalen heran. Schon ist der Schangel bei dem rechten Nachbarregiment durchgebrochen und bedroht die 158er in der Flanke, schon wirft sich der Regimentskommandeur Major von Klitzing an der Spitze seiner letzten Reserve in den Kampf, um seinen vorn fechtenden Kompagnien den Rücken frei zu halten, schon wird die Umstrickung in den vordersten Kampfgräben würgender, da packt der Furor teutonicus die Söhne der Roten Erde. Urinstinkte sind wachgerüttelt. Sind die Gewehre zumeist unbrauchbar, sind die Läufe verschmutzt, klemmen die Schlösser, so müssen Bajonett und Kolben, Spitzhacke und der scharfgeschliffene Spaten herhalten. Furchtbar wirken diese ursprünglichen Waffen in den westfälischen Fäusten. Ja, der Gefreite Göke, dem in der Hitze des Gefechts die Waffe aus der Hand geschlagen ist, stürzt sich mit blanker Faust auf die Franzosen und schleudert mit seinen Bärenkräften die Nächststehenden mit einer Wucht zu Boden, daß sie sich nicht mehr erheben. Diesem furchtbaren Ausbruch des Furor teutonicus, der schon der Schrecken der altrömischen Legionen war, sind auch diese ausgesuchten französischen Sturmtruppen nicht gewachsen. Völlig entnervt fluten sie unter schwersten Verlusten in ihre Ausgangsstellungen zurück.

Das amtliche französische Kriegswerk*) bemerkt hierzu: „Unter schwersten Verlusten, seiner Führer beraubt, wurde die ... 21. Division in ihre Ausgangsstellungen zurückgeworfen, wo sie den ganzen Tag über bewegungsunfähig liegen blieb.“ 100 Offiziere — darunter 2 Obersten und 4 Bataillonskommandeure gefallen — sowie 3000 Mann hatte die 21. Division in diesem erbitterten Nahkampf verloren. Von den Westfalen aber, die sich ein Jahr später mit der Erstürmung des Fort Vaux unvergänglichen Ruhm erwarben, sagt der deutsche Generalstab**): „Was in diesen Tagen das Regiment 158 geleistet hat, übersteigt alles Maß des menschlich Erdenklichen ...“

Aber der heroische Widerstand an den Flügeln kann nicht verhindern, daß das Zentrum der deutschen Abwehrfront in einer Breite von über 12 und in einer Tiefe bis zu vier Kilometern aufgerissen wird. Der Franzose stand dicht vor der II. und letzten Stellung (R-Stellung) der Champagnefront, zu deren Verteidigung im Augenblick nur einige hastig zusammengeraffte Bataillone zur Verfügung standen. Ging auch diese Stellung verloren, so war das freie Feld erreicht. Die Folgen mußten unabsehbar sein.

In diesen kritischen Mittagsstunden des 25. September konnte der deutsche Armeeführer nur auf die beiden Infanterie-Regimenter 183 und 184 als frische Reserve zurückgreifen. Die in Eilmärschen heranbefohlene 5. brandenburgische Division (Wichura) war vor Einbruch der Nacht nicht zu erwarten. So groß war die Not der 3. Armee, so dringend die Hilferufe von allen Seiten, daß Generaloberst von Einem, dessen Stab

*) T. III. S. 366.

**) Heft 33 der Einzeldarstellungen des Großen Generalstabs.

Tag und Nacht nicht aus den Kleidern herauskam, weder die am 25. September noch an den folgenden Tagen eintreffenden Reserven in geschlossenem Verbande einsetzen konnte.

Die Divisionen in Regimenter, die Regimenter in Bataillone, die Bataillone in Halbbataillone auseinandergerissen, so wurden die Reserven „paketweise" an die bedrohtesten Punkte geworfen, um das Äußerste zu verhindern. „Der bataillons- und regimenterweise Einsatz der eintreffenden Verstärkungen", so bemerkt das Reichsarchiv, „verursachte an der Kampffront eine für die Führung kaum mehr zu übersehende Truppenvermischung", und der französische Oberst Feyler prägte für diesen überstürzten Einsatz, zu dem sich Generaloberst von Einem unter dem harten Druck der Not gezwungen sah, das treffende Wort: „Il cuisina ainsi une véritable bouillabaisse*)."

Jeder Truppenverband bildet ein geschlossenes Ganzes. Der Divisionskommandeur kennt genau die Stärken und Schwächen seiner einzelnen Regimenter, jeder Regimentskommandeur die Eigenheiten seiner Bataillone. Tradition, Kriegserfahrung, Ausbildung und gemeinsames Erleben bilden das Band, das sich unzerreißbar um eine Kampfeinheit schlingt. Jedes Auseinanderreißen von Verbänden und Hineinstopfen kleiner Formationen in fremde Truppenteile, zu dem sich hier der Armeeführer blutenden Herzens gezwungen sah, ist mit Reibungen und Unzuträglichkeiten aller Art verknüpft, die dem kampferfahrenen Soldaten vertraute Begriffe sind. Nie-

*) „. . . . Somit kochte er eine echte Bouillabaisse." (Das Bild ist nicht schlecht gewählt. Bouillabaisse ist eine aus verschiedenen Fischen, Krebstieren, Schnecken und Kräutern zusammengekochte Suppe, mit einem Wort: ein Sammelsurium.)

mals wurde die hervorragende Friedensschule des alten Heeres, die im deutschen Soldaten verkörperte Einheit des Reiches schärfer unter Beweis gestellt, als in dem fast beispiellosen Kampfgetümmel der Champagne-Herbstschlacht 1915, wo Sachsen und Badener, Bayern, Hannoveraner und Rheinländer, Brandenburger, Hessen und Westfalen — bis zu einzelnen Kompagnien auseinandergerissen und unter fremde Truppenteile gesteckt — sich auf dem Platz, wohin der Befehl sie gestellt hatte, genau so hervorragend bewährten, als wenn sie in geschlossenem Verband unter ihren vertrauten Kommandeuren eingesetzt worden wären.

Es ist das Kennzeichen der Herbstschlacht in der Champagne 1915, daß mehr als einmal das Schicksal der Schlacht von einzelnen Regimentern, ja sogar von einzelnen Bataillonen abhing, die, in zwölfter Stunde an den Brennpunkten der Schlacht in die Bresche geworfen, unter Einsatz des letzten Mannes den Durchbruch auffingen. Man gewinnt erst ein klares Bild von den unvergleichlichen Leistungen der Champagne-Kämpfer, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in den ersten zwei Tagen der Infanterieschlacht 94 Bataillone auf deutscher Seite gegen 330 Bataillone auf französischer Seite fochten. Das Bild des gegnerischen Masseneinsatzes rundet sich weiter, wenn man zum Vergleich noch den ersten deutschen Angriff auf Verdun heranzieht. Bei diesem Angriff, der durch die Eroberung des Fort Douaumont gekrönt wurde, waren vom 21. Februar bis Anfang März 1916 im ganzen nur 75 deutsche Bataillone eingesetzt.

Ein klassisches Beispiel für die außergewöhnlichen Kampfbedingungen dieser Schlacht bietet das junge Kriegsregiment 184, das — in kleine und kleinste Verbände auseinandergerissen — seinen ersten Großkampf

unter den ungünstigsten Verhältnissen mit einer Bravour bestand, die keinen Vergleich mit den Leistungen traditionsreicher Friedensregimenter zu scheuen brauchte. Als am Mittag des 25. September der Durchbruch des II. Kolonialkorps an der großen Straße Souain—Somme Py Gestalt gewann, als zwischen den Batterien der Stellungsdivision Liebert französische Bajonette blitzten, als alles, was vorn eingesetzt war, im Strudel der Angriffswogen untertauchte und nur noch kümmerliche Infanterietrümmer und vereinzelte Maschinengewehr-Besatzungen sich verzweifelt gegen den Durchbruch stemmten, griff das II./J.R. 184*) unter Hauptmann von Gaza, durch das rauchende St. Marie à Py stoßend, als einzige Truppe am Platze ein. In scharfem Gegenstoß wurde die beherrschende Höhe 177 mit den angrenzenden Waldstücken genommen und sofort zu nachhaltiger Verteidigung eingerichtet. Obwohl im entscheidenden Augenblick dem Bataillonskommandeur zwei seiner Kompagnien genommen wurden, um an einer anderen gefährlichen Bruchstelle eingesetzt zu werden, blieb das nunmehrige Halbbataillon von Gaza an der Höhe 177 **das Zünglein an der Waage**. Welle auf Welle brandete — dicht massiert — gegen die Höhenstellung vor, um unter schwersten Verlusten zurückzufluten. Infanteriekolonnen und Kavalleriegeschwader, im Vormarsch von Souain begriffen, gerieten in das vernichtende Feuer der 5. und 8./184 und wurden zersprengt. Eine Batterie, die diesen Verteidigungsriegel in direktem Schuß aufzusprengen gedachte, wurde schon im Auffahren vollständig zusammengeschossen.

Weder die eigenen Verluste, die sich von Stunde zu Stunde häufen, noch das Zurückweichen benachbarter

*) Das Schicksal des 1. Bataillons (I./184) ist bereits oben kurz gestreift worden.

Truppenteile können den eisernen Hauptmann von Gaza in seinem Entschluß wankend machen, diese Schlüsselstellung unter allen Umständen zu halten. An beiden Flügeln ohne Anlehnung, jeden Augenblick von Umfassung bedroht, in der Stellung selbst unter schwerem Zerstörungsfeuer liegend, hält das Halbbataillon von Gaza bis zum Einbruch der Dunkelheit auf der Höhe 177 aus und geht erst auf höheren Befehl in die R-Stellung zurück, zu deren Verteidigung alle Kräfte für den kommenden Tag zusammengefaßt werden sollen. Der Gegenstoß und die harte Abwehr dieses Halbbataillons und weiter östlich des I./110 (Heidelberg) hatte alle Versuche der Franzosen, die Flanke der Einbruchstellen nach Westen aufzureißen, und damit die Stellung der tapfer ausharrenden 24. Res.-Division (XII. Res.-Korps) aus den Angeln zu heben, zunichte gemacht.

Generaloberst von Einem atmete auf, als der Einbruch der Dunkelheit der Fortsetzung geschlossener Angriffe zunächst ein Ende setzte. Auch die französischen Sturmregimenter waren nach den schweren Verlusten des ersten Kampftages vollständig erschöpft. Das Durcheinander im Kampfgelände, die Vermischung der Verbände und das Überschneiden der eigenen Linien mit denen des Gegners hatte Formen erreicht, die kaum noch überboten werden konnten. Irgendwo, weit hinter den vordersten Linien, stießen französische Reserven auf kleine deutsche Abteilungen, die aus ihren Widerstandsnestern entschlossen auf alles feuerten, was ihnen vor die Läufe kam. Andererseits sahen sich deutsche Ablösungen, Essenholer und Meldeläufer plötzlich weit vorgestoßenen französischen Trupps gegenüber, die zum Karré formiert, hinter den deutschen Linien das Tageslicht abwarteten. Eine charakteristische Darstellung dieses Kampfes im

Dunkel gibt uns Leutnant Schallehn, Kompagnieführer der 6./184:

„Als wir in der Dämmerung tastend die verhältnismäßig noch gangbare Stellung besetzen wollten, merkten wir zu unserer nicht gelinden Überraschung, daß dieselbe schon von Franzosen „requiriert" war. Wir hatten den Gegner nicht sehen können, weil er sich, ohne Posten aufzustellen, in die zum Teil sehr großen Unterstände zurückgezogen hatte ... Daß wir überhaupt Franzosen vor uns — oder richtiger: unter uns hatten, merkten wir erst, als wir in dem dunklen Unterstande französisch angesprochen wurden. Mein Bursche Theo Müller, ein echter Berliner, der als erster die Stufen hinabstieg, brach in die klassischen Worte aus: „Prost Mahlzeit, jetzt sind wir gefangen!" In der Tat schien er im Nu umringt zu sein; in der Dunkelheit war nichts zu erkennen. Leutnant Voppel, der hinter mir auf der Treppe stand, hatte kurz entschlossen eine Handgranate in den Unterstand geworfen und riß mich ins Freie. Die Wirkung derselben war fürchterlich: die Franzosen baten schreiend um Pardon, den sie auch erhielten. Drei verwundete deutsche Pioniere, die sie vorher gefangen genommen hatten, brachten nun ihrerseits die Franzmänner — es waren über 30 — als prisonniers nach hinten. Glücklicherweise waren Müller und wir anderen durch die Explosion der Handgranate unverletzt geblieben. Aber in der Dunkelheit draußen müssen sich gerade Theo Müller und andere meiner sechsten Kompagnie verirrt haben oder sind im Nahkampf gefallen. Dieser ging vor allem am linken Flügel in fast unheimlicher Stille vor sich. Man hörte nur hin und wieder einen Pistolenschuß oder einen unterdrückten Aufschrei, während — im Augenblick wenigstens — die Artillerie auf beiden Seiten schwieg ..." („Vierzig

Monate Westfront". — Die Geschichte des Inf.-Regt. 184.)

Unterdessen hasten die Brandenburger von der 5. Division in strömendem Herbstregen auf durchweichten Wegen der Front zu. Aus ist der Traum vom serbischen Kriegsschauplatz, dem die glücklichere Schwesterdivision vom III. Korps schon entgegenrollt, verweht die Hoffnung auf frischen Bewegungskrieg, auf die Romantik fremden, fernen Landes. Manch einer mag noch vor sich hinsummen:

Zelte, Posten, Werdarufer,
Lust'ge Nacht am Donauufer . . .,

aber viel Zeit bleibt den Brandenburgern nicht zum Nachdenken. Sie haben im Sommer unweit von Loretto gekämpft und kennen die Abwehrschlacht im Westen. Aber das hier scheint eine ganz besondere Schweinerei zu sein. Ein Strom von Verwundeten strebt auf den Marschstraßen rückwärts, Sanitätsfahrzeuge, Lastwagen, vollgepackt mit zerschossenen, stöhnenden Kameraden, leere Munitionskolonnen und Feldküchen in toller Fahrt, als ob der Böse ihnen im Nacken säße, kreuzen den Weg der Marschkolonnen. Und was ist das? Man hat das Ungetüm gar nicht kommen hören, ein greller Blitz mitten auf der Chaussee, ein krachender Einschlag: Volltreffer in die 6. Kompagnie der 52er. 27 Mann hat die Granate zu Boden gerissen. Und das sechs Kilometer hinter der Front. — Das kann ja gut werden, da vorn. — Weiter, weiter, man braucht uns . . .

Während die Marschkolonnen der 8. Leibgrenadiere, der 12. Grenadiere und der 52er der grollenden Front entgegeneilen, während die Batterien der 18er und 54er schon in Feuerstellung vorgefahren sind, sitzen die Kommandeure im Stabquartier der Division Liebert über den

Karten, hören die Berichte und Erklärungen übernächtigter Generalstabsoffiziere und wissen, daß ihren Regimentern ein Gang auf Tod und Leben bevorsteht, daß das Schicksal der ganzen Champagnefront auf ihren Schultern ruht, bis neue Truppen zur Stelle sind. Aber das kann noch Tage dauern ...

Keine Stunde zu früh waren die Brandenburger gekommen. Bataillonsweise wird das Leib-Grenadier-Regiment 8 in den Strudel südlich Ripont geworfen. Die vorn zäh aushaltenden Reste rheinischer Regimenter*) (Res. Inf. Reg. 25, 29 und 30) werden mit dem Bajonett herausgehauen. Erbittert fechten die französischen Regimenter des „eisernen" XX. Korps um den Besitz der später so berüchtigt gewordenen Höhen bei Maisons de Champagne. Schon blinken französische Stahlhelme von der Höhenkuppe, schon stürzen die vordersten Reihen den Nordhang herunter, um den Deutschen ins Tal zu werfen, da springt Oberleutnant von Buschmann mit dem Ruf „Leibregiment auf die Höhe" seiner 12. Kompagnie voran den Hang hinauf. Er fällt mit zahlreichen Mannschaften, aber die Frankfurter Grenadiere sind auf der Höhe und halten sie fest. Hier kommt kein Franzose mehr durch.

*) Nur ein einziges Beispiel soll den Kampfgeist dieser rheinischen Reservisten kennzeichnen: In die Stellung des von schweren Verlusten heimgesuchten 3. Res. Inf. Reg. 29 waren die Franzosen bereits eingedrungen. Der letzte Mann der Kompagnie lag im Kampf verstrickt. Unterstützung war im Augenblick ausgeschlossen. Da warfen sich an der Haupteinbruchsstelle Offizierstellvertreter Vonderbank und Gefreiter Hußmann — beide hervorragende Handgranatenwerfer — allein den französischen Stoßtrupps entgegen, riegelten den Graben durch eine schnell errichtete Barrikade ab und hielten im tollen Nahkampf den Gegner fest. Als Hilfe nahte und die Franzosen im Gegenstoß geworfen wurden, lagen vor der Barrikade dieser beiden Grabenkämpfer 30 Franzosen hingestreckt. (Feldzugsgeschichte des Res. Inf. Reg. 29)

Inzwischen haben das Grenadier Regiment 12 und das Regiment von Alvensleben (Inf.Reg. 52, Kottbus) die R=Stellung, den letzten Halt der Front, an der großen Straße Somme Py—Tahure besetzt und sperren die gefährliche Bruchstelle der 50. Division, wo am Nachmittag dieses ereignisreichen ersten Schlachttages die einzige Reserve an Ort und Stelle, das III/184, von einem Unterstützung holenden Artillerieoffizier mit den Worten empfangen wurde: „Gott sei Dank, daß Ihr kommt. Vorn ist außer meinen Kanonieren kein Schwanz mehr.“ — Als der Morgen des zweiten Schlachttages heraufdämmert, sind somit im Zentrum der deutschen Abwehrfront bei den zerschlagenen Divisionen Liebert und der 50. Division die Lücken verstopft.

Unterdes aber ist am Ostflügel der Angriffsfront eine neue Krise entstanden. An der Nahtstelle der Armee von Einem und der Kronprinzenarmee bei Massiges, wo aus den Argonnen herausgeholte schwäbische Bataillone sich zur Erkämpfung kargen Zeitgewinnes vollständig verbluten, ist durch das Zurückbiegen der beiden inneren Armeeflügel ein Loch aufgerissen worden, durch das Teile des I. französischen Kolonialkorps kurz entschlossen hindurchstoßen. Weit schweift ihr Blick von der Kuppe des Kanonenberges — La Main de Massiges nennt der Franzose die Kuppe, die fünf Steilhänge, wie Finger, nach Süden streckt — in das Hinterland der deutschen Front. Idealere Beobachtungsstellen für die dicht geballten französischen Batterien gibt es nicht. Erfaßt der Kommandeur des I. Kolonialkorps die Gunst der Stunde, dann droht mit dem Auseinanderreißen der beiden deutschen Armeen die Krise an dieser Stelle lebensgefährlich zu werden. Dem brandenburgischen Füsilier=Regiment 35 (56. Inf. Div.), das aus seinen Ruhequartieren in Lothringen hochgescheucht ist und nach dem Ausladen kom=

pagnie- und bataillonsweise, auf Lastwagen und im Fußmarsch dieser Wetterecke entgegeneilt, ruft Generaloberst von Einem die bitterernsten Worte zu: „Das Schicksal zweier Armeen hängt davon ab, daß das Füsilier-Regiment 35 den Kanonenberg behauptet."

Flammenüberzuckt leuchtete der südliche Himmel, als die Füsiliere durch zähen Kreideschlamm watend, vorbei an donnernden Haubitzbatterien, an völlig zu Schutt geschossenen Fermen und brennenden Dörfern auf dem nächtlichen Kampffeld eintreffen. Wo ist Freund? Wo ist Feind? Vorn, in der rechten und in der linken Flanke zischen Leuchtraketen hoch, von allen Seiten kreuzt sich die Flugbahn der Granaten. Nur einen untrüglichen Richtungspunkt gibt es in dieser regengepeitschten, wilden Herbstnacht und diesen Punkt behalten die Füsiliere im Auge: Den Kanonenberg, der sich scharfkantig und langgestreckt wie ein Sargdeckel aus dem Dunkel hebt. Alle Erinnerungen vergangener Tage: Vormarsch, Marne, Soupir und die heißen Kämpfe in Galizien verblassen vor den kommenden Stunden. Es gehörte die ganze Härte der havelländischen Fischer und Bauern und der zahlreich in den Reihen des Regiments stehenden Berliner Metallarbeiter dazu, um diese höllischen Tage und Wochen auf dem Kanonenberg zu überstehen. Von Tag zu Tag steigerte sich die Wut des französischen Artilleriefeuers, das ganze Bergnasen abschlug, die Kuppe der Höhe um und um stülpte, die stärksten Bäume umlegte und zu Spänen schlug und die Nacht für Nacht mühsam in den Kalkboden getriebenen Gräben zu flachen Mulden zusammentrommelte. Bis zum Ausklang der Schlacht — 23 Tage und Nächte — hielten die Prinz Heinrich Füsiliere, mit Handgranaten, Feuerwaffe und Bajonett ungezählte Angriffe zurückschlagend, an dieser verwundbarsten Stelle der deutschen Champagnefront aus.

Mit 2570 Mann war diese Todestruppe in die Schlacht gerückt. 43 Offizier und 2058 Mann, darunter 500 Tote, hatten den Kanonenberg mit ihrem Blute getränkt, als am 18. Oktober die Stunde der Ablösung schlug ...

General Castelnau sah am späten Abend des ersten Angriffstages den Sieg heranreifen. Zwar waren die eigenen Verluste schwer*), erheblich schwerer als das französische Oberkommando sie nach dem vernichtenden Vorbereitungsfeuer angenommen hatte, aber noch war aus den vielen unvollständigen Meldungen der Fronttruppe kein deutliches Bild der Gesamtverluste zu gewinnen. Um so klarer schien sich für den französischen Führer in der beträchtlichen Gefangenen- und Geschützbeute, die aus dem Zentrum der deutschen Wehrstellung (Division Liebert und 50. Inf.-Div.) bis zum Nachmittag schon durch die französischen Sammelstellen gegangen war, ein durchschlagender Erfolg der Offensive widerzuspiegeln, und die Steckfähnchen auf den Karten, die das II. Kolonialkorps und das XIV. Korps an der Straße nach Somme Py und bei Tahure unmittelbar vor der nur teilweise ausgebauten deutschen R-Stellung zeigten, ließen lockende Gedanken aufkommen. Eine Falschmel-

*) Das 2. Kolonialkorps hatte bei seinem Durchbruch auf Somme-Py ganz außerordentlich hohe Verluste erlitten. Besonders schwerwiegend waren die Ausfälle an höheren Chargen. So verlor die 15. Kol. Division am 25. 9. 90 Offiziere und 3500 Mann. Am Abend mußte eine Brigade von einem Bataillonskommandeur geführt werden. Bei der 10. Kol. Division wurde der Kommandeur General Marchand, „der Mann von Faschoda", schwer verwundet; ein Brigadekommandeur fiel, ein zweiter Brigadegeneral wurde verwundet. In den ersten Tagen der Offensive verlor diese Division 100 Offiziere und 4500 Mann. (Amtliches französisches Kriegswerk „Les armées francaises dans la grande guerre" T. III. S, 373 ff.)

dung: „Drei Divisionen in Richtung St. Marie à Py durchgebrochen" tat ein Übriges, um Castelnaus Hoffnungen schon weit ins Hinterland der deutschen Front schweifen zu lassen. Auch der französische Generalissimus Joffre sah den Durchbruch zur Maas in Gestalt schießen und geizte nicht mit Verstärkungen. Obwohl Castelnau noch über eine starke unverbrauchte Stoßreserve verfügte — von den 35 Divisionen waren am ersten Angriffstag erst 19 eingesetzt worden — zögerte Joffre nicht, der Champagnefront bereits am 26. September noch zwei Divisionen in einer Stärke von 28 Bataillonen zuzuführen und am folgenden Tag drei weitere Divisionen zur Heeresgruppe Castelnau in Marsch zu setzen. Der Franzose ging aufs Ganze ...

Die zweite Phase der Champagneschlacht, in die wir jetzt eintreten, ist durch Massenstürme und rücksichtsloseste Menscheneinsatz der französischen Führung gekennzeichnet, wie ihn die Westfront weder vorher noch auch später bei Verdun oder an der Somme in dieser Form kennengelernt hat. Die später angeführten Verluste liefern hierfür den Beweis.

Entschlossen, den Durchbruch um jeden Preis zu erzwingen, ballte Castelnau an den Bruchstellen der deutschen Front — bei Souain, bei Perthes-Tahure und am Kanonenberg — seine Stoßmassen zum Einrammen der in allen Fugen bebenden deutschen Front zusammen. Ein Blick auf die Skizze zeigt die teils keilförmige, teils sackähnliche Einbuchtung der deutschen Stellung. Diese für die Fortsetzung der französischen Angriffe sehr ungünstige Linienführung war dem unentwegten Aushalten einiger Bataillone und Batterien an den Flügeln der eingestoßenen Abschnitte zu verdanken, die, in den unmöglichsten Gefechtsstellungen entschlossen nach drei Sei-

ten kämpfend, in dem Gewoge der Schlacht wie ein Fels standen. Die französischen Massen, die sich vom 26. September bis zur Mitte des Oktober in diese eingestoßenen Abschnitte der deutschen Wehrstellung ergossen, um den letzten Riegel der deutschen R-Stellung zu sprengen, sahen sich jetzt selbst infolge des Ausharrens der deutschen Flügelregimenter einem verheerenden Feuer von vorn und beiden Flanken ausgesetzt, das die Gefallenen zu Hauf türmte. Oft waren es nur kleine Infanteriegruppen, einzelne Maschinengewehre*) oder ein einziges zu tollkühnem Einsatz vorgerissenes Geschütz, deren Flankenfeuer, in den dichten Kolonnen nie wiederkehrende Ziele findend, ganz Bataillone zu Boden zwang.

Die Feder erlahmt, die wahrhaft heroischen Leistungen, die hier der französische Soldat in immer wiederholten ungestümen Angriffen, und der bis zum Weißbluten fechtende deutsche Verteidiger aufzuweisen hatte, niederzuschreiben. Dem 25. September folgt ein Großkampftag nach dem anderen. Trommelfeuer liegt auf den Gräben der Aufnahmestellungen, die nur eine knappe Schulterhöhe und höchstens ein paar Unterstände für die Verwundeten haben. Zwei-Zentner Minen, die, dem geübten Auge deutlich sichtbar, langsam durch die Luft torkelnd, auf dem absteigenden Ast der Geschoßbahn mit rasender Geschwindigkeit heruntergeschossen kommen, und mit geradezu widerwärtigem Krachen explodieren, jagen die Besatzung der Gräben erbarmungslos hin und her. Kein Kraut ist gegen diese Minen und das schwere Steilfeuer gewachsen. „Schulterwehren von drei Meter Breite werden durch die Minen umgeworfen, im Nu in Staub-

*) 1915 besaßen die deutschen Inf. Regimenter nur eine einzige Maschinengewehr Kompagnie mit 6 schweren M.G.'s. Erst im Laufe des Kriegsjahres 1916 erhielt jedes Regiment drei Maschinengewehr Kompagnien.

kalk verwandelt. ... Ein M.G.-Blockhaus, die Decke mit Eisenbetonträgern verbunden, bis drei Meter Erdschüttung, in welchem ich beobchtend stand, wurde ... unter Feuer schwersten Kalibers genommen. Eine schwere Mine verbot uns das längere Bleiben darin. Der Dreck, die Splitter springen nur so durch die Schießscharten. Und als wir heraus waren, ... Volltreffer auf die Decke, und diese stürzte zusammen, hätte uns, mich mit meinem Peter (Gefechtsordonnanz Petersohn), der vorher noch einige Franzosen abgeschossen hatte, sonst lebendig begraben." (Oberleutnant Proetzsch, 11./184 in „Vierzig Monate Westfront". — Die Geschichte des Infanterie-Regiments 184.)

Die Brandenburger der 5. Division, die jetzt im Zentrum der deutschen Abwehrfront das Rückgrat bilden, müssen nach derartigem Feuer manchen Tag fünf massierte Infanterieangriffe abschlagen und nach jedem mißlungenen Sturm nimmt die französische Artillerie ihre verheerende Zermürbungstaktik wieder auf. Die höheren Befehlsstellen sehen sich in diesen Stunden völlig von ihren Regimentern abgeschnitten, jede geregelte Verbindung durch Telephon, Meldeläufer oder gar durch Blinkzeichen, die in dem dichten Qualm schon auf nahe Entfernung verschwimmen, ist zu einer Utopie geworden. Bange Stunden verleben die höheren Stäbe, wenn vorn der Kampflärm zum Orkan anschwillt, wenn er näher zu kommen und einen neuen Einbruch anzuzeigen scheint, wenn die Führer für ihre Entschlüsse auf vage Vermutungen angewiesen sind, wenn an Reserven kaum noch eine Handvoll zur Stelle ist, wie am 27. September, wo der Brigadekommandeur der 12er und 52er, Prinz Oskar von Preußen, noch einen Zug Grenadiere als allerletzten

Einsatz zur Verfügung hat. Aber die Stellungsbataillone der Prinz-Carl-Grenadiere und des Regiments von Alvensleben geben auch an diesem heißen Tage keinen Meter Boden preis. Auch als nach mehrfach gescheiterten Angriffen die marokkanische Division als „troupe a sacrifier" zum Sturm gegen die gelichteten Reihen ansetzt, als afrikanische Tirailleure mit der Geschmeidigkeit von Raubkatzen über die zerschossenen Drahthindernisse klettern, wanken und weichen die Söhne des Oderbruchs keinen Schritt. Auf Brustwehr und Trichterrand kniend, ja stehend freihändig, empfangen sie die Afrikaner mit treffsicherem Feuer, und wo die Schwarzen zum Nahkampf heran sind, da greifen die Märker zu Kolben und Bajonett.

Auch die Sachsen der 24. Reservedivision, die zum großen Teil noch ihre vorderste Stellung halten, sind nicht aus dem Stand zu werfen, und die in kleine Einheiten auseinandergerissenen 184er bewähren sich Tag um Tag im Kampf um die R-Stellung als Wellenbrecher. Aber es ist die Tragik der Champagneschlacht, daß alle diese hervorragenden Truppenteile bei dem Mangel an Reserven so lange aushalten müssen, bis kaum mehr etwas von ihnen übrig geblieben ist. Zwar ist es jetzt schon nicht mehr so, wie am ersten Tag des Angriffs, wo die schwer mitgenommene Stellungsartillerie, ja an manchen Abschnitten nur noch vereinzelte deutsche Geschütze, ein dünn fächerndes Sperrfeuer auslösen konnten; von Tag zu Tag mischen sich mehr Töne von Norden in das Grollen der Artillerieschlacht, und das rasante Sperrfeuer der sich rücksichtslos für die Schwestertruppe einsetzenden Artillerie-Brigade von Lotterer, die mit der 5. Division auf dem Plan erschienen ist, sowie das dumpfe Orgeln schwerer Haubitzen und Mörser, die

energisch den Kampf gegen Pétains vorgezogene Steilfeuerbatterien aufnehmen, geben der Infanterie neuen Halt.

Aber noch löst in diesen Tagen eine Krise die andere ab. Mehrmals gelingt es den Franzosen, die R-Stellung zu durchstoßen, und dann sind es nur schnell zusammengeraffte, bunt gemischte Abteilungen der verschiedensten Regimenter, die in höchster Not die Lage im Gegenstoß wieder herstellen. Wieder ist es das Halbbataillon von Gaza (II./184), das im Verein mit 192ern und einer Kompagnie Bayern (Res. 25) nach ungemein hartem Nahkampf in Graben, Trichter und Waldresten 1200 Franzosen gefangen nehmen kann, die nach gelungenem Durchstoß in eigenes Artilleriefeuer geraten und von den Verteidigern eingekesselt, nicht mehr vor und zurück können. Die Lage, die auch an dieser Stelle wieder durch Einsatz des letzten Mannes gekennzeichnet ist — unter anderem war der draufgängerische Bataillonsadjutant, Leutnant Greiner, als Truppenführer eingesprungen, da der letzte Offizier in seinem Blut lag, — schildert Hauptmann von Gaza in der Feldzugsgeschichte der 184er:

„Der französische Regimentskommandeur und etwa 20 Offiziere blieben den Tag über in meinem Gefechtsstand, da das französische Sperrfeuer viel zu stark war, um sie heil zurückzuführen. Um den Unterstand herum lagen hinter der Höhe gegen Feuer gedeckt die etwa 1200 gefangenen Franzosen ... Obwohl ich mit nur einem Mann unter ihnen weilte, wagten sie nicht, mir irgend etwas anzutun. Kein deutscher Soldat war weit und breit um uns zu sehen, da alles bis auf den letzten Mann im schwersten Kampf lag. Erst gegen Mittag erschienen die ersten Kompagnien des X. Korps zu unserer Unterstützung. ..."

So stark war die Spannung an der Champagnefront geblieben, daß General von Falkenhayn sich hatte entschließen müssen, die soeben erst aus Rußland eingetroffenen Hannoveraner vom X. Armeekorps unverzüglich in die Schlacht zu werfen. Die 20. Division kommt zuerst an die Reihe. Sie ist erst am 23./24. September in Bialystok verladen worden und am 28. in Belgien eingetroffen. Die Truppe ist vollständig erschöpft. Sie hat 125 Tage Offensive und Vormarsch in Rußland hinter sich, davon 40 Schlacht- und Gefechtstage, hat an 75 Marschtagen auf beschwerlichen Wegen und in unwegsamem Gelände 1400 Kilometer zurückgelegt und alles in allem seit Anfang Mai zehn Ruhetage gehabt. Die Verluste waren bedrückend schwer gewesen. Das Oldenburger Infanterie-Regiment 91 hatte im Osten 76 Offiziere und 3682 Mann (darunter 26 Offiziere und 1133 Mann tot) verloren, also mehr als seine volle Kriegsstärke. Das Hannoversche Infanterie-Regiment 74 hatte 82 Offiziere und 1700 Mann im russischen Feldzug gelassen; die übrigen Regimenter der Division hatten nicht weniger gelitten.

Aber was hilft es? Die Champagnefront brennt ... Unmittelbar aus den Transportzügen, noch ganz steif von 75stündiger Bahnfahrt, müssen sich die Hannoveraner und Ostfriesländer zur Front in Marsch setzen. Man zeige ein einziges Beispiel, wo der Feldherr auf der Gegenseite seiner Truppe etwas derartiges zumuten mußte. Man wird es vergeblich suchen. Aber dieser Einsatz des hannoverschen und des Gardekorps (das gleichfalls völlig erschöpft aus Rußland gekommene Gardekorps mußte sofort an die Artoisfront ins Feuer, wo die Not nicht minder dringend war) ist geradezu ein Schul-

beispiel für die Sinnlosigkeit einer Kriegshistorie*), die mechanisch die Divisionen hüben und drüben aufzählt und den vorangegangenen Kraftverbrauch einer Kampfeinheit völlig außer Acht läßt. Dabei ist der Unterschied an Kampfwert, bei einer Truppe wie den Hannoveranern oder einem französischen Korps, das nach achtwöchentlicher Ruhe- und Ausbildungszeit in den Großkampf tritt, mit den Händen zu greifen. Wenn eine derart vorbelastete Truppe trotzdem ihren Mann steht, die Nervenprobe des völlig ungewohnten Trommelfeuers überwindet und alle in sie gesetzten Erwartungen der Führung erfüllt, dann erhält man erst den richtigen Begriff für die „zusätzliche Belastung", die der deutsche Soldat schon im ersten Drittel des Feldzuges im Vergleich zum Franzosen, Briten und Russen auf sich nehmen mußte und im weiteren Verlauf des Krieges in immer schärferer Form zu spüren bekam.

Als die Hannoveraner am 29. September in die Schlacht rücken, hat das Ringen um die Entscheidung seinen Höhepunkt erreicht. Die Angriffe der Franzosen zeigen jetzt nicht mehr das siegessichere Vorwärtsschreiten massierter Kolonnen hinter den Trommelfeuerwellen, die ihnen die Bahn frei fegen sollen, sondern ihr Vorgehen ist fanatischer, unruhiger, verkrampfter geworden. Verbissen rennen sie gegen die hart geschmiedeten Verteidiger an, die ihnen einmal über das andere den Weg ins freie Feld verriegeln. Mörderischer ist der Kampf geworden. Immer mehr Fälle ereignen sich, wo farbige Truppen mit der Aufgabe der „Nettoyeurs", der „Graben-

*) Die französischen Historiker arbeiten durchweg nach dieser Methode, besonders aber der spätere britische Oberbefehlshaber Marschall Haig, der diese mechanische Rechnung bis zum November 1918 durchführt und dabei zu den seltsamsten Ergebnissen kommt.

säuberer" betraut werden, und zahlreiche deutsche Verwundete ein Opfer dieser erbarmungslosen Gegner werden. Wer den Krieg im Westen erfassen will, wer ganz klar sehen will, unter welchen Bedingungen der deutsche Soldat zu kämpfen hatte, muß sich panzern, darf auch vor Schreckenszenen nicht zurückscheuen. Und wenn im folgenden eine derartige Schreckenszene geschildert wird, so nur, um das Verbrechen der verantwortlichen französischen Militärs und Politiker an der weißen Rasse in das rechte Licht zu rücken, die nicht nur während des Krieges 1½ Millionen Senegalneger, Marokkaner und andere Farbige an die Westfront holten, sondern nach dem Kriege dazu übergegangen sind, die Vernegerung der französischen Armee von Jahr zu Jahr mehr vorwärts zu treiben ...

Die Hannoveraner waren vom ersten Tage ihres Einsatzes in einen Großkampf erster Ordnung verwickelt. Es war eine harte Aufgabe für Truppe und Führung, sich nach den vier Monaten Bewegungskrieg in Rußland schlagartig auf die gänzlich unbekannten Verhältnisse einer Abwehrschlacht im Westen umzustellen. Regimentstagebücher und Feldzugsgeschichten geben dem beredten Ausdruck. Das Ausharren im Trommelfeuer, das wehrlose stunden- und tagelange Hocken in wankenden Stollen und zwischen berstenden Grabenwänden forderte die letzten Energien zur Überwindung der „Schreckensekunde" heraus. Die Batterien des hannoverschen Feld-Artillerie Regiments 10, Scharnhorst, kamen Tag und Nacht nicht zur Ruhe, um ihrer Infanterie die nötige Rückenstütze zu verleihen. In dieser Situation ereignete sich das, was als unantastbarer Augenzeugenbericht niedergelegt ist:

„Wir verfeuerten täglich bis zu 2000 und mehr Schuß. Die Rohre wurden fast den ganzen Tag nicht kalt. Der

Munitionsersatz ... erfolgte nur bei Dunkelheit. Hoch aufgetürmt lagen die Geschoßkörbe hinter der Stellung und warteten der Heranschaffung durch die Kanoniere. Bei solch anstrengender Feuertätigkeit, Munitionsschlepperei und Buddelei war jeder froh, als es spät am Abend des 5. Oktober hieß, der Feind sei abgewiesen und habe sich ... zurückgezogen. So war einigermaßen Ruhe zu erwarten. Offizierwache fiel aus, Doppelposten, von jedem Zuge ein Mann, genügte. Und dann Ruhe — Schlaf — Schlaf —, den auch die Gedenkfeier des fünfjährigen Hochzeitstages von Oberleutnant Wierß nicht bannen konnte. Stift und Karte, die der fernen Gattin des Batterieführers den poetischen Gedenkgruß übermitteln sollte, in der einen Hand, das vom bescheidenen Festtropfen — ein Tropfen war es nur — entleerte Glas in der anderen, hatte der Schlaf mich übermannt. Wortlos, durch Absätze und Sporen, gaben mir Wierß und Gündell zu erkennen, daß die Platzverteilung in dem engen Erdloch wohl nicht die ganz richtige war. Durch diese unsanften Fußtritte merkte ich, daß auch die beiden anderen die Unterhaltung durch erquickendes Schlafen fortsetzten. — Ich ahnte nicht, daß es ihr letzter Schlaf vor dem ewigen Schlaf sein sollte! — In meiner unfernen Erdhöhle fand ich mich, unsanft geweckt, in der Frühe des anderen Morgens wieder.

Schon im ersten Morgengrauen hatte der Franzmann von neuem mit der elenden Schießerei begonnen. Zweifellos war etwas im Gange. Nur kurze Zeit währte es, bis das ruhige Störungsfeuer der Batterie und das Ausgraben ... der vom feindlichen Feuer verschütteten und durcheinandergeworfenen Munition durch das Kommando: „Sperrfeuer! Schnellfeuer!“ von der Beobachtungsstelle unterbrochen wurde. Sofort kam fieberhaftes Leben in die Batterie! Mit Aufbietung aller Stimmittel

bemühten sich Batterie- und Zugführer, das Getöse eigener Abschüsse und das Krepieren der feindlichen Geschosse zu übertönen und Feuerkommandos durch die Batterie zu schreien. Versagten schließlich die Kehlen, so übernahmen andere Kameraden, Geschützführer und Kanoniere, die Weitergabe der Kommandos. Trotz des frischen Oktobermorgens arbeiteten die wackeren Kanoniere, teilweise in Hemdsärmeln, schweißtriefend an den Geschützen. Munitionskanoniere schleppten Geschoßkorb auf Geschoßkorb aus den z. T. entfernt gelegenen Munitionslagern heran. Wer von Offizier und Mann eine Hand frei hatte, half mit. — „Was aus den Rohren heraus will" surrte die „Strippe" von der Abteilung (drei Batterien bildeten eine Abteilung), atemlos trug's ein Fernsprechkanonier an das Ohr des Führers. Glühend heiß waren die Rohre. Kochend spritzte das Glyzerin nach Öffnen der Füllochschraube aus den Rohrrücklaufbremsen. Dichter Frühnebel mischte sich mit Dunst, mit aufgeworfenen Staub- und Erdmassen, mit dem Pulverrauch eigener Kartuschen und dem Qualm krepierender Geschosse zu einer undurchdringlichen Wand, die uns rings umgab ... So waren alle Kräfte und Nerven auf das äußerste angespannt, als plötzlich kurze, scharfe Knalle in der linken Flanke der Batterie hörbar wurden. War es möglich, daß es Gewehrschüsse waren? — Gar feindliche? — —

Auf den Befehl, die Ursache der Schießerei zu erkunden, war ich die Böschung hinuntergelaufen. Schon nach etwa 100 Meter Vordringen hörte ich wirres Durcheinander von Stimmen und sah an dem unteren Ende der Schneise, an der Waldecke, Umrisse fremdartiger Gestalten, die sich bald als farbige Kolonialtruppen ... entpuppten. Die Bande mußte mich entdeckt haben, denn sie sandte mir einige Gewehrkugeln nach. Ich lief zur

Beobachtungsstelle zurück, an der gleichzeitig Kanoniere mit dem Ruf: „Die Franzosen kommen“ anlangten. Was tun? Zum Überlegen blieb nicht viel Zeit! „Batterie im Feuern kehrt!“ Das ließ bei der eingegrabenen Waldstellung und der Eindeckung der Geschütze mit Gebüsch die Kürze der Zeit nicht zu. Man hätte nicht einmal das linke Flügelgeschütz herumdrehen können. Handgranaten fehlten. Das Viertelhundert übriggebliebener Kanoniere sammeln und sich mit den wenigen Karabinern zur Wehr setzen? Die Batterie war dazu zu weit auseinandergezogen ... Inzwischen waren auch eilenden Laufs und mit wüstem Geschrei die Kerls die Böschung hinaufgestürmt und saßen uns wie Katzen mit teuflischer Behendigkeit im Nacken, von hinten und aus der Flanke in die Batterie schießend.

Den anfangs verdutzten Führer verließ die Ruhe nicht. Nach kurzer Beratung mit uns befahl er mit lauter fester Stimme — man sah es ihm an, mit erzwungener Selbstüberwindung — die Verschlüsse herauszunehmen und fortzuwerfen und die Rundblickfernrohre auf den Lafetten zu zerschmettern. Dann trat er, um bei der ungleichen Kräfteverteilung unnützes Blutvergießen zu vermeiden, mit gehobenen Händen dem französischen Offizier entgegen, um sich mit der Batterie zu ergeben. Wir drei Offiziere, etwa ein Dutzend Unteroffiziere und Mannschaften — einige Angehörige des rechten Zuges hatten sich noch in Sicherheit bringen können — mußten ... die Waffen strecken.

Der eine Teil der Farbigen hatte uns mit schußbereitem Gewehr umstellt, während der andere sich auf uns stürzte, um angeblich nach Waffen, in Wirklichkeit aber nach Wertsachen zu suchen. Der Führer, ein ... weißer französischer Offizier wollte und konnte wohl auch nicht die Horde an ihrem Vorhaben hindern. Ein untergeordneter,

korpulenter farbiger Vorgesetzter, mit einem Halbmond am Kragen, sah seinen Leuten untätig zu. Die Lage war wenig behaglich! Mir stehen die pockenarbigen Gesichter und die von Flechten oder sonstwie zerfressenen Köpfe und Fratzen der Gesellen noch heute deutlich vor Augen. Sie hielten die Gewehrläufe auf uns gerichtet und plünderten mit gierigen Blicken unsere Taschen aus.

Unterdessen verhandelte unser Batterieführer, Oberleutnant Wierß, mit dem französischen Offizier. Soweit ich verstehen konnte, über den Abtransport und die Mitnahme von Sachen, insbesondere von Mänteln, deren die Kanoniere bei der Kälte und nach dem Schwitzen dringend bedurften. Offenbar wollte sich der französische Offizier ... zu nichts verstehen. Plötzlich brach er unvermittelt die Verhandlungen ab, ließ uns oberflächlich zu einer Reihe ordnen und darauf seine Leute zurücktreten. Auf das Kommando des Offiziers: Attention! Tirez! (Achtung! Feuer!) krachten dann aus den wie beim Sturmlauf im Arm gehaltenen Gewehren aus nächster Entfernung die Schüsse. Lautlos, mutvoll gefaßt, ohne ein Wort des Flehens und der Klage fielen alle getroffen zu Boden. Wierß und v. Gündell ... schienen mir von mehreren Kugeln durchbohrt, sogleich zu Tode getroffen. Von den Mannschaften stöhnte, röchelte und bewegte sich noch mancher oder suchte sich aufzurichten. Ich selbst erhielt bei diesem ersten Morden einen Streifschuß sowie einen weiteren ernsteren, was mir jedoch in der Erregung nicht zum Bewußtsein kam. Dann trat eine Pause ein, die die Spitzbuben anscheinend dazu benutzten, Stellung und Unterstände zu durchsuchen. Diesen Augenblick mochte Gefreiter Schuhmacher für geeignet gehalten haben, um aufzuspringen und im Waldesdickicht zu entkommen. Er war bei dem Schießen unverletzt geblieben und hatte sich instinktiv zu Boden geworfen. Obwohl

Kugeln hinter ihm her pfiffen und sein Zeug durchlöcherten, konnte er unverletzt verschwinden. Ich sah dies und wollte dasselbe tun. Aber schon im Aufrichten spritzte das Blut, es ging nicht, und ich fiel bald wieder hin. Ich erreichte nur, daß ich etwas abseits hinter einer Kiefer zu liegen kam.

Ob die farbigen Mordbrenner das gesehen hatten? Jedenfalls stürzten sich mehrere Kerls abermals auf uns, schossen blindlings in den Haufen Toter und Verwundeter hinein und begannen nach einiger Zeit zurückzukehren. Es mochte jedesmal ein Trupp von vielleicht 5 bis 6 Mann sein, die uns bald so, bald so umdrehten, sich nahmen was sie gebrauchen konnten und schossen, sobald sich einer bewegte oder etwa noch schrie. Man hörte das Knacken des Kammerhebels, um neu zu laden und hörte auch das Beobachten und Aufsuchen der Ziele: „Ici! Là! La tête! (Hier! Da! Den Kopf!)" Und dann krachte ein Schuß. Und wer diesmal nicht getroffen war, wartete, bis vielleicht ein nächster Fingerdruck die Erlösung brachte. Wieder einmal war ich vom Rücken auf den Bauch herumgeworfen worden und einige der Gesellen standen rechts seitwärts von mir durch eine große Blutlache um mich in einiger Entfernung gehalten. Ich mußte den Atem anhalten, damit ein Grashalm, der zwischen Mund und Nase kleben geblieben war, sich nicht bewegte und den letzten Funken Leben in mir verriet. ... Nach dem vergeblichen Versuch meine Achselstücke als „Souvenir" abzureißen, hörte ich die in höhnisch-triumphierendem Tone gemachte Bemerkung: „Trois officiers! Tous morts!" (Drei Offiziere! Alle tot!) Fingerringe konnte man mir bei mehrfachem Untersuchen der Hände nicht von den Fingern reißen, wie es bei Wierß geschehen war. Durch die fehlenden Fingerringe rettete ich mein Leben; denn der Schmerz des Abschneidens hätte sich wohl kaum

verbeißen lassen. Mit ansehen und anhören mußte ich, wie dem Munitions-Unteroffizier Blaschke der Ringfinger abgeschnitten wurde. Er war kurz vor dem Schreckenstage als Verlobter vom Urlaub zurückgekehrt. Auf den Knien stammelte der schon Schwerverwundete immer wieder das eine Wort: „Fiancée" (Braut). Aber die Bestien ließen sich nicht erweichen. Im Gegenteil, ... stachen sie ihm, noch lebend und bei Bewußtsein, ein Auge aus. Ich habe mit eigenen Augen diese grauenhafte Schandtat gesehen. Sie kann nicht bestritten werden. Ringfinger und Augapfel sind nach Rückeroberung der Batterie an der Stätte ruchlosester Tat gefunden worden. ... Nur dadurch, daß ich über und über mit Blut besudelt ... etwas abseits lag und es mir gelang, den Eindruck zu erwecken, daß der Tod bei mir schon eingetreten sei, nur dadurch blieb ich mit Gottes Hilfe am Leben. Ich war durch 6 oder 7 Gewehrschüsse, die aus nächster Nähe abgegeben waren ... am Schenkel, Bauch und Gesäß schwer verwundet. Auch war mir ... zeitweilig die Besinnung genommen.

Beim Erwachen bot sich mir ein Anblick traurigster erdrückendster Art. Verlassenheit ringsum. Nur die bleichen Gesichter der Kameraden und ein wirrer Haufen lebloser Leiber. Dazu die Stille des Schlachtfeldes, über das der Kampf hinweggetobt war. Das Blut rieselte unaufhaltsam ... Ich gab mich völlig auf und hatte mit dem Leben abgeschlossen. ... Indes war der Verlust der Batterie nach den höheren Kommandostellen schon durchgedrungen (durch die Meldung des entkommenen Gefreiten Schuhmacher), und der Gegenstoß hatte eingesetzt. Aus dem aufsteigenden Nebel tauchte auf der Höhe jenseits des Tales eine weitmaschige Schützenkette auf, die sich mehr und mehr füllte. Das Herz pochte heftiger bei dem Zweifel, ob französische Stahlhelme oder deutsche

Pickelhauben. Die den Nebel zerteilende leuchtende Sonne benahm die Ungewißheit. — Es waren deutsche Kameraden! In Sprüngen kam die Infanterie heran ..." (Bericht des Leutnant d. R. Jungclaus in der Feldzugsgeschichte des Feldartillerie-Regiments 10, Hannover.)

Die Schwarzen und ihre weißen Offiziere, die nicht nur die Gefangenen ermordet, sondern auch den noch in der Batteriestellung gebliebenen Verwundeten und Sanitätern nach den später zu Protokoll gegebenen Aussagen des Gefreiten Schuhmacher die Kehlen durchschnitten hatten und „die Toten wie Wild in eine Reihe legten"*), ahnten ihr Schicksal, als die deutsche Infanterie mit grimmigem Hurra die Batteriestellung stürmte. Der Führer des Gegenstoßes, Hauptmann Gerich vom Inf.-Reg. 192 berichtet hierüber: „Wir wurden von den Turkos beschossen, bis wir auf etwa 5 Meter an das Wäldchen herangekommen waren, dann hoben die Neger die Hände hoch zum Zeichen, daß sie sich ergaben; wir haben sie aber, nachdem sie uns bis zum letzten Augenblick beschossen hatten, vor allem aber beim Anblick des furchtbaren Bildes, das sich uns im Wäldchen bot, niedergemacht. Nur wenige entkamen."

Um den tödlichen Haß gegen alles Deutsche, den die französische Generation von 1870 in vierzigjähriger Revanche-Idee genährt hatte, in das rechte Licht zu rücken, und zugleich den Abgrund zu zeigen, der deutsches Denken und Fühlen von dem der mächtigsten politischen Männer des Frankreich von 1914/18 trennte, muß angesichts dieser Schreckensszene eine Äußerung Clemenceaus*) erwähnt werden, die einen wahrhaft teuflischen Zynismus enthüllt:

*) Bericht des mehrfach erwähnten Hauptmann von Gaza in „Deutsche Wehr" Nr. 24 v. 13. 6. 1935.

*) Jean Martet. S. 339/340.

„Einmal sah ich an der Front von weitem einen Trupp ... Da bin ich hingegangen. Es waren Schwarze, die aus den Schützengräben zurückkamen, wo man sie 18 Tage lang vergessen hatte. Sie können sich denken, wie sie aussahen, Blöcke von Schmutz, ihre Gewehre waren zerbrochen, ihre Kleider in Fetzen ... Ich habe mit ihnen gesprochen, weiß nicht, ob sie verstanden haben. Ich habe ihnen gesagt, indem sie mit uns kämpften, machten sie sich selbst frei, im Blute würden sie unsere Brüder und Söhne derselben Zivilisation ...

Bewundernswert waren sie. Die Boches klagen, daß man Schwarze gegen sie geschickt habe. Aber kein Boche, kein Universitätsprofessor aus Berlin oder München kann es an Schönheit und Größe mit dem ersten besten dieser Senegalesen aufnehmen. Was sind schon diese Boches?"

Dieses Wort von Clemenceau kennen, heißt Versailles verstehen ...

Am 30. September sieht sich Castelnau infolge des schweren Blutverlustes*) gezwungen, eine Angriffspause einzulegen. Die Blüte von 35 französischen Divisionen ist geknickt, ohne daß nach dem ersten raschen Einbruch irgendwelche greifbaren Erfolge eingetreten wären. Noch aber setzen Joffre und Castelnau ihre Hoffnungen auf einen letzten, mit allen Mitteln des Material- und Menscheneinsatzes geführten Gewaltstoß. Fünf Tage benutzt Castelnau, um die Masse seiner Artillerie vorzuziehen,

*) Die französischen Verluste übertrafen in der Champagneschlacht 1915 alle Vorstellungen. So verlor das II. Kol. Korps 431 Offiziere und 17787 Mann, das VII. Korps mit allerdings drei Divisionen 613 Offiziere und 23 286 Mann.

die Angriffsdivisionen umzugruppieren und einen Teil wenigstens etwas aufzufrischen. Der Deutsche wird inzwischen durch zahlreiche kleine Teilvorstöße in Atem gehalten.

Am 6. Oktober stößt der Franzose nach 48stündigem Trommelfeuer ins Sturmhorn. Noch einmal tritt er auf der ganzen Front von Auberive über Souain, Tahure bis zum Argonnerwald zum Generalangriff an. Der deutsche Verteidiger ist gewappnet, seine artilleristische Abwehrkraft beträchtlich verstärkt. Aber so stark sind noch die Spannungen, so gering die greifbaren Infanteriereserven, daß gänzlich ausgepumpte Truppen, die 10—14 Tage Champagneschlacht hinter sich hatten, noch einmal aus ihren Ruhequartieren herausgerissen und in die brodelnde Schlacht geworfen werden müssen. So ergeht es den Sachsen von der 24. Reserve-Division, den bewährten 184ern, rheinischen und brandenburgischen Regimentern.

Der Ausklang der Schlacht ist ein letztes Aufbäumen entfesselter Kräfte. Von neuem entbrennt der Kampf um Dorftrümmer und Höhenkuppen, deren Namen seit dem 25. September mit Hekatomben von Menschenopfern verknüpft sind. Um Auberive, die Butte de Tahure, die Butte de Mesnil, den Kanonenberg winden sich neue Totenkränze. Beiderseits der Straße Souain-Somme Py, an der ersten und gefährlichsten Bruchstelle der deutschen Front, wo es seit dem 25. September jeden Tag lichterloh brannte, hat der Franzose 60 Batterien, rund 250 Geschütze, aufgefahren, die ganze Kompagnieabschnitte in Friedhöfe verwandeln. Hier geht es im Kampf Mann gegen Mann auch jetzt wieder am härtesten zu. Regiments- und Bataillonskommandeure greifen neben ihren Musketieren zur Waffe. Oberstleutnant von Ompteda, dessen Bautzener Reserve-Regiment sich in der Champagne unauslöschlichen Ruhm erkämpfte, wird mit dem

Gewehr in der Faust schwer verwundet. Hauptmann Soldan, der Kommandeur des III/184, sieht sich in dem zertrümmerten Sachsenlager nach schwerstem Minenbeschuß plötzlich von starken, durchbrochenen Franzosenhaufen angefallen. Sein Adjutant, Leutnant von der Marwitz, fällt im Augenblick, als er die nächsten Unterstandsbesatzungen alarmieren will. Mit den bewährten Kämpen seines Unterstabes, Ordonnanzen, Burschen und Telefonisten, etwa 15 Mann, eröffnet Hauptmann Soldan das Feuer. „Ruhig, Jungs! Ruhig" ertönt nach jedem Schuß, den er abfeuert, seine Stimme, „auf die Offiziere halten. Weg mit ihnen." In wenigen Augenblicken sind bis auf einen alle französischen Offiziere gefallen. Der Haufe stutzt, wankt, sucht Deckung in Granatlöchern. Ein Feuer, daß die Läufe glühen, prasselt um ihn, nagelt ihn fest. So ist hier durch rechtzeitiges scharfes Zupacken eine schwere Gefahr im Rücken der fechtenden Kompagnien gebannt. Auch andere schwerere Krisen bleiben nicht aus, aber auch sie werden überwunden.

Bis zum 10. Oktober setzt Castelnau mit erlahmender Kraft seine Durchbruchsversuche fort, dann ist es mit dem Franzosen zu Ende. Joffre befiehlt die Einstellung der Offensive. Schon vorher hatte Foch im Artois, und einige Tage später der Brite den Sturm abblasen lassen. Auch hier an der nördlichen Backe der Joffreschen „Zange" war die deutsche Abwehr durch schwerste Krisen gegangen. Bei Loos brannte es der Armee Rupprecht von Bayern auf den Nägeln. Aber so beherzt die jungen Kitchener-Divisionen sich hinter der Feuerwand ihrer Artillerie auch auf die deutschen Bastionen stürzten, so unbeholfen und täppisch waren sie im fremden Gelände neuen Situationen gegenüber. Sie hatten schwer gelitten. Außer dem Einbruch bei Loos blieben ihnen weitere Er-

folge versagt. Auch Foch war auf der tragischen Stätte beiderseits der Lorettohöhe, wo jeder Quadratmeter Boden ein Kreuz tragen müßte, nach dem Mißerfolg der Frühjahrsschlacht eine zweite schwere Enttäuschung beschieden. Souchez, Neuville-St. Vaast, Givenchy, Vimyrücken und Gießlerhöhe — soviel Namen, soviel zehntausend Opfer. Umsonst! Die deutsche Front stand. —

Die Verluste dieser Herbst-Doppelschlacht waren ohne Beispiel in der Geschichte. Nahezu 150 000 Mann in der Champagne und 50 000 Mann im Artois hatte Frankreich die Offensive gekostet*), deren Krönung im Oktober 1915 „der Übergang über den Rhein" sein sollte. Fast 100 000 Mann hatte vom Juli bis zum November die junge britische Armee verloren, davon in der Offensive etwa 75 000 Mann. Diese Zahlen des amtlichen französischen Kriegswerkes werden von Palat, der sich hierbei auf den Rapport Marin stützt, noch erheblich überboten. Danach betrugen allein die französischen Verluste in der Doppeloffensive 404 000 Mann, darunter 131 000 Gefallene**). Erstaunlich hoch ist die Zahl der Vermißten, die über 50 000 erreichte. Hiervon dürften etwa 12—15 000 in Gefangenschaft geraten sein.

Auch die deutschen Verluste waren schwer. Sie erreichten über 80 000 Mann in der Champagne und 55 000 Mann im Artois. Von den 37 400 Vermißten wurden später etwa 24 000 in Gefangenschaft festgestellt.

Nichts kennzeichnet den Charakter dieser Herbstschlacht deutlicher, als die Verluste einzelner Regimenter, die im Brennpunkt des Kampfes standen. Das junge Kriegs-

*) Amtl. franz. Kriegswerk T. III. S. 538.

**) Diese beträchtliche Differenz ist nicht zu erklären. Zweifellos aber sind die Ziffern des französischen Generalstabswerkes zu niedrig gegriffen, da sie nur die Verluste bis zum 6. Oktober umfaßte, während die Doppelschlacht erst Mitte Oktober ausbrannte.

regiment 184, das hier seinen ersten Großkampf bestand, aber eine ganz hervorragend geschulte Truppe war, ließ auf dem Schlachtfeld 83 Degenträger und 2173 Mann; davon waren 25 Degenträger und 639 Mann gefallen. Das Regiment hatte bis zur Vernichtung gekämpft und seine Stellung behauptet. Auch die Verluste des Bautzener Reserve-Infanterie-Regiments 103 überschritten 2000 Mann. Das hessische Res.-Infanterie-Regiment 80 ließ 40 Offiziere und 1355 Mann, die harten Westfalen vom Paderborner Regiment 158 27 Offiziere und 1812 Mann, die brandenburgischen Leibgrenadiere 25 Offiziere und 1253 Mann auf der Walstatt. Auch die Artillerie hatte außerordentlich hohe Ausfälle an Geschützbedienungen, an Pferden und Gerät zu beklagen. So verlor das brandenburgische Feld-Artillerie-Regiment 18 außer 16 Offizieren, 135 Kanoniere, also fast die Hälfte der in Feuerstellung befindlichen Mannschaft.

Die mit den größten Hoffnungen unternommene Doppeloffensive im Herbst 1915 hatte mit einem völligen Fiasko der französisch-britischen Armeen geendet. 1915 — „das Jahr der Illusionen" — nahm einen bedrückenden Ausklang. Winston Churchill, der offenherzigste Kritiker im Lager der Entente, stellt erbittert fest: „In der Zeit der großen Offensivstöße, die Joffre während des ganzen Frühjahres und Herbstes 1915 durchführte, verloren die Franzosen nahezu 1 300 000 Mann. Sie brachten den Deutschen während des gleichen Zeitabschnitts und in den gleichen Operationen 500 000 Mann Verluste bei. Sie (die Franzosen) verzeichneten hierbei keinen nennenswerten Geländegewinn, noch erlangten sie irgendwelche strategischen Vorteile. Es war das ärgste Jahr des Joffreschen Regimes... Verständnislose Starrköpfigkeit und Mangel an Auffassung ... überstiegen alles bisher Dagewesene ..."

Wir aber können nur mit Wehmut und Stolz jener Kämpfer gedenken, die, unverstanden von einer in trügerische Sicherheit gewiegten Heimat, in entsagungsvollem Kampf ihr Leben für Deutschland hingaben. „In Tod und Graus", so bekennt erschüttert der mit Worten so karge Generalstabschef von Falkenhayn, „klammerte der Champagnekämpfer sich, nach seinen Gefechtsvorschriften, an dem Platz fest, den er zu verteidigen hatte, in unzähligen Fällen auch da, wo es längst keinen Offizier oder Unteroffizier mehr gab, der ihm Beispiel sein konnte. Nicht genug damit, griff er in herrlicher Aufopferung die auf ihn und um ihn brandenden feindlichen Massen an, wo irgend eine Möglichkeit sich bot ... Sicherlich ist kein Ausdruck zu erhaben, um gebührend die Leistung der deutschen Truppen in der Champagne in jenen Tagen zu schildern. Alles Große, was im Krieg bis dahin getan war, verblaßt hiergegen ..."

Stirb und Werde

Untergang und Auferstehung der serbischen Armee

Sonnige Septembertage vergoldeten den Herbst des Jahres 1915, als ein Truppentransport nach dem anderen, von der Westfront kommend, in ausgelassenster Stimmung das buntbelaubte Neckartal und schwäbisches Land durchfuhr und über München sich der österreichischen Grenze näherte. Die trutzigen Gemäuer der Hohensalzburg tauchten auf, schneebedeckte Bergriesen reckten ihre Häupter in die Wolken und enthüllten vor den staunenden Augen der Feldgrauen, deren Leben sich seit einem Jahre zwischen Grabenwänden, Drahtverhauen und zerfallenen Dörfern abgespielt hatte, eine neue herrliche Welt: Deutsch-Österreichs Alpenland.

Zur gleichen Zeit, als die 6. brandenburgische und Teile der 43. Reserve-Division wenige Tage vor dem Aufflammen der Herbstschlacht in der Champagne und im Artois der Westfront den Rücken gekehrt hatten, rollten vom Bug und von der Weichsel, von Brest-Litowsk und Warschau her kommend, sechs weitere deutsche Divisionen in tagelanger Fahrt durch österreichische Lande. Als sie Wien durchfahren hatten, als Budapest mit seinen Türmen und Zinnen auftauchte und die Melancholie der ungarischen Pußta sie aufnahm, da wußten die Märker, Thüringer, Württemberger und Bayern, wohin der Weg führte: auf den serbischen Kriegsschauplatz.

Dort, wo Princips Schüsse auf Österreichs Thronfolger den Weltkrieg entfesselt, wo der Donner der Geschütze bereits über den Wassern der Donau und Save

gegrollt hatte, als in den Vogesen, an Ostpreußens und Galiziens Grenzen die Gegner noch mit Gewehr bei Fuß einander gegenüberstanden, schien seit langen Monaten das Kriegsgewitter endgültig vorübergezogen zu sein. Seitdem der letzte österreichische Soldat nach den schweren Niederlagen im Dezember 1914*) serbischen Boden wieder verlassen hatte, war der Kampf, von gelegentlichen Plänkeleien abgesehen, völlig eingeschlafen. Selbstsicherer denn je ruhte Serbien auf seinen Lorbeeren von 1914 aus. Keines Angriffs gewärtig sollte es für Land und Heer in diesen Herbstwochen des Jahres 1915 ein furchtbares Erwachen geben.

Schon im Februar und März 1915, als die ersten türkischen Sperrforts unter den Einschlägen britischer Schiffsgeschütze zusammenbrachen, und eine britisch-französische Flotte mit 18 Schlachtschiffen die gewaltsame Öffnung der Dardanellen zu erzwingen suchte**), hatte zwischen den Hauptquartieren der Verbündeten ein ernsthafter Gedankenaustausch über eine Aktion gegen Serbien zur Entlastung der schwer ringenden Türkei stattgefunden. Als in den folgenden Monaten die Notrufe der von Waffen und Kriegsmaterial nahezu völlig entblößten Türkei dringender wurden, und die Massenopfer der britisch-französischen Landungstruppen auf der Halbinsel Gallipoli keinen Zweifel mehr aufkommen ließen, daß die Entente für die Öffnung des Seeweges nach Odessa *jeden Preis* zu zahlen bereit war, reifte bei Falken-

*) Die österreichisch-ungarische Armee hatte in diesem unglücklichen Feldzug unter Potiorek 230000 Mann eingebüßt, darunter 40000 Gefangene. (Österreich-Ungarns letzter Krieg, I. S. 759 ff.)

**) Dieser Versuch schlug unter schwersten Verlusten fehl. Die britisch-französische Flotte verlor vier Schlachtschiffe, drei wurden kampfunfähig geschossen. (Der Kampf um die Dardanellen, S. 73.)

hayn und Conrad von Hötzendorf der Entschluß zur Tat, Serbien als kriegführende Macht auszuschalten und direkte Verbindung mit der Türkei herzustellen.

In langen, mühseligen, von der Entente-Diplomatie mehrfach durchkreuzten Verhandlungen war es gelungen, Bulgarien für den Anschluß an die Mittelmächte zu gewinnen. Anfang September 1915 war das Bündnis mit Sofia unter Dach und Fach. Am 22. September machte Bulgarien mobil. Noch ahnte die serbische Heeresleitung nicht die ganze Größe der Gefahr eines drohenden Zwei-Fronten Krieges. Noch wiegte sie sich in dem trügerischen Glauben, daß ein Einbruch in serbisches Land über Donau und Save nach den bitteren Erfahrungen der Österreicher ausgeschlossen sei. Wie gebannt sahen der greise Woiwode Putnik*) und seine in drei Kriegen erprobten Generale nach der Ostgrenze des Landes, hinter deren Gebirgsmassiv das bulgarische Heer aufmarschierte, und stellten ihre Hauptkräfte gegen den neuen Feind bereit, von dem Serbien nach allem, was vorangegangen war, kein Pardon zu erwarten hatte.

Bulgarien und Serbien waren seit dem Balkankrieg 1912/13 Todfeinde. Der Bulgare, der bei der Niederringung der Türkei 1912 die Blüte seiner Jugend geopfert und weitaus höhere Blutopfer als Serbien und Griechenland gebracht hatte, sah sich bei der Verteilung der Siegesbeute plötzlich von seinen beiden Bundesgenossen angefallen und mußte zähneknirschend die Waffen strecken, als Rumäniens ungeschwächte Armee als Dritter im Bunde ihm in den Rücken gefallen war. „Bulgarien hatte seine Fahnen für ferne bessere Zeiten einrollen müssen, wie Zar Ferdinand mit deutlichem Vorbehalt erklärte, als am 10. August 1913 der trügende Friede zu

*) Oberbefehlshaber des serbischen Heeres.

Bukarest geschlossen wurde."*) Jetzt war die Stunde der Vergeltung gekommen ...

Anfang Oktober war der Aufmarsch der verbündeten Armeen in Südungarn beendet. Gewaltige Leistungen waren mit dem Eisenbahnaufmarsch vollbracht. Tag für Tag waren durchschnittlich 37 Transportzüge über Budapest und Temesvar der Südgrenze entgegengerollt und in 32 Tagen 1181 hundertachsige Transportzüge ans Ziel gebracht. Unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschall von Mackensen, dem auch die getrennt marschierenden bulgarischen Streitkräfte unterstellt waren, standen die 11. deutsche und die 3. österreichische Armee mit zusammen 13 Divisionen, etwa 160 000 Mann stark, zum Flußübergang und Vormarsch bereit. Einschließlich der bulgarischen Armee, die den Einbruch in Serbien von Osten her zu erzwingen hatte, zählten die verbündeten Streitkräfte 350 Bataillone und 1400 Geschütze, denen der Serbe nur 275 Bataillone und 654 Rohre entgegenzusetzen hatte. Dafür besaß er in der Natur seines rauhen Gebirgslandes und besonders gegenüber seinem nördlichen Gegner in den gewaltigen Flußschranken unübertreffliche Bundesgenossen. Ein Beobachtungsoffizier von einem frisch aus Frankreich eingetroffenen Regiment gibt uns den ersten Eindruck, den die Donau auf die alten Westkämpfer machte, sehr treffend wieder:

„... Nun mußte ich fünf Tage lang das Donauufer bei Semendria beobachten. Niemals wird sich der Eindruck in meinem Gedächtnis verwischen, als ich bei Dunapart durch einen Sehschlitz blickend, plötzlich die breite Fläche des gewaltigen Stromes unmittelbar vor mir sah. Da — rüber? Das konnte ja nett werden. Da konnte ja

*) H. Stegemann, I. S. 38.

der Österreicher recht behalten, der sagte: „Meine Herren, über die Donau wolln's n'über? 95 Prozent Verluste, meine Herren!" — („Die vom Douaumont" — Feldzugsgeschichte des Inf. Reg. 24.)

In wochenlanger sorgfältiger Arbeit hatte die Führung alle Vorbereitungen getroffen, um ein Gelingen dieses kühnen Unternehmens zu gewährleisten. Eine Fülle ungeahnter Schwierigkeiten türmte sich schon bei den vorbereitenden Maßnahmen vor Führung und Truppe auf. Da das serbische Ufer 200—500 Meter höher gelegen ist, als das Aufmarschgelände auf der ungarischen Seite, konnte den Serben auf ihren ausgezeichneten Beobachtungsstellen keine Bewegung auf dem jenseitigen Ufer entgehen. Um den Aufmarsch zu tarnen, durfte das umfangreiche Pioniermaterial nur nachts an die Flußufer geschafft werden, konnten auch die Batterien nur in der Dunkelheit ihre Feuerstellungen beziehen, deren Deckung gegen Sicht an den flachen ungarischen Uferrändern kaum lösbare Schwierigkeiten bot. Die Sturmdivisionen konnten unter diesen Umständen nicht einmal ihr künftiges Kampfgelände kennen lernen, nur Vorkommandos und Einweisungstrupps durften in geringer Zahl und durch österreichische Monturen getarnt, ihre Erkundungen vornehmen.

Noch schien der Serbe das drohende Unheil nicht zu ahnen, als Mackensen am 6. Oktober den Befehl für die Eröffnung des Wirkungsschießens gab. Der Auftakt zu einem der denkwürdigsten Unternehmen der Kriegsgeschichte hatte begonnen. 800 Geschütze, von der leichten Feldkanone bis zum schwersten Steilfeuergeschütz, nahmen von Višégrad über Belgrad, Semendria bis zum Bergmassiv der Gorica das Feuer auf. — Der Donner der Artillerieschlacht, deren grollendes Echo sich weit in die Täler des Hinterlandes fortpflanzt, kündet Serbien seine

Schicksalsstunde. Die lodernden Brände in der stromumgürteten Hauptstadt Belgrad und der alten Türkenfestung Semendria, deren Mauern unter den Einschlägen schwerster Kaliber in Trümmer sinken, stehen als glutrot leuchtende Fackeln gegen den flammendurchzuckten, düsteren Oktoberhimmel.

Die österreichische Armee Köveß hatte befehlsgemäß mit dem Übergang über Save und Donau in der Nacht zum 7. Oktober zu beginnen, die deutsche 11. Armee, die an der schwierigsten Stelle die Flußschranke zu überwinden hatte, eine Nacht später. Den beiden kampfstärksten Korps der Armee Köveß, dem ö.u. VIII. und demXXII. preußischen Reservekorps*) fiel die Aufgabe zu, Belgrad und das beherrschende Höhengelände westlich der serbischen Hauptstadt zu erstürmen (s. Skizze). —

Acht Stunden brauchen die Regimenter des XXII.R.K., um bis an ihre Übergangsstellen zu gelangen. Die Feldzugsgeschichte des Res.Inf.Reg. 208, das die erste Sturmwelle bildete, gibt ein eindrucksvolles Bild von dem seltsamen, fast unheimlichen Anmarsch in der von Regen und Sturm durchpeitschten Nacht: „6 Uhr nachmittags tritt das Regiment, Brigade- und Regimentskommandeur vorn, den Vormarsch durch die Niederung des nördlichen Saveufers an, die infolge Durchstichs des Savedammes größtenteils überschwemmt ist. ... Die Niederung liegt im Bereich der feindlichen Artillerie und Scheinwerfer, die auch anfangs das Gelände absuchen, dann aber verlöschen. Kurz nach dem Abmarsch bricht ein heftiges Gewitter los. Der Vormarsch ist in der tiefen Finsternis, die nur durch grelle Blitze erleuchtet wird, äußerst beschwerlich. In Reihen zu Einem bewegt sich das ganze Regiment langsam und lautlos vorwärts, der

*) Dieses Korps gehörte zu den bekannten Freiwilligenformationen von Dixmuiden und Langemarck.

Hintermann den Vordermann festhaltend, um in der pechschwarzen Nacht nicht die Verbindung zu verlieren. Die schlüpfrigen Wege und die $1^1/_2$ Kilometer langen, schmalen, durch die überschwemmte Fläche gebauten Laufstege, die oft kein Geländer haben und durch das überspülende Wasser glatt geworden sind, gebieten äußerste Vorsicht."

Es war höchste Zeit, als das Bataillon Bensberg (I/208) mit dem Übersetzen begann. Als erste Staffel bestieg die aus erstklassigen Schwimmern zusammengesetzte Freiwilligen-Kompagnie Hansen die Pontons. Die Pioniere haben bei der reißenden Strömung härteste Arbeit zu leisten. Es ist schon vier Uhr morgens, als auf dem serbischen Ufer die erste Leuchtrakete hochzischt und den gespannt wartenden Kameraden anzeigt: Wir sind drüben! Jetzt aber ist der Serbe, der sich bisher bei dem schweren Beschuß in seinen Gräben, in Talsenken und undurchsichtigen Kukuruzfeldern geduckt hatte, hochgeschreckt. Ein wildes Feuer sprüht hinter den hohen Deichwällen auf. Auch auf der langgestreckten Zigeunerinsel, an der die Pontons der 208er vorbeirudern müssen, ist es lebendig geworden. Rückenfeuer schlägt in die nachfolgenden Pontons. Das Schwesterregiment 207 versucht auf der Zigeunerinsel Fuß zu fassen und den lästigen Gegner kampfunfähig zu machen. Aber der Serbe wehrt sich verzweifelt. Wohl gelingt es den Deutschen, sich an den versumpften und mit dichtem Gebüsch bewachsenen Uferrändern festzusetzen, aber das Innere der fünf Kilometer langgestreckten Insel hält die serbische Besatzung, die auf zwei Brückenstegen vom Südufer Zuzug erhält, unerschüttert. Unterdessen versucht das Regiment 208 in dem sich ständig verstärkenden feindlichen Feuer den Übergang unter Aufbietung aller Kräfte zu forcieren. Aber als das erste Bataillon endlich ausgebootet ist, ist es so hell geworden, daß an eine Fortsetzung des Überganges nicht

mehr zu denken ist. Schon den letzten Staffeln des Bataillon Bensberg war ein tragisches Ende beschieden. Ein überlebender Offizier hat uns von dieser bitteren Stunde einen in seiner Realistik kaum zu überbietenden Bericht hinterlassen:

„... Endlich, endlich waren wir am Damm. Da war's erst recht glitschig und dunkel. Österreicher standen an der Brustwehr und knallten in die Gegend. Minen wurden abgeschossen — ihre glühende Geschoßbahn machte mir viel Spaß. Was hatte ich zu tun? Meinen „Schwung Leute" beieinander halten, sobald ein Ponton kam und ich an der Reihe war, hineinzuspringen. Kamen wir rüber, na schön, dann hatten wir vor uns feindliches Land, hinter uns etwa 800 Meter breites Wasser. Schießen würden wir, stürmen, uns verteidigen — das wußte ich, sonst nichts. Pralle ist schon rüber, raunte mir mein Kamerad Pantke zu. Na, nun wird der Tanz losgehen. Wie nett, der Scheinwerfer leuchtet ja garnicht, wahrscheinlich hat er eins vor den Hut gekriegt. Während wir disputierten, geht drüben eine Leuchtrakete hoch. Pralle ist drüben. Kaum ist sie erloschen, da geht's los. Zuerst vereinzelte Schüsse, dann regelrechtes Schützenfeuer, dann ein richtiges Prasseln, allerwärts hört man Querschläger.

Sind wir dran? Ich gehe mit Pantke ans Ufer, um die Rückkunft der Pontons abzuwarten, meine Leute bleiben hinter dem Damm. Da kommen zwei oder drei Kolosse angerudert. Ich muß immer noch warten. Wenn wir doch erst drüben wären. — Es gibt schon Tote und Verwunderte bei uns, und im Osten beginnt es zu dämmern. Wenn es nur zwei Stunden länger Nacht bliebe ...

Wir müssen hinüber, ehe die Sonne hochkommt. Verdammt, war das schon hell. Warum ich gerade der Letzte sein muß! Los! — Wir stießen uns ab. Vorn stakte ein

Pionier, hinten ruderte einer mit einer langen Stange. Etwa 20 Meter mußten wir uns um eine flache Inselecke herumarbeiten, dann sollte uns der Strom treiben — die Pioniere wußten schon, wie's gemacht wird. Kaum waren wir um die Ecke herum, als es einen dumpfen Schlag gab (Treffer in den Ponton), da wieder. Nanu — die schossen ja drüben Salven. Ich guckte über den Rand. Da lag das Ufer, dahinter ein Damm und obendrauf blitzte es. Das wird doch nicht uns gelten? Warum dreht sich der Ponton? Noch einmal ein paar Schläge — wo ist denn der Pionier? Da liegt er zwischen den andern, die wie Heringe zusammengepfercht hocken, den Spaten, den Gewehrkolben vor den verzerrten Gesichtern. „Raus", brüllt jemand. „Wir müssen ersaufen!" — „Warum schreist Du denn?" — „Ich — ich bin angeschossen." Eine Kugelspitze guckt aus dem Koppelschloß irgend jemandes. Ein anderer arbeitet mit den Nägeln, um die Kugel aus dem Leib zu ziehen. Er stürzt vornüber, Blut quillt aus seinem Munde. Er will mir etwas zurufen. — Ich richte mich hoch — Wasser rechts, links, das Boot dreht sich ja, und die erbarmungslosen Salven. — „Es kommt Wasser von unten!" brüllt jemand. „Wir müssen raus, Herr Leutnant!" Der Pionier, der vorn saß, hält seine Schulter und stiert verzweifelt vor sich hin. Ich packe die Stange, will helfen, irgendwie, komme nicht auf Grund. Das Boot dreht sich weiter. Ein Knäuel verwundeter, toter, hilflos dem Salvenfeuer preisgegebener Menschen dreht sich mit. Da — ein Stoß. Das Boot sitzt fest. Land, Land. Etwa 500 Meter von der Südspitze der kleinen Zigeunerinsel sind wir angetrieben. Wir sprangen über Bord — doch wer? Fünf oder sechs waren wir, ein paar Verwundete zogen wir noch drüber weg, zwei versanken noch mit einem Schrei im

Wasser, durch Schlamm, Morast, Schilf — endlich Sand." (Bericht des Leutnant Karl Tolle, 1/208)*)

Währenddessen hat das einsame Bataillon der 208er, mühsam an den verschilften Uferrand angeklammert, hart um sein Leben zu kämpfen. In schwerer Sorge lauschen die Zurückgebliebenen dem verworrenen Kampflärm, den Handgranateneinschlägen und dem prasselnden Infanteriefeuer, das vom serbischen Ufer herüberdringt. Da die Gegner eng verkrampft einander gegenüberliegen, muß die Artillerie diesem Kampf machtlos zusehen. Wiederholt geht der Serbe, der sich schnell von seiner Überraschung erholt hat, zu wuchtigen Gegenstößen über. Pardonstimmung liegt nicht in der Luft. Gelingt es den Serben, die kühnen Eindringlinge in den Fluß zurückzustoßen, dann dürfte wohl keiner vom ganzen Bataillon die Heimat wiedersehen. Das wissen die Küstriner Musketiere auch ganz genau und zählen jede Patrone. Siebenmal stürmt der Serbe vor, siebenmal muß er in dem auf nächste Entfernung abgegebenen Infanteriefeuer wieder weichen. Aber noch ist es erst Mittag und schon schwindet die Munition. Da wirft sich der Gefreite Müller — begleitet von den Segenswünschen seiner Kameraden — in den Strom, überquert trotz der reißenden Strömung, trotz der eisigen Temperatur den 800 Meter breiten Fluß und gelangt triefend und völlig erschöpft zum Regiment: „Munition oder wir sind verloren!" — „Freiwillige vor!" Mehrere Pioniere melden sich. Es wird am hellen lichten Tag eine wahre Todesfahrt. Umprasselt vom feindlichen Feuer, rudern die Pioniere, daß ihnen die Haut in Lappen von den Händen hängt, sie wissen, daß sie, rudernd, stakend und steuernd, eine prachtvolle Zielscheibe für den wachsamen Gegner abgeben, daß sie, wenn das tödliche Blei trifft, keinen Soldatentod mit

*) v. Montbé, S. 234.

der Waffe in der Hand finden, sondern wehrlos absacken und ertrinken müssen. Das wissen diese unbekannten Soldaten des Großen Krieges ganz genau, aber es ficht sie nicht an. Sie sehen vor sich das feindliche Ufer und haben keinen anderen Gedanken als die 800 Kameraden, deren Leben von ihrem Durchkommen abhängt. — Die kühne Fahrt gelingt. Paketweise werfen die Pioniere aus dem Uferschilf die Patronengurte an Land, wo sie begierig aufgegriffen werden und von Hand zu Hand durch die Schützenlinie wandern. Nun wird man bis zur Nacht aushalten können ...

Bei einbrechender Dämmerung gelangen wieder einige verwegene Schwimmer zum ungarischen Ufer zurück. Ihre Meldungen lauten ernst. Die Verluste des einsam fechtenden Bataillons sind schwer; die zahlreichen Verwundeten, die zwischen Schilf und Ufergebüsch gebettet, allen Unbilden der Witterung preisgegeben sind, befinden sich in übler Lage. Aber schon hat der tatkräftige Kommandeur der 208er ein zweites Bataillon zum Übersetzen bereit gestellt. Auf den wenigen, noch unbeschädigten Pontons wird der Übergang trotz heftiger serbischer Gegenwirkung durch Scheinwerfer und Infanteriefeuer erzwungen. Zwei Bataillone befinden sich in den ersten Morgenstunden des 8. Oktober auf serbischem Boden, aber solange die Musketiere noch mit den Fersen im Wasser stehen, bleibt die Lage nach wie vor gespannt. Es gibt nur eine Lösung: Vorwärts!

Noch im Halbdunkel greift Regiment 208 zum Bajonett und nimmt in einem einzigen Sprung die serbischen Uferstellungen, rollt sie nach Osten auf, bemächtigt sich der Brückenstege zur Großen Zigeunerinsel und schafft den 207ern Luft, die jetzt diesen wichtigen Stützpunkt restlos vom Gegner säubern. Jetzt geht es Zug um Zug. Bis zum Mittag hat die Brigade v. Reuter ihre beiden In-

fanterieregimenter auf dem serbischen Ufer versammelt. Ein erster großer Schritt war getan. Aber der tatenfrohe Kommandeur der 20ser, Oberstleutnant von Blottnitz, war nicht gewillt, dem weichenden Gegner Frist zum Verschnaufen zu geben. Entgegen dem ausdrücklichen Divisionsbefehl, der einen Angriff auf die steile Banovohöhe erst für den nächsten Tag festgesetzt hatte, tritt Regiment 208 noch in den Abendstunden des 8. Oktober zum Sturm an und nimmt nach kurzem heißen Ringen den Berg, der als stärkste Bastion den Vormarsch nach Serbien hinein sperrt und bei seiner beherrschenden Lage den Weg nach Belgrad von Westen her öffnet. —

Der Übergang des VIII. ö.-u. Armeekorps, das Belgrad im Stirnangriff zu nehmen hatte, gestaltete sich noch erheblich verlustreicher als bei dem benachbarten XXII. K. K. Es war eine ausgezeichnete Truppe, die General von Köveß als Sturmbock gegen „Stadt und Festung Belgerad" vorführte. Sie war nicht, wie eine ganze Anzahl anderer Formationen der ö.-u. Armee, durch die Niederlagen von 1914 demoralisiert, sondern brannte darauf, den Flecken auf dem Ehrenschilde der Armee durch Wiedereroberung der alten Donaufestung zu tilgen.

Die Landungsstellen des VIII. ö.-u. Armeekorps lagen am Fuß des die Stadt tragenden Höhenrückens. Der mit engem Häusergewirr bedeckte Hang steigt steil auf, beherrscht von dem alles überragenden Kalimegdan-Massiv, auf dem sich seit uralten Zeiten die Zitadelle drohend über Stadt und Strom erhebt. Ein eindrucksvolles Bild bot sich den beiden österreichischen Gebirgsbrigaden, als sie in die bereitliegenden Boote stiegen. „Die in Belgrad wütenden Brände spiegelten sich auf der Stromfläche und die immer stärker auflodernden Flammen beleuchteten das den Kalimegdan umfließende Wasser fast taghell."*)

*) Österreich-Ungarns letzter Krieg, Bd. III. S. 207.

Dazwischen strichen unruhig die Lichtkegel der serbischen Scheinwerfer über die Fluten und übergossen die anrudernden Pontons mit einem grellen gleißenden Licht. Jetzt wurde es in den Feuerstellungen der serbischen Batterien, die, um sich nicht vorzeitig zu verraten, das Wirkungsschießen der schweren österreichischen Artillerie schweigend abgewartet hatten, im Augenblick lebendig. Schuß auf Schuß donnerte aus leichten und schweren Rohren den unter Anspannung aller Kräfte vorwärts geruderten Booten entgegen. Gewaltige Fontänen sprudelten zu beiden Seiten der Pontons hoch, Granatsplitter rissen Boden und Seitenwände auf und einige Male gab es einen einzigen Schrei aus Dutzenden von Kehlen, ein Bersten und Krachen, und Schiffs- und Menschentrümmer trieben stromabwärts: — Volltreffer. Aber die vordersten Boote haben bei Einsetzen dieses Feuers das Belgrader Ufer schon erreicht. Ohne das Auflaufen der Pontons abzuwarten, stürzen sich die Mannschaften des III/74, von Oberstleutnant Mettelet vorgerissen, auf den unweit des Ufers sich entlangziehenden Bahndamm und besetzen ihn. Alles in allem können sich aber in dieser wilden Nacht nur vier Bataillone der beiden Gebirgsbrigaden auf dem Belgrader Ufer einnisten; jeder weitere Versuch scheitert an der Wachsamkeit des Gegners. Von den Pontons ist nur noch jeder dritte benutzbar, die anderen sind leck geschossen, abgetrieben oder gesunken.

Die vier Bataillone, die mit ihren 2500 Gewehren am Fuße des Kalimegdan unmittelbar vor der Stadt festliegen, befinden sich in äußerst mißlicher Lage. Tief unten im Grunde gelegen, müssen sie von den umliegenden Höhen einen konzentrischen Artilleriebeschuß über sich ergehen lassen, während die geringste Bewegung zielsichere Schüsse aus Häusern und Dächern der Oberstadt auslöst. Zugleich bietet der energische Verteidiger von Belgrad,

General Zivkovic, alles auf, um den verhaßten Gegner, der zum zweiten Mal die Hand nach der Hauptstadt des Landes ausstreckt, in die hochgehende Donau zurückzustoßen. Aber so wenig Raum nach vorwärts auch diese erprobten Gebirgsbataillone gewinnen können, so hartnäckig halten sie die mühsam erkämpfte Stellung an der hohen Böschung des Bahndammes fest. Kein Fußbreit Boden geht trotz der wütenden Angriffe der Serben verloren. Am Nachmittag des 8. Oktober können mehrere stark bestückte Donaumonitore, die das serbische Artilleriefeuer auf sich lenken und mit ihren Flachbahngranaten die oberhalb des Bahndammes gelegenen, stark besetzten Häuser in Trümmer legen, etwas Erleichterung verschaffen. — In der darauf folgenden Nacht gelingt es trotz stärkster feindlicher Gegenwirkung fast die gesamte Infanterie der beiden Gebirgsbrigaden überzusetzen, aber auch diese ansehnliche Streitmacht von neun Bataillonen — etwa 6000 Mann — kann den eisernen Widerstand Zivkovics noch nicht brechen. Erst am Abend des zweiten Schlachttages, als nach der Eroberung der Banovohöhe die Brandenburger des XXII. Res. Korps tief in Zivkovics Flanke auftauchen, lockert sich die Verteidigung. Jetzt kommt der Angriff über den Bahndamm und durch das Häusergewirr in Fluß. Scharf zupackend stürzen sich die 9. und 18. Gebirgsbrigade über den Bahndamm auf die serbischen Stellungen, dringen zugleich mit der weichenden Besatzung in die Stadt ein, wo sich in dem Gewirr steil aufsteigender Straßen ein wilder nächtlicher Häuserkampf entspinnt, an dem sich auch die in der Stadt verbliebenen Reste der Bevölkerung beteiligen. In den ersten Morgenstunden dringen von Westen her Truppen des XXII. A. K. in die Stadt ein. Die 2. Kompagnie des Berliner Freiwilligenregiments 203 nimmt die Residenz des serbischen Königs, den Konak, und hißt

die deutsche Flagge. Zu gleicher Zeit haben die Österreicher die Zitadelle auf dem Kalimegdan genommen, von der, wie schon so manches Mal in den vergangenen 300 Jahren, wieder die schwarz-gelbe Fahne flattert. Belgrad war genommen, der erste Riegel aufgestoßen. — Die Verluste der verbündeten Truppen hielten sich im Hinblick auf die Schwierigkeit des Unternehmens in erträglichen Grenzen. Nur die beiden österreichischen Gebirgsbrigaden hatten bei einem Abgang von mehr als 1000 Mann — darunter 400 Ertrunkene — fühlbar gelitten. Die Verluste des XXII. Res. Korps betrugen etwa 1100 Mann, darunter 200 Ertrunkene*).

Bei der 11. deutschen Armee (v. Gallwitz) hatte sich der Übergang zwischen Semendria und der Flußschleife von Ram erheblich reibungsloser vollzogen. Sowohl bei dem Korps Kosch**), das am östlichen Flügel angesichts der steil am Ufer aufsteigenden Gorica (350 Meter) den Übergang zu erzwingen hatte, wie auch bei dem Korps Winckler gelang das Unternehmen ohne größere Kämpfe. Der Serbe hatte hier unter der verheerenden Wirkung der schweren deutschen Batterien seine Stellungen vorzeitig geräumt. Nur bei dem III. Armeekorps***) (von Lochow) tritt eine allerdings schnell vorübergehende Krise ein. Die hessische 25. Reserve-Division, die den

*) Österreich-Ungarns letzter Krieg, Bd. III. S. 214. Reichsarchiv, Bd. IX. S. 213.

**) Das Korps Kosch bestand aus der 101. und 103. Inf. Div.; das Korps Winckler aus der 11. bayr., der 105. und 107. Inf. Div.

***) Das III. brandenburgische Korps war aus der 6. Division und der 25. Res. Div. zusammengesetzt, da die 5. Division unmittelbar vor ihrem Abtransport nach Serbien in die Abwehrschlacht in der Champagne geworfen werden mußte. (vgl. oben „Brennende Champagne")

etwa 1100 Meter breiten Strom westlich der alten Türkenfeste Semendria zu überschreiten hatte, konnte infolge Sturm und hohen Wellenganges die Überfahrt vor Hellwerden nicht beenden, sodaß unter heftigstem feindlichen Salvenfeuer von den 53 Booten der ersten Staffel nur acht Boote mit 150 Mann das Südufer erreichen konnten, die gegen den sofort angreifenden Serben einen verzweifelten Stand hatten. Glücklicherweise gelang der Übergang der 6. brandenburgischen Division, die die Festung Semendria östlich umfassend angreifen sollte, reibungslos und schaffte den Hessen Luft. Das uckermärkische Infanterie-Regiment 64, das in pechschwarzer Nacht seine drei Bataillone zugleich einbootet und über die mit Schaumkronen bedeckte Donau brachte, riß sofort das Gesetz des Handelns an sich. Während die deutschen Batterien mit höchster Feuergeschwindigkeit ihre Geschosse aus den Rohren jagen und der Serbe aufgeregt antwortet, pflanzen die Prenzlauer Musketiere dicht vor dem feindlichen Ufer das Seitengewehr auf, springen aus den Pontons und stürmen mit Bajonett und Handgranate — bis zur Brust im Wasser watend — das feindliche Ufer. Mehrere zäh verteidigte Blockhäuser und einige Geschütze werden in rücksichtslosem Draufgehen genommen. Am Mittag des 9. Oktober steht bereits die ganze Infanterie der 6. Division mit mehreren Batterien auf dem Südufer. Wie undurchsichtig aber auch hier noch die Lage war, zeigt ein Gefechtsbericht des Feldartillerie-Regiments Nr. 3:

„Als der Abend sich senkte, standen Regimentsstab und II. Abteilung an das Ufer geklemmt in Stellung, die Infanterie kurz davor an die Dämme geklebt. Vom Feind war in dem ausgedehnten Buschgelände wenig erkannt. Wir bekamen viel Infanteriefeuer in die rechte Flanke. Aus diesem Grunde zogen die Protzen, Deckung suchend,

die ganze Nacht herum und hatten doch Verluste, besonders an Pferden. Im übrigen war die Lage, sozusagen *mit dem Lafettenschwanz fast im Wasser* und einem unbekannt starken Gegner gegenüber, keinesfalls angenehm, zumal spät am Abend Gerüchte durchsickerten, daß die rechts anschließende 25. Res. Division nur sehr schwer und verlustreich hatte Fuß fassen können und noch in den Abendstunden erbittert um einen schmalen Uferstreifen rang."

Am 9. Oktober abends konnte nach dreitägigem Ringen der Donau- und Saveübergang an der ganzen Front als gelungen angesehen werden. Belgrad und das anschließende Höhengelände war fest in der Hand der 3. ö.-u. Armee v. Köveß, und der 11. deutschen Armee v. Gallwitz war es gelungen, auf dem südlichen Ufer drei starke Brückenköpfe von je 10 Kilometer Breite zu schaffen. Bei schwierigsten Witterungs- und Stromverhältnissen hatte die Heeresgruppe v. Mackensen einem zähen und wachsamen Feinde gegenüber eine kriegerische Glanzleistung vollbracht. Nun kam es darauf an, durch scharfes Nachstoßen nach Süden die Ausgangsstellungen für die weiteren Operationen im Innern des Landes zu gewinnen, die im Zusammenwirken mit der bulgarischen Armee *die Vernichtung des serbischen Heeres* zum Ziele hatten.

Jetzt aber bei dem beginnenden Vormarsch zeigten sich erst die Schwierigkeiten des serbischen Feldzuges in ihrer ganzen Größe. Der Himmel hatte seine Schleusen geöffnet. Regengüsse überschwemmten das Land, verwandelten Straßen und Wege in einen tiefgründigen Morast und ließen die zahllosen kleinen Flüsse und Bäche zu reißenden Gewässern anschwellen. Der vom Balkangebirge herabfegende Herbststurm, die berüchtigte Kossava,

wühlte die Fluten der Save und Donau zu hohen Wellenkämmen auf; die gewaltigen Ströme traten über die Ufer und überschwemmten kilometerweit das Land. Nur wenige Tage später angesetzt, und das groß angelegte Unternehmen des Flußüberganges wäre an der Gewalt der Elemente gescheitert. Aber auch jetzt noch erwies sich die Kossava als ein treuer Verbündeter Serbiens. Es war den Armeen der Heeresgruppe Mackensen unmöglich, unter diesen Verhältnissen einen Brückenschlag durchzuführen und den Vormarschtruppen den lebensnotwendigen Nachschub an Munition, Verpflegung und Sanitätsmaterial zuzuführen. Bei der Armee v. Köveß war am 10. Oktober noch keine einzige schwere Batterie auf dem Südufer. Da der Sturm auch jeden Verkehr mit Fähren und Schleppkähnen unterband, war es noch nicht einmal gelungen, den Gefechtstroß und sämtliche Pferde für die Feldartillerie überzusetzen, so daß die leichten Batterien in den ersten Tagen auf das notdürftigste bespannt und ohne Munitionsreserve der Infanterie auf ihrem beschwerlichen Wege folgen mußten. Schon stand die 11. deutsche Armee in 60 Kilometer Breite 15 Kilometer tief in Feindesland, und noch war es nicht gelungen, auch nur **eine einzige Notbrücke** über die Donau fertigzustellen. Nach der Lage der Dinge war eine schwere Krise unausbleiblich, wenn der Serbe zum Gegenstoß ausholte und den Versuch unternahm, die von Kampfmitteln entblößten Stoßtruppen der Verbündeten in die Donau zurückzuwerfen. Nach den Erfahrungen der Österreicher von 1914 war ihm eine solche Gegenaktion ohne weiteres zuzutrauen. Nur dem Angriffsgeist der verbündeten Truppen war es zu verdanken, daß serbische Gegenstöße im Keime erstickt wurden. Aber auch die deutschen Truppen, die Neulinge auf diesem Kriegsschauplatz waren, hatten schon nach wenigen Tagen die Er-

fahrung gemacht, daß der Serbe ein durchaus ebenbürtiger Gegner war und, von Natur aus hart und zähe, seine heimatliche Erde mit leidenschaftlicher Hingabe verteidigte. Die Taktik, dem Feinde möglichst Abbruch zu tun und sich seinem Zugriff durch schnelles Ausweichen zu entziehen, führte der serbische Infanterist mit vorbildlicher Geschicklichkeit durch. Oft genug stießen die verbündeten Truppen nach verlustreichem Sturm auf ein leeres Nest und sahen gerade noch die letzten Verteidiger zwischen Kukuruzstauden und dichtem Gebüsch verschwinden. Eine für den serbischen Feldzug durchaus charakteristische Kampfszene schildert in der Feldzugsgeschichte des brandenburgischen Infanterie-Regiments 24 der Kompagnieführer Leutnant Gareis:

„.. Gegen 12 Uhr mittags befiehlt der Bataillonskommandeur Graf Hertzberg die Kompagnieführer zu sich. Ein angenehmer Augenblick: Im Laufschritt bei pfeifenden und singenden Querschlägern durchs hohe Maisfeld zum Bataillonsgefechtsstand, einem elenden Kukuruzhäuschen. Ohne Verwundung, aber atemlos finden wir uns alle ein. Der Graf ist höchst erregt: es muß etwas geschehen, der Übergang erzwungen werden. Zum Glück ist eine Batterie Feldkanonen bereits heran, und schnell ist der Plan gefaßt, nach zweistündiger Vorbereitung die Badrika zu durchwaten und die jenseitigen Gräben zu nehmen. ... Das Zurückkommen ist wieder ein Laufen und Springen um Leben und Tod. Aber alle kommen ungetroffen an die Böschung der Badrika. Leider fordert das glänzend gezielte Feuer der Serben noch manche Opfer. Leutnant Langerhans fällt durch Kopfschuß beim Feststellen des feindlichen Grabens, das Fernglas am Kopf. Leutnant d. R. Müller stürzt beim Sprung zu einer anderen Gruppe seines Zuges mit schwerem Bauchschuß. Neben mir stirbt mein Kompagnie-

schreiber v. Hülsen. Mit tödlichem Bauchschuß bricht der nach vorn eilende Bataillonskommandeur Graf Hertzberg zusammen. Seine Absicht, die Kompagnien stürmend zu begleiten, bringt ihm den Tod. Währenddessen kracht Schuß auf Schuß unserer Batterie in die serbischen Stellungen. ... Mit einem Schlage treten die Kompagnien zum Sturm an. Je ein Zug hält, über die Köpfe der in die Badrika steigenden Stürmer hinwegschießend, die Serben nieder. Das Wasser reicht uns allen bis an die Brust, einzelnen bis zum Hals. In den Händen der hoch emporgereckten Arme das Gewehr, Taschentuch ... und Zigaretten. Vorsichtig tastend waten wir durch. Die serbischen Kugeln pfeifen über die Köpfe. Hinauf den Uferrand, durch die hohen Kukuruzbestände über flaches Land stoßen wir am Wiesenrand vor Lipe auf die verlassenen serbischen Gräben. ... Im Abschnitt der 10. Kompagnie reichte das Wasser den Leuten bis an die Schultern, nur dem Leutnant Märtens, dem körperlich kleinen, aber um so tatkräftigeren Führer der Maschinengewehr-Kompagnie, bis über den Helm. Die Luft anhaltend, durchschritt er unverzagt den Fluß, wobei die Helmspitze allein noch über den Wellen tanzte, ein Anblick, der trotz der ernsten Lage ... uns alle zum Lachen brachte."

Aber so oft der Serbe in seinen schnell aufgeworfenen Zwischenstellungen auch diese Ausweichtaktik anwandte und dem Gegner das Nachsehen gab, so ausdauernd und entschlossen kämpfte er um die Schlüsselpunkte der wankenden Nordfront.

Diese Erfahrung machte jede einzelne Division, die im serbischen Feldzug an der Hauptkampffront focht. Die Gebirgstruppen des ö.-u. VIII. Korps hatten bis zum 17. Oktober schon 7000 Mann, fast ein Drittel ihrer Gefechtsstärke eingebüßt. Die 11. bayrische und die 105. Division hatten in der befestigten Stadt Passarowitz

Straßenkämpfe zu bestehen, wie sie diese vielfach erprobten Truppen im bisherigen Verlauf des Krieges noch nicht kennengelernt hatten. Auch die Freiwilligenregimenter des XXII. Reservekorps, die in Flandern 1914 im Kampf mit den altgedienten britischen Söldnern sehr schnell zu erfahrenen Feldsoldaten herangereift waren, lernten hier in den schweren und verlustreichen Gefechten um das Avalla- und Rudnikgebirge den Krieg von einer ganz neuen Seite kennen. Auch Lochows Brandenburger von der 6. Division sollten bei der Erstürmung des Vranovobergers, der die Zugänge zum Morawatal sperrte, die Erfahrung machen, daß der Serbe eher bis zum Weißbluten kämpfte, als daß er dem Gegner eine lebenswichtige Stellung überließ. Dieser Kampf um den Vranovo, der zum Schicksalsberg der märkischen Infanterie wurde, zeigte den serbischen Infanteristen als den härtesten Gegner, mit dem deutsche Truppen im Großen Kriege die Klinge zu kreuzen hatten.

In terrassenförmig angelegten Gräben, die zwischen hohen Maisfeldern und dichtem Buschwerk von der deutschen Artillerie schwer zu fassen waren, erwartete der Serbe am 14. Oktober den Gegner. In langwierigen Gefechten um einzelne Dörfer, um Flußübergänge und Waldstücke hatten sich die Brandenburger bis auf Sturmentfernung an die serbische Hauptstellung herangearbeitet. Das Infanterie-Regiment 64 und Teile der 24er waren zum Sturm auf die Höhe ausersehen. Sprungbereit liegen die Musketiere in ihren flachen Löchern, als die deutsche Artillerie mit dem Wirkungsschießen beginnt, das unter höchster Feuersteigerung eine Stunde lang die serbischen Stellungen sturmreif zu machen sucht. Unheimlich ist während des deutschen Vorbereitungsfeuers die Todesstille beim Gegner. Kein Schuß, keine Leuchtzeichen — nichts. Aber in dem Augenblick, als die

Uckermärker zum Sturm antreten, peitscht und knattert ihnen ein rasendes Feuer entgegen, das die Prenzlauer Musketiere reihenweise zu Boden streckt. Bis auf 400 Meter arbeiten sich die Kompagnien sprungweise an den Feind heran, dann aber müssen sie, als auch noch Flankenfeuer in die Schwarmlinien hineinschlägt, unter schweren Verlusten Deckung nehmen. Auch das links angreifende Bataillon der 24er kommt in dem Höllenfeuer zum Stehen und muß zum Spaten greifen. Nach einer nochmaligen kräftigen Feuerwelle der Batterien läßt Oberstleutnant Edelbüttel kurz vor dem Einbruch der Dunkelheit das Signal „Seitengewehr pflanzt auf" blasen. Wie ein Mann erhebt sich das ganze Regiment 64 zum Sturm. Zu gleicher Zeit treten die 24er und Teile des Infanterie-Regiments 20 an.

Das serbische Feuer reißt auf die nahe Entfernung breite Lücken, aber es gibt kein Halten mehr. Trommel und Horn werden von dem brausenden Hurra übertönt, mit dem die erbitterten Musketiere in die feindlichen Stellungen einbrechen. Um die Stellung selbst entspinnt sich ein mörderischer Kampf. Kaltblütig jagen die Schützen vom 11. und 19. Serbischen Infanterie-Regiment bis auf wenige Meter Entfernung dem anstürmenden Gegner die Schüsse ins Gesicht, dann greifen sie, beide Beine fest in den Boden gestemmt, zur blanken Waffe. In diesem Kampf gibt es keine Gnade. Bajonett und Kolben wüten, Beilpicke und der scharf geschliffene Spaten werden zu furchtbaren Nahkampfwaffen. Eine 3/4 Stunde wütet auf den Hängen und der Kuppe dieses erbarmungslose Handgemenge, dann erst gibt sich der tapfere Gegner geschlagen. Der Weg in das Morawa-Tal ist frei. — Teuer war dieser Sieg erkauft. 24 Offiziere und 609 Mann ließ das Infanterie-Regiment 64, das die Hauptlast des Kampfes zu tragen hatte, auf der Walstatt. Mons und

Vailly, die bisher schwersten Kämpfe der 6. Division, verblichen vor dem Tage von Vranovo ...

Die serbische Heeresleitung war von der Wucht des Angriffs der Heeresgruppe Mackensen völlig überrascht worden. Sie hatte seit Anfang September ihre Hauptkräfte an der Ostgrenze gegen Bulgarien versammelt und an der Donau und Save nur mit einer mehr oder minder kräftigen Demonstration der Österreicher gerechnet. Der in breiter Front erzwungene Einbruch in Nordserbien und der unaufhaltsame Vormarsch 13 feindlicher Divisionen, darunter neun vollkampfkräftiger deutscher Divisionen, warf alle Berechnungen über den Haufen. Die alarmierenden Nachrichten, die mit dem Fall Belgrads einsetzten und dann mit jedem Tage die von Norden drohende Gefahr dem serbischen Hauptquartier deutlicher erkennbar werden ließen, zwangen den Woiwoden Putnik, von seiner sorgsam aufgesparten Heeresreserve an der Ostgrenze zwei Divisionen nach der Nordfront in Marsch zu setzen. Wenige Tage darauf erklärte Bulgarien den Krieg. Ein neuer, äußerst gefährlicher Feind, der Vergeltung für das Friedensdiktat von Bukarest forderte, hatte sein Schwert in die Wagschale geworfen. Serbiens Heer, 300 000 Mann stark, stand jetzt in einem Zwei-Fronten-Krieg, der an die Wurzeln des staatlichen Daseins griff.

In dieser Not wandte sich Serbiens Regierung dringender denn je an seine westlichen Bundesgenossen. Nur ein schlagkräftiges Expeditionsheer, das, von Saloniki aus vorstoßend, in allernächster Zeit in den Kampf eingriff, konnte das Schicksal noch wenden. Bisher lagen allerdings keine Anzeichen vor, daß die Westmächte ihr Versprechen, Serbien unter allen Umständen zu Hilfe zu eilen, auch halten würden. Obwohl Lord Kitchener

in einer erregten Sitzung des Entente-Kriegsrates erklärt hatte, daß es im Hinblick auf den schlechten Eindruck bei den Balkanstaaten und den Völkern des Islam unmöglich sei, Serbien im Stich zu lassen*), hatten die Westmächte kostbare Wochen verstreichen lassen, bis sie sich zum Abtransport von Truppen auf den Balkan entschlossen. Erst am 5. Oktober begann eine französische Division und einige Tage später eine britische Division — unter Verletzung der griechischen Neutralität — mit der Ausladung. Bis zum Eintreffen der Artillerie, der Pferde und Fuhrparkkolonnen mußten jedoch weitere zwei Wochen vergehen, bevor der Vormarsch nach Norden angetreten werden konnte. So sah sich die serbische Heeresleitung — von den Bundesgenossen im Stich gelassen — in den entscheidungsschweren Wochen der zweiten Oktoberhälfte in einer strategischen Zwangslage, die nur gemeistert werden konnte, wenn es gelang, bis zum Eintreffen des britisch-französischen Expeditionsheeres Zeitgewinn zu erkämpfen.

Unterdes war der Kampf an der ganzen Ostfront, von der rumänischen bis zur griechischen Grenze, in voller Stärke entbrannt. Zwei bulgarische Armeen waren zum Angriff angetreten. Die Stoßrichtung der 1. Armee (Bogadjeff) zielte auf Serbiens zweite Hauptstadt Nisch und auf die Vereinigung mit Mackensens linkem Flügel, die Aufgabe der erheblich schwächeren 2. Armee (Todoroff) war, Südserbiens Bahnverbindungen nach Saloniki zu unterbrechen und jeden Vorstoß der Entente-Armee im Keime zu ersticken.

Dem Vormarsch der 2. bulg. Armee war schon in den ersten Tagen ein starker Erfolg beschieden. Es gelang ihr in raschem Zufassen ins Vardartal hineinzustoßen und die

*) Franz. amtl. Kriegswerk, T. VIII. 1 S. 165.

Bahnlinie Nisch-Saloniki auf einer Streckenlänge von 100 Kilometern zu besetzen. Damit war der für größere Truppenbewegungen allein brauchbare Verbindungsweg zwischen den Ententetruppen und dem serbischen Heer verriegelt.

Schleppender entwickelte sich das Vorwärtskommen der 1. Armee. Die Hauptstreitkräfte der Bulgaren hatten ein bis zu 1500 Metern ansteigendes Grenzgebirge zu überwinden, in dem Regen, Schnee und dichter Nebel jede Bewegung hinderten. Büffelwagen mit 400 Kilo Ladung, das waren 40 Feldgranaten oder die Tagesverpflegung für ein halbes Bataillon, brauchten zwei Tage, um eine Strecke von 10—12 Kilometer zu überwinden*). Geschütze und Protzen mußten getrennt mit Büffelgespannen und mit Menschenkraft die Höhen hinaufgeschafft werden.

Außerdem stießen die Bulgaren in dem Festungsdreieck Pirot—Nisch—Zajecar auf auserlesene serbische Truppen, die unter Führung des unbeugsamen Stepanovic mit einer an Fanatismus grenzenden Leidenschaft in den Kampf zogen. Der Krieg unter Balkanvölkern hat sein eigenes Gesicht. So wie die Serben 1913 erbarmungslos unter den bulgarischen Mazedoniern aufgeräumt hatten, mußten sie jetzt Vergeltungsmaßnahmen der Bulgaren im eroberten Gebiet erwarten, und der Gedanke an die endlosen Flüchtlingszüge, die sich mühsam aus den Grenzgebieten nach Nisch und weiter nach Westen schleppten, verlieh Stepanovics Regimentern ungeahnte Kräfte.

Mit einer maßlosen Erbitterung wurde um jede Kuppe, jeden Flußlauf, jedes einzelne Ruinennest gerungen. Mit Urgewalt brach sich der seit Jahren schwelende Haß zwi-

*) Reichsarchiv, Bd. IX. S. 232.

schen den beiden Völkern in diesen Gebirgskämpfen an Serbiens Ostgrenze Bahn. Jeder Angriff der draufgängerischen Bulgaren löste einen Gegenangriff der Serben aus. Kaum hatte Stepanovic verlorene Stellungen wieder genommen, da prallte schon der nächste bulgarische Angriff vor. In würgendem Kampf hatten sich die Gegner ineinander verbissen. Schon stand die schwache 2. bulgarische Armee in Üsküb und Kumanova im Herzen Südserbiens, und noch tobte am zehnten Tage der bulgarischen Offensive der Kampf um die von Stepanovic verteidigten Grenzfesten mit unverminderter Heftigkeit, ohne daß die bulgarische Hauptarmee Raum gewonnen hätte. Da löste der rapide Vormarsch der Heeresgruppe Mackensen auch hier die Verstrickung. —

Das rastlose Vorwärtsdrängen der Armeen Gallwitz und Köveß stellte an die Leistungsfähigkeit der verbündeten Truppen die höchsten Anforderungen. Auf einigen wenigen Wegen, die auch bei trockenem Wetter nicht als Straßen angesprochen werden konnten, drängten sich die Marschkolonnen der Infanterie und der berittenen Truppen, stauten sich von vorn zurückkehrende und aus der Etappe nachrückende Fahrzeuge in fürchterlicher Enge. Längst war die dünne unregelmäßige Steindecke eingebrochen, tiefe Löcher und Rinnen bildeten regelrechte Fallen, in denen Pferde und Fahrzeuge hoffnungslos versanken. Was „Vormarsch in Serbien" für die kämpfende Truppe bedeutete, gibt die Feldzugsgeschichte des Feldartillerie-Regiments Nr. 3 in einem Bericht wieder, der die Leistungen von Mann und Roß in das richtige Licht rückt: „Durch den andauernden Regen der letzten Tage war der an sich schon bindige, lehmige Erdboden derart aufgeweicht, daß er nur noch eine zähe Masse bildete ... Weg und Steg gab es nicht. Die Pferde mußten Uner-

hörtes leisten ... Manches Pferd fiel wegen Erschöpfung einfach mit Herzschlag tot um. Es war weniger ein Marschieren, als ein „Vorwärtskneten". Massenhaft rissen die Pferde sich die Eisen ab, und manchen Stiefel zog der Kitt einfach vom Fuß ... Die Lafetten rollten schon gar nicht mehr, sondern sie rutschten auf den Unterschilden. Die Räder zwischen den Speichen sahen aus wie Mühlsteine ...

Waren Hänge und Steigungen zu überwinden, so mußten zum Teil 8 bis 10, auch 16 Pferde vor die einzelnen Geschütze gespannt werden, zumal in der Tiefe der meisten Mulden den Pferden der Schlamm fast bis zur Brust reichte. — „Zweites Geschütz beim ersten vorhängen!" — Dumpfes Gebrabbel, leises Schimpfen auf den verfluchten serbischen Dreck. „Die Fahrer runter von den Pferden!" — Hoch spritzte der Schlamm auf, wenn der fluchende Stangenreiter auch mal runter mußte ... Die Pferde empfanden diese Erleichterung dankbar und bekundeten dies durch herzhaftes Schnauben mit tiefem Kopf, durch Strecken und ausgiebiges Schütteln, daß die Sättel krachten. Rasch ziehen die Fahrer die Woilachs zurecht, satteln wohl hie und da nach, ziehen die Gurte fester, heben die Kummete an und verschaffen so ihren Pferden jede momentan erdenkliche Erleichterung. —

„Verbinder raus!" ruft der Geschützführer. Unruhig treten die Pferde in dem weichenden Boden hin und her. „Steh, Du Vagabund!" „Zurück Fritze!" — „Fertig! — Marsch!" — Ein heftiges Anziehen, ein Ruck und die dicken Taue reißen wie Zunder, naß und stockig wie sie bei dem Wetter geworden sind. Wieder umspannen, dann sachtes und ängstlich gleichmäßiges Anziehen auf Kommondo, und endlich, Zoll für Zoll geht's vorwärts, stampfend und schnaubend die Pferde, anfeuernd und helfend die Fahrer, 50 auch 100 Meter weit bis zur nächsten

Atempause. Die armen Pferde dampfen und zittern und können fast nicht mehr. Ein „Kanoniere an die Räder" geht meist nicht, da jedermann auf der Fahrspur unweigerlich bis an die Knie einsinkt. —

... Die Ersteigung der steilen Höhen südlich Golobok erforderte wieder einmal die letzte Kraft des Pferdes. Durch tiefe Schluchten mit reißenden brückenlosen Bächen arbeitete sich das Regiment den Vormittag, Abend und die ganze Nacht über vor. Von 2 Uhr nachmittags bis 4 Uhr morgens hörten das Wuchten, Brüllen, das ewige Hüh, Kommando und Peitschengeknalle nicht auf, bis die letzte Batterie oben war. Selbst einzeln mußten Protzen und Lafetten nach oben gezerrt werden in Regen, Dunkelheit und unergründlichem Boden. Ein stundenlanges Ausspannen, Umspannen, Vorspannen, ja auch Umwerfen ... „Achtung! Alles in die Taue! Fertig! — Marsch!" — Ruck! — „Hinten haalt!" Wieder die Stränge gerissen, wieder zwei Pferde gestürzt, da nach dem längeren Stehen die armen Gäule aus den tiefen Spuren einfach nicht herauskamen ... Wieder geflickt, wieder „Marsch", wieder „Hüh, Hüh!", Peitsche und Sporen, Kanoniere an den wildgewordenen, ausbrechenden Handpferden ... und endlich, endlich hebt sich die Lafette oder der Hinterwagen aus dem Schlammloch, in dem sie schon halb versunken waren und bewegen sich langsam vorwärts ..."

Man kann sich nach diesem ungeschminkten Bericht ein Bild davon machen, was die Infanterie auf diesem Vormarsch aus sich herausholen mußte, die ihre Waffen, Munition und Tornister schleppend sich durch den Morast vorarbeiten mußte, die, brückenlose Flüsse bis zur Brust durchwatend, völlig durchnäßt, von einer Gefechtsentwicklung in die andere überging, deren Maschinengewehrbedienungen die schweren Gewehre, die Schlitten,

Munitions- und Wasserkästen vier Wochen lang durch Schlamm und Modder, durch versumpfte Täler und über steile Berge t r u g e n*), da die Fahrzeuge irgendwo im Hinterland hoffnungslos festgefahren waren.

Da unter diesen Verhältnissen der Verpflegungsnachschub vollständig stockte, mußte die Truppe sich aus dem Lande selbst ernähren. Zum Glück herrschte in den serbischen Dörfern ein Überfluß an Fleisch und Fett, und nur dieser reichlichen und guten Ernährung war es zu verdanken, daß die Truppe sich ihre Kampfkraft und Marschfähigkeit bewahrte. Trotzdem erforderte die ewige Nässe auf die Dauer viele Ausfälle:

„Wiederum hatte es, wie in den letzten Tagen ohne Unterlaß geregnet, was nur vom Himmel herunter wollte. In jedem kleinsten Schützenloch stand das Wasser bis zum Rande ... Alles naß und triefend. Menschen und Monturen zum Auswringen, nichts schützte mehr vor Nässe von oben und unten. Wie den Pferden die Eisen, rissen uns die Stiefelsohlen ab. Das Lederzeug faulte und schimmelte fast vom Leibe. Um lodernde Feuer, um brennende Gehöfte drängten sich die Leute, um einmal einen Ärmel oder eine Schulter trocken zu bekommen. Das Trocknen der in den Händen ausgebreiteten Zeltbahnen ist ein Bild, das wohl niemand vergessen wird. Viele waren vor Reißen schon ganz steif und kamen kaum in den Sattel hoch ... Allerhand Darmkrankheiten fingen schon an, sich bemerkbar zu machen. Zu ihrer Bekämpfung wurde jeder erreichbare Alkohol benutzt."
(Feldzugsgeschichte des Feldartillerie-Regiments Nr. 3.)

*) Bei der 6. brandenb. Division stießen die Masch. Gew. Fahrzeue erst Anfang November zur Kampftruppe, sodaß das schwere Gerät 30 Tage lang von den Mannschaften geschleppt werden mußte.

Die serbischen Armeen der Nordfront, deren Truppen hier um ihre engere Heimat und die eigene Scholle kämpften, setzten ihre ganze Kraft ein, um in opfervollem Ringen den Vormarsch der Deutschen und Österreicher zum Stehen zu bringen. Auch hier nahm der Kampf stellenweise den Charakter eines Volkskrieges an. Deutsche Truppen fanden in genommenen Stellungen neben gefallenen Kriegern tote serbische Frauen, die Waffe noch in der erstarrten Hand; in Dorfgefechten, wie bei dem Überfall auf Selevac, wo die Vorhut des hessischen Reserve-Infanterieregiments 83 frontal und im Rücken von einem serbischen Gegenstoß getroffen wurde, beteiligten sich die Bewohner, Männer und Weiber, fanatisch am Kampf*). Aber dieser Kleinkrieg, so verlustreich er auch ist, kann wohl kurze Verzögerungen ergeben, aufhalten kann er den Vormarsch nicht. So wie der serbische Schlamm und die brückenlosen Flüsse überwunden werden, so bricht sich der im deutschen Soldaten steckende Drang nach vorwärts durch Hinterhalte, Wegesperren und über verschanzte Gebirgspässe immer wieder Bahn. Weder die Selbstaufopferung starker Nachhuten, noch stürmische Gegenangriffe oder die erbitterte Abwehr in stark ausgebauten Stellungen können Mackensens Vormarsch hemmen.

Nur am rechten Flügel der Armee v. Köveß, bei dem ö.-u. XIX. Korps war kein Vorwärtskommen, obwohl diese Truppe bisher kaum in größere Kämpfe verwickelt war. Das ö.-u. Generalstabswerk**) bemerkt hierzu: „Die Verbände waren in der Not der Stunde zum Bewegungskrieg aufgerufen worden, obwohl sich die Hee-

*) Über die Teilnahme von männlicher und weiblicher Zivilbevölkerung berichten: Österreich-Ungarns letzter Krieg, Bd. III. S. 216; Schwarte, S. 339 und 350; Feldzugsgeschichte des Inf. Reg. 24, S. 324/325.

**) Österreich-Ungarns letzter Krieg, Bd. III. S. 254.

resleitung ihrer mangelhaften Ausrüstung bewußt war. Die mindere Tauglichkeit vieler Landstürmer schuf zahlreiche Nachzügler, unter denen sich schon viele Barfüßler befanden ..." Hier zeigte sich, welchen Umfang der Auszehrungsprozeß der ö.-u. Armee, die seit Italiens Eingreifen im Drei-Fronten-Krieg stand, schon im Herbst 1915 angenommen hatte. Der Einsatz dieses Armeekorps an der operativ wichtigsten Stelle der Vormarschfront, an dem zur raumgreifenden Umfassung bestimmten Westflügel, konnte aber nicht ohne schwerwiegende Folgen bleiben.

Trotz des Abhängens des Westflügels schien aber Ende Oktober nach den wochenlangen Strapazen endlich das Ziel, den Serben zur Entscheidungsschlacht zu stellen, in greifbare Nähe gerückt.

In der Mitte des Landes zusammengedrängt, hatten sich die serbischen Nordarmeen vor Kragujevac, dem Rüstungszentrum und wichtigstem Arsenal Serbiens, zu nachhaltigem Widerstand festgesetzt. In konzentrischem Anmarsch näherten sich Mackensens Armeen von Norden, um in doppelseitig umfassendem Angriff den Gegner zu erdrücken. Zu gleicher Zeit hatte die 1. bulgarische Armee nach schwerstem Ringen die beiden Eckpfeiler des Festungsdreiecks, Zajecar und Pirot, zum Einsturz gebracht, war in das Timoktal vorgedrungen und warf sich auf Nisch. Im Süden stieß Todoroffs 2. bulgarische Armee, die alle Zugänge von und nach Saloniki abgeriegelt hatte, über Üsküb entschlossen nach Norden vor und bedrohte die Serben im Rücken (s. Skizze).

Der Oberbefehlshaber der serbischen Armee stand in dieser Zwangslage vor der schweren Wahl: Annahme der Entscheidungsschlacht oder sofortigen Rückzug über Kragujevac nach Süden hinter die breite Flußschranke der West-Morawa. Aber dieser Entschluß forderte

Verzicht auf die industriellen Kraftquellen des Landes, auf Waffen- und Munitionsfabriken, Kupferbergwerke, gefüllte Heeresdepots und Verpflegungsmagazine. Im festen Vertrauen auf die zugesagte Hilfe des Expeditionsheeres in Saloniki gibt Putnik seinen Armeen am 31. Oktober den allgemeinen Rückzugsbefehl. —

Weithin hallende Explosionen in den Pulvermagazinen, und lodernde Brände in den Waffenlagern und Proviantdepots zeigen den gegen Kragujevac vordringenden Schützenlinien hessischer und österreichischer Bataillone an, daß der Serbe vor der drohenden Umfassung den Kopf aus der Schlinge gezogen hat. Ein Ende der mühsamen und aufreibenden Verfolgung ist nicht abzusehen; im Gegenteil, die Führung ist sich nach dieser Enttäuschung klar darüber, daß sie trotz der starken Beanspruchung der Truppe schärfere Anforderungen denn je stellen muß, wenn der ebenso tapfere wie geschickte Gegner noch rechtzeitig gefaßt und zum Endkampf gestellt werden soll. So stark sich auch die Reihen der Serben in den wochenlangen Kämpfen seit dem Übergang über die Donau gelichtet haben — zahlreiche Bataillone zählen nur noch 200—250 Mann, also ein Drittel der normalen Gefechtsstärke — so lassen die verhältnismäßig geringen Gefangenenziffern, die bei den deutschen Truppenteilen 12 000, bei den Österreichern 3300 Mann betragen, keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die Kampfkraft der serbischen Armee noch nicht gebrochen und die Truppe nach wie vor fest in der Hand ihrer Führer ist.

Erst mit dem Fall von Kragujevac beginnt die Tragödie dieses kleinen, trotzigen Bergvolkes, dessen heldenhaftes Heer den bitteren Kelch der Niederlage bis zum letzten Tropfen leeren mußte. Von Tag zu Tag verschärft sich

der Druck, der von drei Seiten auf den Armeen des Königs Peter lastet. Im Osten muß der hartnäckige Stepanovic die zweite Landeshauptstadt Nisch räumen, denn schon stoßen von Norden her Mackensens Flügeldivisionen ihm in die Flanke und drohen der serbischen Ostarmee den Lebensfaden abzuschneiden. Die Einnahme von Nisch durch die Bulgaren bedeutet einen großen politischen Erfolg, da jetzt der Schienenweg von den Mittelmächten über Sofia zur Türkei geöffnet ist. Die ersten Materialtransporte werden bereitgestellt. Auch auf der Donau ziehen die ersten, mit Munition beladenen Schleppzüge bereits talwärts, um nach dem türkischen Kriegsschauplatz weiter befördert zu werden. Das große Ziel, das sich die deutsche Oberste Heeresleitung bei Eröffnung des serbischen Feldzuges gesteckt hatte, war erreicht, das Tor zum Orient aufgestoßen.

Zu derselben Zeit, als Stepanovic im Osten widerwillig dem Druck der Deutschen und Bulgaren weicht, ist die Mitte der Heeresgruppe Mackensen in Gewaltmärschen bis an die breite Stromschranke der West-Morawa gelangt, vor der sich serbische Nachhuten in dem bewaldeten Höhengelände bataillonsweise opfern, bis die Masse der Belgrader Armeegruppe mit Geschützen, Truppenfahrzeugen und Heerestroß die Brücken bei Kraljevo auf ihrem Rückzug nach Süden passiert haben. Als die Württemberger der 26. Division das von zahlreichen gefallenen Verteidigern umsäumte Höhengelände durchschritten haben und zu dem Flußufer hinuntersteigen, geraten sie in das Kreuzfeuer geschickt versteckter serbischer Batterien, die jeden Versuch, den Fluß zu überschreiten, von vornherein vereiteln. Dagegen gelingt es Berliner Freiwilligen-Regimentern in scharfem Nachstoßen, die Morawabrücke bei Kraljevo kurz vor ihrer Sprengung im Sturm zu nehmen und bis an den Nordrand der

Stadt vorzudringen. Am nächsten Tag wird das von der Drina-Division verteidigte Kraljevo nach erbittertem Nahkampf in Straßen und Häusern, der in der Truppe die Erinnerung an Dixmuiden wieder aufleben läßt, erobert. 139 Geschütze und wertvolles Material fallen den Siegern in die Hände. Am gleichen Tage gelingt es auch den Württembergern, den Übergang über den 100 Meter breiten Fluß zu erzwingen, so daß die bei der Armee v. Köveß fechtenden deutschen Truppen von zwei Brückenköpfen aus gegen die in das Hochgebirge abziehenden Serben zu neuem Schlage ausholen können.

Die Gebirgstruppen des VIII. ö.-u. Korps, die seit Belgrad schon sehr schwer geblutet hatten, fanden die einzige Brücke über den reißenden Strom in ihrem Abschnitt völlig zerstört. Nur einigen kühnen Patrouillen gelang es noch am 6. November, den Fluß zu überschreiten, dagegen mußte die Masse der Infanterie und besonders der berittenen Formationen die Ankunft des Brückentrain abwarten, der in dem grundlosen Gelände auf überfüllten Etappenstraßen aber erst nach einigen Tagen zu erwarten war. Der Versuch, einige Infanteriekompagnien auf Faßflößen über den Hochwasser führenden Fluß zu setzen und das zur Herstellung eines Hilfssteges notwendige Bauholz aus dem soeben genommenen Kraljevo talwärts zu flößen, gehört durchaus zur Kennzeichnung der außergewöhnlichen Schwierigkeiten, die die Truppen der Verbündeten im serbischen Feldzug zu überwinden hatten. Volle vier Tage verliert dieses Korps, ehe es nach dem Eintreffen des Brückengerätes seinen Übergang vollziehen kann.

Nach dem raschen serbischen Rückzug bei Kragujevac, durch den das erste Umfassungsmanöver der verbündeten Armeen vereitelt wurde, hatte Generalfeldmarschall von Mackensen gehofft, nördlich der großen Flußschleife bei

Kruſevac in das Gedränge der feindlichen Truppen und Trains hineinſtoßen und dieſe durch umfaſſenden Angriff vernichten zu zu können. Aber auch hier ſah die Führung der Heeresgruppe ihre weitgeſteckten Ziele nicht erfüllt, denn wieder war es Putnik gelungen, die Hauptſtreitkräfte ſeiner dort fechtenden 3. Armee noch rechtzeitig der Umklammerung zu entziehen. So enttäuſchend auch dieſer zweite Fehlſchlag einer entſcheidenden Operation war, ſo konnte die höhere Führung ſich doch nicht verhehlen, daß die Truppe ihr Letztes hergab, um die befohlenen Ziele zu erreichen. Aber nicht allein die 30 Tage Vormarſch bei Regen und Sturm und vielfachem Biwak unter freiem Himmel hatten an der Kraft der Kampftruppen gezehrt, ſondern die unbeſchreiblichen Schwierigkeiten bei Überwindung des moraſtigen Geländes und reißender Ströme, und ſchließlich der zeitraubende Kampf um Wälder, Flußränder und ſchwer erſteigbare Höhen ermöglichten dem Serben immer wieder, unter Opferung von ausgeſuchten Truppenteilen die Maſſe ſeines Heeres dem Zugriff des Gegners zu entziehen. Nichtsdeſtoweniger waren bei der Einnahme von Kruſevac, bei der außer beträchtlichen Mengen von Kupfer, Munition und Heeresmaterial aller Art auch 7000 Gefangene in die Hände der Armee v. Gallwitz fielen, *deutliche Anzeichen beginnender Auflöſung* im ſerbiſchen Heer zu erkennen.

Mit dem Verluſt von Kraljevo und Kruſevac hatte die ſerbiſche Armee die letzten Kraftquellen des Landes eingebüßt. Auf die geringen Munitionsbeſtände und kargen Verpflegungsvorräte der Heeresbagage angewieſen, ſetzte das vielgeprüfte Heer König Peters ſeinen Rückzug in das bis zu 2000 Metern anſteigende, von Schnee-

stürmen umtoste Hochgebirge des Kopaonik-Massivs fort. Am 11. November war für den serbischen Oberhefehlshaber, den Woiwoden Putnik, der trotz seines hohen Alters aufrecht die Bürde dieses Feldzugs trug, endgültig die letzte Frist verstrichen, die er seiner Truppe zur Verteidigung der Morawa-Schranken bis zum Entsatz des Expeditionsheeres der Entente gesetzt hatte. Jetzt, wo die Hindernisse der West- und Süd-Morawa von den verbündeten Truppen überwunden waren, blieb Putnik nur noch ein Ausweg: Beschleunigter Rückzug über das zerklüftete, wegelose Hochgebirge zu der breit gelagerten Hochebene des Amselfeldes, wo er trotz aller bisherigen Enttäuschungen eine fühlbare Entlastung durch das Eingreifen der Saloniki-Armee erhoffte. Dringende Hilferufe ergingen an Paris und London ...

Die Befehle, die Putnik den Führern der einzelnen Armeen für die Fortsetzung des allgemeinen Rückzuges gibt, sind unzweideutig. Die Flügel müssen halten, damit das Zentrum mit dem Kern der Armee die Ausgänge aus dem Gebirge bei Mitrovica und Pristina gewinnen und sich auf der weiten Hochebene des Amselfeldes sammeln kann, bevor Mackensens dritter Umfassungsversuch ausreift. Das bedeutet das stillschweigende Todesurteil für Tausende, damit Zehntausende gerettet werden, das bedeutet die Vernichtung ganzer Divisionen, damit Serbiens Heer als solches erhalten bleibt.

Der unbeugsame Stepanovic auf dem Ostflügel und der in drei Kriegen hart geschmiedete Misic auf dem Westflügel sind fest entschlossen, diesem Befehl der Heeresleitung bis zur letzten Patrone Geltung zu verschaffen. — Auf der anderen Seite hämmert Mackensen seinen Armeeführern und der erschöpften Truppe ein, daß alle Anstrengungen, Entbehrungen und Verluste der vergangenen Wochen umsonst gewesen sind, wenn es jetzt nicht

in rastloser Verfolgung gelingt, den ermatteten, abgekämpften Gegner im Gebirge einzukesseln und zu vernichten. Bogadjeff, der Führer der 1. bulgarischen Armee erläßt in diesem Sinne an seine Truppe den Befehl „zu schärfster Verfolgung bis zum letzten Atemzug". Auf beiden Seiten ist man zum Äußersten entschlossen. Es geht hart auf hart. Stahl stößt auf Granit.

Dem im Halbkreis umschlossenen serbischen Heer standen zum Aufstieg in das düstere Felsengebirge nur drei schmale Täler zur Verfügung, südlich Kraljevo das Ibartal, südlich Krusevac das Rasinatal und hart westlich Nisch abzweigend das Tal der Toplica. In den beiden Tälern der Rasina und Toplica drängte und staute sich der Heerestroß von zehn serbischen Divisionen. Schritt für Schritt wälzten sich auf den ausgefahrenen Wegen die Büffelgespanne der Artillerie und der Bagagen vorwärts, jeden Augenblick gewärtig, die Granaten der Verfolger in dem Gedränge der Fahrzeuge und Menschen einschlagen zu sehen. Aber Stepanovic, der in diesen Stunden nicht mehr um Sieg, sondern um das Leben Serbiens kämpft, baut aus den Leibern seiner fanatisch fechtenden Truppen einen Wall auf, der erst nach tagelangem blutigen Ringen von den deutschen und bulgarischen Truppen überstiegen werden kann. Er fühlt sogar noch die Kraft in sich, zu einem furchtbaren Gegenschlage auszuholen. Unter den Augen des Königs und des Kronprinzen Alexander*) wirft er sich mit einer Stoßmasse von drei Divisionen auf die erste bulgarische Division, die bisher allein von Bogadjeffs Armee die Süd-Morawa überschritten hat und in kühnem Vor-

*) Der spätere König Alexander von Jugoslavien fiel mit dem französischen Außenminister Barthou 1934 einem Attentat in Marseille zum Opfer.

marsch gegen Kursumlija die einzige Rückzugsstraße Stepanovics abzuschneiden droht.

Die Wucht des Gegenstoßes trifft die Bulgaren völlig überraschend. Bis auf Leskovac, etwa 18 Kilometer, weichen sie unter schweren Verlusten zurück, hier aber setzen sie sich zu erbittertster Abwehr fest. Jeder der beiden Gegner weiß, was auf dem Spiel steht. Der Serbe scheut kein Feuer, keine Verluste, um diesen verwegenen Einzelgänger mit wuchtigem Schlage zu zerschmettern und sich danach auf die schwachen Kräfte der südlich stehenden 2. bulgarischen Armee Todoroff zu stürzen, die die Ausgangspforten nach Saloniki verriegelt hält. Der Bulgare erwartet mit zusammengebissenen Zähnen den wilden Anprall der Serben; er ist entschlossen, den ungleichen Kampf bis zum Ende durchzufechten und rechnet stündlich auf Entsatz. Schon naht auch im Eilmarsch von Nisch her die für die Saloniki-Front bestimmte 8. Division, auch von Süden her werfen sich frische bulgarische Kräfte ins Gefecht und nehmen den Serben zwischen zwei Feuer. Blutend weicht Stepanovic auf Kursumlija zurück, kann aber eine Division, die im Kampf verbissen, den Anschluß versäumt hat, nicht mehr rechtzeitig vom Feinde absetzen. Zwei Tage hält sich diese Truppe noch, dann muß sie, nachdem die Munition verschossen und der letzte Maiskolben verzehrt ist, mit 7000 Mann die Waffen strecken.

Dieses dramatische Zwischenspiel an der Ostfront hat den Gang der Ereignisse im Zentrum und auf dem Westflügel aber nicht hemmen können. An der ganzen Front von der montenegrischen Grenze über den Sandschak Novipazar bis zum Toplica-Tal sind die Verfolgungskämpfe im Gange. Die Versorgung der Kampftruppe mit Munition und mit Verpflegung, die in den bevölkerungsarmen Gebirgsgegenden nicht mehr dem Lande

selbst entnommen werden kann, stellt die höhere Führung vor kaum lösbare Probleme. Mehr als 100 Kilometer trennen die einzelnen Armeekorps schon von ihren Eisenbahnendpunkten, von denen alles, was zum Kampf und zum lebensnotwendigen Bedarf der Truppe gehört, auf grundlosen Wegen mit Hilfe von Büffelgespannen und Tragtieren nachgeführt werden muß. Da es unmöglich ist, die Armeen in ihrer bisherigen Stärke mit Nachschub zu versorgen, und die Verengung des Kampfraumes zu einer unerwünschten Zusammenballung der Vormarschtruppen führt, löst Mackensen vier deutsche Divisionen aus der Front heraus, die zum Abtransport auf andere Kriegsschauplätze den Rückmarsch zur Donau antreten. Wie der serbische Feldzug schon vor dem Endkampf im Hochgebirge die Kampftruppe zugerichtet hatte, beleuchtet ein Bild, das hier von einem nach Ungarn zurückmarschierenden Regiment entworfen wird:

„... Geradezu phantastisch sah die Truppe aus. Der Bataillonskommandeur des I. Batl. hatte sich buchstäblich die Stiefelsohlen mit Bindedraht festzurren müssen, um sie nicht zu verlieren. Ein Leutnant trug die Lederweste auf dem bloßen Leib, da er sein letztes Hemd voller Wut über die Unmenge Läuse ins Wachtfeuer geworfen hatte. Der Kompagnieführer, 8. Komp. (Oberleutnant v. Brandis), hatte eine Fußbekleidung an, die ihm bis auf den heutigen Tag den Spitznamen „Komitatschi" einbrachte. Der Kompagnieführer, 3. Komp. (Oberleutnant v. Oertzen) wurde von einem österreichischen Dolmetscheroffizier mit dem serbischen Gemeindevorsteher von Nowo-Milanovac verwechselt. Die Feldwebel waren höchstens noch daran zu erkennen, daß sie keine Gewehre trugen. Die Unteroffiziere überhaupt nicht mehr und die Mannschaft? Viele trugen Opanken gleich den Serben, viele erbeutetes Schuhzeug. Bei 20 von 100 Leuten

blickten Zehen, Knie oder Ellenbogen neugierig in den Herbstsonnenschein. Dazu baumelten vielen Weinflaschen am Seitengewehr, Inhalt Honig, da Zucker selten herankam. Hühnerklauen sahen unter den Tornisterdeckeln hervor. Als nun endlich jede Kompagnie noch Schlachtvieh hinter sich hertrieb ... da wälzte sich die sonst so propre preußische Infanterie, anzusehen wie die Scharen des Herzogs von Mansfeld im Dreißigjährigen Kriege, über die Schiffsbrücken, welche bei Semendria die hoch angeschwollene Donau überbrückten ..."

(Feldzugsgeschichte des Inf.-Reg. 24.)

Das Schwerste aber stand den Kampftruppen in dem steil abfallenden, nur auf wenigen schmalen Paßstraßen und engen Sumpffaden durchschreitbaren Gebirge noch bevor, das bis zu seinem Auslauf in das 20 Kilometer breite und fast 50 Kilometer langgestreckte Hochplateau des Amselfeldes überwunden werden mußte. Es ist schwer zu sagen, wem die Natur dieses rauhen Berglandes mit Schneesturm und Hagelschlag, mit strömendem Regen und wogenden Nebelschwaden, mit vereisten Saumpfaden und unwegsamem Felsgewirr mehr zu schaffen machte: dem gejagten und gehetzten Serben oder dem ruhelosen Verfolger, dem noch dazu aus Felsenhorsten und vor versperrten Paßstraßen überraschendes Feuer feindlicher Nachhuten entgegenschlug. Ein Stimmungsbild über diesen Vormarsch durch das Kopaonik-Gebirge gibt die Feldzugsgeschichte des württembergischen Grenadier-Regiments Königin Olga:

„... Ein einziger schmaler Weg steht der Division zur Verfügung; steil und an vielen Stellen völlig ausgefahren, so daß die Gefahr besteht, daß die Fahrzeuge in den Abgrund stürzen. An einzelnen Stellen müssen Serben kurz vor uns gerastet haben; die Lagerfeuer glim-

men noch. Manchmal wird es bei dem Regen, der seit zwei Tagen niedergeht, oder dem undurchdringlichen Nebel ganz dunkel — dann marschieren die Feldgrauen in einer Wolke. Es hat etwas Unheimliches, meilenweit durch ein unwegsames Gebirge zu marschieren, rechts den Abgrund, links die steile Höhe; nur an wenigen Stellen ist ein Vorfahren oder Ausweichen möglich. Man weiß nicht, wo der Serbe steckt, weiß nicht, ob man in einen Hinterhalt marschiert und sieht dabei vor Nebel kaum den Nebenmann. Dabei reißen die Bäche die tiefsten Furchen in den Weg; da bleibt ein Fahrzeug stecken, dort stürzt ein Pferd ... Bei den miserablen Karten und dem Nebel weiß niemand, wo man ist, man kann es nur ungefähr raten ... In solchen Lagen muß ein feindlicher Überfall gelingen, wenn er gut angelegt ist. Die Infanterie wird sich ihrer Haut wehren, aber alles, was fährt, wie Artillerie usw. ist verloren ..."

Aber in dieser Situation, in der nach wochenlangen Kämpfen und Strapazen das Ende des Feldzuges in greifbare Nähe gerückt ist, gewinnt die moralische Verfassung der Truppe als Kampffaktor eine ganz besondere Bedeutung. Der Verfolger, der den geschlagenen Feind vor sich her treibt, wächst im Drange nach vorwärts mit seinen Leistungen über sich selbst hinaus*). Die Widerstandskraft des Verfolgten und Getriebenen, der bisher alle Lasten und Mühsale eines solchen entbehrungsreichen Feldzuges willig ertragen hat, beginnt dagegen im Endstadium zusehends unter den zermürbenden Einflüssen der ständigen Rückzugskämpfe, des Hungers, Frostes und der körperlichen Überanstrengung zu zer-

*) Dies war z. B. bei den Landsturmformationen des ö.-u. XIX. Korps der Fall, deren Leistungen der Oberkommandierende v. Mackensen in diesen Tagen ausdrücklich anerkannte.

bröckeln, um unter einem letzten Anstoß schließlich zusammenzubrechen und zu verlöschen.

So vollzog sich auch auf serbischer Seite der Endkampf in der Form einer stetig wachsenden Auflösung bis zum völligen Zusammenbruch. Mit der Räumung von Kraljevo und Krusevac hatte das serbische Heer seine letzten Magazine verloren. Bei knappster Zuteilung reichten die Heeresvorräte noch für zehn Tage. Da Putnik auch bei Gelingen eines Durchbruchs auf Saloniki mindestens mit dreißig Verpflegungstagen zu rechnen hatte, sich außerdem ein unübersehbarer Strom von Flüchtlingen dem zurückgehenden Heere angeschlossen hatte, die man nicht einfach verhungern lassen konnte, so mußten die Tagesrationen für die kämpfende Truppe auf das alleräußerste Maß gekürzt werden. Ein überraschender Kälteeinbruch Mitte November, der auch unter den verbündeten Truppen zahlreiche Opfer forderte*), gab den abgerissenen, hohläugigen und völlig entkräfteten Serben, in deren Reihen schon der Hungertyphus wütete, den Rest. Tausende und aber Tausende streckten jetzt vor den stürmisch nachdrängenden Verfolgern die Waffen.

Die Feldzugsgeschichte des Erfurter Infanterie-Regiments 71 (103. Inf. Div.) gibt uns einen Ausschnitt aus dem Elendsbild der serbischen Rückzugsstraße:

„Halb verhungerte Pferde, bis auf die Knochen abgetriebene Ochsen stehen vor zerbrochenen Karren müde an der Straße. Niemand kümmert sich um diese stummen Helden; hungrig nagen sie am Holze ihrer zerbrochenen Wagen und beschnuppern ihre haufenweise zusammen-

*) Das österreich-ungarische VIII. Armeekorps verlor bei den eisigen nächtlichen Biwaks etwa 1000 Mann, denen Gliedmaßen erfroren waren, darunter 30 tödliche Fälle. Auch durch Absturz von den vereisten Saumpfaden traten zahlreiche Verluste ein. (Österreich-Ungarns letzter Krieg. Bd. III. S. 307)

gebrochenen toten Kameraden. Um die Straße frei zu machen, hat man viele der verendeten Tiere rechts und links in die Wassertümpel geworfen; um sie herum liegen todkranke Serben und trinken das verpestete Wasser in langen Zügen. ... Mit langen Messern ziehen die Arnauten (mohammedanische Einwohner) den gefallenen Zugochsen das Fell ab, den Rest überlassen sie den Geiern und Krähen. Je weiter wir vordringen, desto widerlicher wird der Anblick der abgezogenen blutigen Tierkadaver. Verwundete und kranke Serben bedecken die Landstraße kilometerweit; ... bewaffnete Trupps kommen aus den Bergen und werfen ihre Waffen fort. Ihre abgezehrten leidvollen Züge zeugen von den ungeheuren Entbehrungen, die sie haben ertragen müssen. „Zivio Njemetzka! Njemetzki Kamerad! Kleb! Kleb!“ (Es lebe Deutschland! Deutscher Kamerad! Brot! Brot!) so rufen sie flehend. Der Krieg ist aus — mit diesen Leuten kann man nicht mehr kämpfen ...“

Die angeborene Ritterlichkeit gegenüber einem in Ehren unterlegenen Feinde machte es dem deutschen Soldaten zur selbstverständlichen Pflicht, diese menschlichen Ruinen mit allem, was ihm selbst zur Verfügung stand, zu versorgen und zu kräftigen. Zur nächsten Etappenstation in Marsch gesetzt, wurden die gefangenen Soldaten und Tausende von Flüchtlingen, unter denen sich zahlreiche Frauen aus Stadt und Land, ja sogar Damen der Belgrader Gesellschaft, in einem wahrhaft bemitleidenswertem Zustand befanden, mit Brot und warmer Suppe und, soweit es überhaupt möglich war, mit warmer Kleidung versorgt.

Die unvorstellbaren Schwierigkeiten, die sich in diesem Endstadium der Verfolgung im Gebirge entgegenstellten, zwangen Mackensen, noch drei weitere deutsche Divisionen aus der Front herauszuziehen, um den weiteren Vor-

marsch nicht an Nahrungsmangel und an völliger Verstopfung der Marschstraßen scheitern zu lassen. Auch die noch in der Front verbliebenen Divisionen der 3. ö.-u. — und 11. deutschen Armee waren bei dem Zustand der Wege und der Stockung des Nachschubs nicht mehr in der Lage, mit der Masse ihrer Verbände am Feind zu bleiben, sondern mußten fliegende Kolonnen bilden*), die mit sämtlich verfügbaren Tragtieren und Gespannen ausgerüstet, einzig und allein noch im Stande waren, sich dem Gegner an die Fersen zu heften.

Elf Tage und elf Nächte hält dieses Kesseltreiben an. Mit jedem Tage wächst die Auflösung in den serbischen Reihen. Vom Hunger gequält, von Frost und Nässe geschüttelt, nur noch mit Lumpen bekleidet, so wälzen sich die Reste des serbischen Heeres dem Amselfeld zu. Aber auch jetzt noch, wo ganze Regimenter, im innersten zerbrochen, sich den Verfolgern ergeben, werfen sich Nachhuten mit Todesverachtung dem Feinde entgegen, jedoch können sie den Gang des Schicksals nicht mehr aufhalten. Die Montenegriner, die gegen österreichische Truppen die lebenswichtige Westflanke zu decken haben, haben den Kampf bereits abgebrochen und sich in das Innere ihres Landes zurückgezogen. Durch den Sandschak dringt das deutsche Alpenkorps, eine frisch eingesetzte Kerntruppe, unaufhaltsam gegen Novopazar vor. Misic, der wie ein verwundeter Keiler immer wieder aus dem Hinterhalt hervorbricht, sieht den letzten Widerstand in seinen Reihen zusammenbrechen. Schon bedrohen österreichische Gebirgstruppen Mitrovica. Gegen Pristina, den Schlüsselpunkt des Amselfeldes, stoßen thüringische Regimenter der 103. J. D. und Bogadjeffs Bulgaren von Norden und Osten zugleich vor. Es kann sich nur noch um eine kurze Frist handeln, bis unter dem furchtbaren doppelsei-

*) Reichsarchiv, Bd. IX. S. 271.

tigen Druck die serbische Nordfront einstürzen wird.

Putnik weiß, daß die Stunden des serbischen Heeres gezählt sind, wenn nicht noch ein Wunder geschieht. Von der Saloniki-Armee, nach der er auch jetzt vergeblich Ausschau hält, ist dieses Wunder nicht zu erwarten. Wenn es überhaupt noch eine Rettung gibt, dann liegt sie in einem letzten übermenschlichen Kraftausbruch des serbischen Soldaten. — So ruft der greise Woiwode noch einmal seine erschöpften und zerschlagenen Regimenter zum Sturm: zum Durchbruch nach Saloniki. Die Reste von fünf Divisionen stürzen sich mit dem Mute der Verzweiflung auf die Enge von Kacanik und Gnjilane, wo bulgarische Truppen die südlichen Ausfallpforten des Amselfeldes gesperrt haben. Aber auch dieses letzte Aufbäumen ist vergeblich. Nach zweitägigen erbitterten Kämpfen, die an die schwachen Kräfte der 2. bulgarischen Armee die höchsten Anforderungen stellen, geben die serbischen Regimenter — völlig entnervt und ausgeblutet — den Kampf auf. Auch an der Nordfront vollzieht sich jetzt der Zusammenbruch mit rapider Geschwindigkeit. Novipazar ist vom Alpenkorps, Mitrovica von den Österreichern genommen; vor Pristina wirft sich noch der Verteidiger von Belgrad, Zivkovic, mit seinen zusammengewürfelten Truppen ungestüm auf eine fliegende Kolonne thüringischer Regimenter, die, nur drei Bataillone stark, aus dem Gebirge bereits auf das Amselfeld herausgetreten ist. Aber vergeblich! Auf engstem Kampfraum verliert Zivkovic an Toten, Verwundeten und Gefangenen 2000 Mann, fast die Hälfte der ihm noch verbliebenen Kräfte. Anfang Oktober, vor Belgrad, zählten seine beiden Divisionen noch eine Gefechtsstärke von etwa 20 000 Mann. Nach diesem letzten mörderischen Zusammenstoß bringt er jetzt noch 2500 Mann zurück*). Einzelne Ba-

*) Serbisches Generalstabswerk, Bd. XII. S. 303 ff.

taillone zählen nur noch 60—80 Mann. Nicht viel besser sieht es bei Stepanovics Regimentern aus, der eilends Zivkovic folgen muß, um nicht östlich Pristina abgeschnitten und im Rücken gefaßt zu werden. 7000 Gefangene machen Deutsche und Bulgaren in Pristina, 10 000 haben die Österreicher in Mitrovica aufgegriffen — die allgemeine Auflösung ist da. Zum dritten Mal in Serbiens Geschichte entscheidet sich auf dem seit den Türken- und Magyarenkriegen sagenumwobenen Amselfelde das Schicksal des Landes. —

Aber auch in dieser hoffnungslosen Lage bewahren Staatsführung und Heeresleitung eine bewundernswerte Haltung. Beide weisen den Gedanken an eine Waffenstreckung im freien Felde weit von sich. Da das Heer zum Widerstand nicht mehr fähig ist und sich der Ring von Norden, Osten und Süden enger und enger um das Amselfeld legt, bleibt nur noch ein einziger Ausweg: Der Abzug nach Westen zum adriatischen Meer.

Für die drei Männer, in deren Händen das Schicksal des Landes ruhte, König Peter, Ministerpräsident Paschitsch und den Woiwoden Putnik war diese Stunde, in der sie den Entschluß zur Räumung des Landes faßten, die dunkelste ihres Lebens. Jeder einzelne dieser drei Männer stand im achten Jahrzehnt seines Lebens. In ihnen verkörperte sich die mit Blut geschriebene Geschichte Serbiens im vergangenen Jahrhundert. Knechtschaft und Freiheit, Sieg und Niederlage, steiler Aufstieg und tiefer Fall — nichts war ihnen fremd geblieben. Sie hatten in ihrer Jugend noch den Halbmond über den Festungen des Landes flattern sehen, sie hatten zahllose Aufstände und fünf Kriege erlebt, bevor der Weltkrieg ausbrach. Sie hatten 1914 die Österreicher in Belgrad stehen sehen und

nach der Niederlage Potioreks die serbische Flagge wieder auf der Zitadelle hoch über der Donau aufgepflanzt. Sie waren jetzt sechs Wochen lang Zeugen des Vernichtungsfeldzuges, des Heldenkampfes ihrer Armee und schließlich des allgemeinen Zusammenbruches gewesen. Aber alle diese Erinnerungen aus ferner und jüngster Vergangenheit verblaßten vor der Bitternis dieser Stunde, als an das Heer der Befehl zum Verlassen des Landes erteilt werden mußte. —

Hinter sich die Heimat, deren Erde mit dem Herzblut der Besten getränkt war, vor sich eine von feindlichen Stämmen bewohnte Bergwildnis in einer Ausdehnung von 150—180 Kilometern, so wälzten sich die Trümmer des geschlagenen Heeres, begleitet von endlosen Scharen flüchtender Bevölkerung, über die albanische Grenze.

„... Erschüttert sahen die Generale Stepanovic, Jursic-Sturm, Misic und Zivkovic in Ipek durch lange, bittere Tage und Nächte den gespensterhaften Heereszug an sich vorüberhasten. Die Streitermassen schmolzen wie der Schnee in der Frühlingssonne dahin. Fahnenflucht, Entkräftung und Erfrierungen, Flecktyphus und andere Krankheiten rissen immer aufs neue klaffende Lücken. Die Regimenter zählten höchstens einige hundert Mann. Viele Soldaten hinkten barfuß einher. Sie waren in Fetzen gehüllt, mehr nackt als bekleidet. Tiefste Entmutigung und schwerster Groll sah aus den abgehärmten Gesichtern, Groll gegen das bittere Schicksal, vor allem aber gegen die mächtigen Bundesgenossen, die Serbien in der Stunde höchster Not so vollständig im Stich gelassen hatten ..."*)

Bogadjeffs Bulgaren, die sich an die Verfolgung gemacht haben und die flüchtenden Marschsäulen hinter Prizren erreichen, tragen mit ihren Gebirgsgeschützen

*) Österreich-Ungarns letzter Krieg, Bd. III. S. 334/335.

Tod und Verderben in die gelichteten Reihen dieses demoralisierten Heerhaufens. Tausende ergeben sich widerstandslos, Tausende werden am Wegrand aufgelesen. Als die Bulgaren Anfang Dezember die Verfolgung einstellen und das Übrige dem Winter und der Bergwildnis überlassen, führen sie 20 000 Gefangene mit sich zurück.

Alle Schrecken und Greuel des napoleonischen Rückzuges 1812 aber werden wieder lebendig, als der Marsch dieser Hunderttausende von zerlumpten und entkräfteten Soldaten, Zivilisten, Weibern und Kindern durch das völlig wegelose Innere des albanischen Hochgebirges führt. Der altersschwache König muß auf einem Ochsenkarren, der todkranke Woiwode Putnik auf einer Sänfte durch die Wildnis geschafft werden. — Die letzten Reste an Lebensmitteln sind aufgebraucht. Das Fleisch der gefallenen Zugtiere wird von den ausgehungerten Menschen roh hinuntergeschlungen. Auf den kahlen Kuppen und Hochflächen, die ein schneidend kalter Wind peitscht, rafft der Frost in den eisigen, von keinem Feuer erwärmten Biwaknächten Tausende hinweg. Alle Bande der Ordnung lösen sich. Es gibt keine festen Verbände mehr, denn die Truppe zerfließt ihren Führern einfach unter den Händen. Innerhalb von 48 Stunden verlieren die kargen Reste der Drina-Division 981 Mann durch Erfrieren, Abstürze, Flecktyphus und Hunger. Ungestüm fordert der Kommandeur, daß diesem „ruchlosen Martyrium" unverzüglich ein Ende bereitet werde*). Was aber diesem Rückzug ein noch furchtbareres Gepräge gibt, als dem napoleonischen von 1812, das ist das jammervolle Geschick der hilflosen Weiber, Kinder und Greise, die dem Heer auf seiner Flucht aus der Heimat gefolgt sind. „Zu Tausenden säumten ihre Leichen den Weg. Wer liegen blieb, fiel der Blutrache der Arnauten zum Opfer."*) Die

*) Serbisches Generalstabswerk XIII. S. 339 und 346.

Zeitung „La Serbie“*) gibt die Zahl der während des albanischen Rückzuges umgekommenen Zivilisten, Frauen und Kinder mit 250 000 an. Diese Zahl erscheint unwahrscheinlich hoch, aber wenn es tatsächlich auch nur 50 000 gewesen sind, so mindert dies die Schrecken dieses winterlichen Rückzuges durch Albanien um nichts.

Kann es angesichts dieser furchtbaren Heimsuchung des serbischen Volkes und Heeres noch überraschen, daß sich in seinen Reihen eine maßlose Erbitterung gegen die großsprecherischen Bundesgenossen breit machte, die Serbien in seinem Lebenskampf so schmählich im Stich ließen? Wie lasch der französische Oberkommandierende, General Sarrail, der am 10. November schon über eine Armee von 115 000 Mann verfügte, den Kampf zum Entsatz Serbiens führte, das beweisen die Verlustlisten. Diese ansehnliche Streitmacht, die den schwachen bulgarischen Deckungstruppen im Cerna-Bogen sehr gefährlich hätte werden können, verlor vom 20. Oktober bis zum 12. Dezember 732 Gefallene, das sind 0,6% und einschließlich der Verwundeten und Vermißten 4822 Mann, das sind alles in allem 4,3% der Kopfstärke.

Ein österreichischer Emigrant, serbischer Nationalität, der ebenso wie die tschechischen Emigranten in den Ententeländern an der Zerschlagung der Doppelmonarchie arbeitete, schrieb damals den westlichen Bundesgenossen ins Stammbuch: „Die Alliierten, vor allem die Engländer, an die man am meisten appellierte ... haben uns in den schwersten und schlimmsten Augenblicken im Stiche gelassen, als die Hilfe am dringendsten nottat und uns mit Erfolg geholfen werden konnte. Dieses Bündnis nützt keineswegs uns und unseren Interessen, jeder von den westlichen Bundesgenossen hat nur sich und seinen

*) Nr. 14 vom 7. April 1919.

Vorteil im Auge und sucht den andern so viel als möglich auszubeuten."

Der Franzose Briand hat dieser Ausbeutung serbischer Volkskraft als Kanonenfutter auf der Sitzung des Entente-Kriegsrates am 4. Dezember 1915 zynischen Ausdruck verliehen, als er erklärte: „Es ist notwendig in Saloniki zu bleiben, um ein Überlaufen Serbiens (zu den Mittelmächten) zu verhindern, das, obwohl geschlagen, noch 100 000 Mann für die Zwecke der Entente bereitstellen kann ..."*)

Im Laufe des Dezember hatten die Trümmer des serbischen Heeres, etwa 140 000 Mann, darunter 50 000 unausgebildete Rekruten, in völlig erschöpftem Zustande die Küste des adriatischen Meeres erreicht. Das serbische Heer, das im September 1915 eine Verpflegungsstärke von 420 000 Mann gehabt hatte, hatte etwa 94 000 Mann an blutigen Verlusten, 174 000 Mann an Gefangenen und Vermißten eingebüßt**). Die Verluste der Verbündeten betrugen 67 000 Mann***). —

Auch in Korfu, wohin die Reste des serbischen Heeres gebracht wurden, setzte sich infolge Überanstrengung und des Ausbruchs von Seuchen das Massensterben noch fort.

*) Der französische Text des wesentlichen Passus lautet nach dem amtlichen französischen Kriegswerk T VIII 1: . . . pour empêcher la défection de Serbie, qui . . . pourra encore fournier 100000 soldats à la cause de l'Entente.

**) Reichsarchiv, Bd. IX. S. 287.

***) Darunter 37000 Bulgaren, 18000 Österreicher und 12000 Deutsche. In den sehr hohen Verlusten der Bulgaren kommt noch die Kriegsunerfahrenheit zum Ausdruck. Einzelne deutsche Regimenter hatten weit über den Durchschnitt verloren. So betrugen die Verluste des Res. Inf. Reg. 202 rd. 800 Mann, des Res. Inf. Reg. 208 53 Offiziere (70%) und 1242 Mann. Das Inf. Reg. 64 verlor 46 Offiziere und 1446 Mann an Toten und Verwundeten das Inf. Reg. 24 allein an Toten 12 Offiziere und 114 Mann.

In den ersten Wochen nach der Überführung wurden täglich 75—150 Mann zu Grabe getragen. Vom 22. Januar bis zum 25. Februar 1916 starben 3681 Mann, im März noch 1338 Mann.

Wenn nach dieser Heimsuchung das serbische Heer mit mehr als 100 000 Mann wieder auf dem Kampfplatz an der Salonikifront erschien und länger als $2^1/_2$ Jahre zukunftsgläubig an den Grenzen seiner Heimat focht, wenn es serbische Regimenter waren, die im Herbst 1918 die bulgarischen Stellungen überrannten und damit den Zusammenbruch der ganzen mazedonischen Front einleiteten, so konnte dies nur ein Heer leisten, das — äußerlich mit allen Zeichen der Niederlage behaftet — innerlich unbesiegt geblieben war. Unbesiegt in seinem Glauben an die eigene Kraft, unerschüttert in seinem Willen, den Feind zu schlagen und durchdrungen von der heiligen Verpflichtung, Heim und Herd wiederzugewinnen.

Wenn wir daher heute nach zwanzig Jahren unserer toten Kameraden am Donauufer, auf dem Vranovoberg und in den Tälern der schäumenden Morawa gedenken, dann senken wir auch vor dem serbischen Heer von 1915, das damals bis zur Vernichtung um die Freiheit seiner Heimat litt und stritt, in ehrenvollem Gedenken den Degen.

Quellennachweis

I. Kluck vor Paris

Reichsarchiv: „Der Weltkrieg 1914—1918." Bd. III. und IV. Berlin 1926. (Amtliches deutsches Kriegswerk.)

Reichsarchiv: „Schlachten des Weltkrieges 1914—1918. Das Marnedrama 1914." Bd. XXII—XXVI. Oldenburg 1926.

A. v. Kluck: „Der Marsch auf Paris und die Marneschlacht." Berlin 1920.

H. v. Kuhl: „Der Marnefeldzug 1914." Berlin 1921. — „Der Weltkrieg 1914—1918." Bd. I. Berlin 1929.

„Les armées françaises dans la grande guerre." Tome I^3. Paris 1923/24. (Amtliches französisches Kriegswerk.)

Palat: „La grande guerre sur le Front occidental." Tome VI. Paris 1920.

W. Bloem: „Vormarsch." Leipzig 1934.

K. Richter: „Ja — damals 1914." Zerbst 1935.

Kabisch: „Das Volksbuch vom Weltkrieg." Stuttgart 1931.

W. Hau: „Beiträge zur Geschichte des Regiments Hamburg." Hamburg 1924.

Feldzugsgeschichten: Grenadier-Regimenter 2, 8, 9, 12, 89;
— Füsilier-Regimenter 34, 35, 36, 86, 90;
— Infanterie-Regimenter 14, 24, 26, 48, 49, 52, 64, 66, 72, 75, 76, 84, 85, 93, 153;
— Feldartillerie-Regimenter 3, 4, 9, 18;
— Res. Feldart.-Regiment 7, 22;
— Kriegsakten der 7. und 22. Reserve-Division;
— Kriegstagebücher der Res. Inf.-Reg. 32, 36, 82.

II. Die Todesbataillone von Borowo.

Reichsarchiv: „Der Weltkrieg 1914—1918." Bd. V. Berlin 1930 (Amtliches deutsches Kriegswerk).

Ludendorff: „Meine Kriegserinnerungen." Berlin 1919.

v. Wulffen: „Die Schlacht bei Lodz." Oldenburg 1918.

Daniloff: „Rußland im Weltkrieg 1914/15." Jena 1925.

Feldzugsgeschichte des Res. Feldartillerie-Regiments 49.

Kriegsakten und Kriegstagebücher der 49. Res.-Division, der Res. Infanterie-Regimenter 225, 226, 227, 228, des Res. Feld.-Art.-Reg. 49 und des Res. Fußartillerie-Regiments 6.

III. Die Winterschlacht in Masuren.

Reichsarchiv: „Der Weltkrieg 1914—1918." Bd. VII. Berlin 1931.

v. Hindenburg: „Aus meinem Leben." Leipzig 1921.

Ludendorff: „Meine Kriegserinnerungen." Berlin 1919.

Hofmann: „Der Krieg der versäumten Gelegenheiten." München 1923.

Daniloff: „Rußland im Weltkrieg 1914/15." Jena 1925.

Sir A. Knox: „With the Russian Army 1914—17." London 1921.

Feldzugsgeschichten: Grenadier-Regiment 4, Füsilier-Regiment 33;
— Infanterie-Regimenter 17, 70, 97, 138, 147, 174;
— Feldartillerie-Regiment 8, 15, 31;
— Ulanen-Regiment 8.

Kriegsakten 1. Kavallerie-Division, der 78. 79. und 80. Reserve-Division und der 11. Landwehr-Division.

Kriegstagebücher der Res. Inf.-Reg. 261 und 262.

IV. Loretto 1915.

Reichsarchiv: „Der Weltkrieg 1914—1918." Bd. III. Berlin 1930.

Palat: „La grande guerre sur le front occidental." Bd. VIII. und IX. Paris 1922.

W. Beumelburg: „Loretto". Oldenburg 1928.

Humbert: „Avec la division Barbot." Paris 1921.

„Pages de gloire de la division marocaine." Paris 1920.

„Westfalen im Weltkriege." Stuttgart o. J.

Feldzugsgeschichten: Grenadier-Regiment 109, 110;
— Infanterie-Regiment bayr. 2, 7, 11; Landwehr Inf.-Reg. 39;
— Feldartillerie-Regiment 14, 50;
— 1. Bayr. Jäger-Batl.; 1. bayr. Res. Jäger-Batl.

Kriegsakten und Kriegstagebücher der 28. Inf.-Division, des I. bayr. Reservekorps, des Leibgrenadier-Reg. 109.

V. Das letzte Aufgebot.

„Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914—1918." Herausgegeben vom Österreichischen Bundesministerium für Heereswesen. Bd. II. Wien 1931.

General der Infanterie Conrad v. Hötzendorf: „Aus meiner Dienstzeit." Bd. IV. Wien, 1921—25.

Pichler: „Der Krieg in Tirol 1915/16." Innsbruck 1924.

Pfersmann: „Vom stillen Heldentum eines Volkes." (Aus der Sammlung „Im Felde unbesiegt" Bd. III.) München 1923.

Paul Lindenberg: „Unter Habsburgs Fahnen gegen Italien." Stuttgart 1915.

Feldzugsgeschichten: „Das Bayr. Inf.-Leib-Regiment im Weltkrieg." München 1931.

— G. Jakoncig: „Tiroler Kaiserjäger im Weltkrieg." Innsbruck 1931.

„Kaiserjäger-Treue". Innsbruck 1930.

— G. Barth: „Tiroler Landesschützen — Kaiserschützen." Innsbruck 1930.

Dr. A. Mörl: „Die Standschützen im Weltkrieg." Innsbruck-Wien 1934.

R. Huchler: „Das Standschützen-Bataillon Dornbirn im Weltkrieg." Dornbirn 1927.

„Das österr. Landsturm-Bataillon 165 an der italienischen Front." Innsbruck.

VI. Brennende Champagne.

Kronprinz Wilhelm: „Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf." Berlin 1923.

Reichsarchiv: „Der Weltkrieg 1914—1918." Bd. IX. Berlin 1933. (Amtliches deutsches Kriegswerk.)

H. Stegemann: „Geschichte des Krieges." Bd. III. Stuttgart 1919.

„Les armées françaises dans la grande guerre," Tome III. Paris 1923—26. (Amtliches französisches Kriegswerk.)

Palat: „La grande guerre sur le front occidental," Bd. IX. Paris 1922.

Jean Martet: „Clemenceau spricht." Unterhaltungen mit seinem Sekretär. Übersetzung von M. Hesse. Berlin 1930.

„Pages de gloire de la division marocaine." Paris 1920.

„History of the Great War" based on officiel Documents by direction of the Historical section of the Commitee of Imperial Defence. Vol. IV. London 1928. (Amtliches Britisches Kriegswerk.)

Sir G. Arthur: Life of Lord Kitchener, London 1920.

Churchill: Weltkrisis, Leipzig 1926.

Feldzugsgeschichten: Grenadier-Regimenter 8, 12, 110; Füsilier-Reg. 35;
— Infanterie-Regimenter 52, 74, 78, 91, 158, 184;
— Feldartillerie-Regimenter 10, 18, 54; Res. 21, 24;
— Res. Inf.-Regimenter 17, 28, 29, 80, 100, 103, 104, Res. Jäger-Batl. 13;

Zeitschrift „Deutsche Wehr" Nr. 24/1935.

VII. Stirb und werde.

Reichsarchiv: „Der Weltkrieg 1914—18." Bd. IX. Berlin 1933. (Amtliches deutsches Kriegswerk.)

Reichsarchiv: „Schlachten des Weltkrieges", Bd. XI. u. XVI.

„Österreich-Ungarns letzter Krieg." Bd. I. und III. Wien 1932. (Amtliches Kriegswerk.)

„Les armées françaises dans la grande guerre". Tome VIII. 1.

„Serbiens großer Krieg für die Befreiung und Vereinigung der Serben, Kroaten und Slovenen." Bd. XIII. Belgrad 1925/26. (Amtliches Kriegswerk.)

M. Schwarte: „Der Große Krieg 1914—18." Bd. II. Leipzig 1922.

v. Kneußl: „Aus der Geschichte der 11. bayr. Division." München 1926.

H. Stegemann: „Geschichte des Krieges." Bd. I. und III. Stuttgart 1918.

Corni: „La grande guerre dans les Balkans." Paris 1932.

v. Montbé: „Die Märker im Weltkrieg." Berlin 1928.

Nédeff: „Les opérations en Macedoine." 1915—18. Sofia 1927.

Feldzugsgeschichten: Grenadier-Regiment 119, Bayr. Inf.-Leib-Regiment;
— Infanterie-Regimenter 3. bayr., 20, 24, 32, 59, 64, 71;
— Feldartillerie-Regimenter 3, 13;
— Res. Infanterie-Regimenter 202, 206, 208;
— Res. Feldartillerie-Regimenter 25, 44.

54281

Ein zweiter Band der Soldatischen Studien: „Bis zum letzten Hauch", der die Kriegsschauplätze Frankreich, Italien, Kleinasien, auf der Nordsee und im Mittelmeer in den Jahren 1916—1918 behandelt, ist in Vorbereitung. Auf Anfragen ist der Verlag jederzeit gern zur Auskunft bereit.

BIBLIOTEKA
ASG
NAUKOWA
24137